Germ. g.
186 k

Heigel

Frauen-Bibliothek.

Ein Cyclus von Werken

über

Kunst und Wissenschaft

für

Frauen und Jungfrauen.

Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1880.

Die

Deutschen Kaiser.

Von

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dr. K. Th. Heigel.

BIBLIOTHEK
DER
ALLG. ZEITUNG

Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1880.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Vorwort.

Das Buch ist den Frauen gewidmet, aber ich verwahre mich von vorn herein gegen die geläufige Auffassung solcher Widmung. Ich nahm darum meine Aufgabe nicht weniger gewissenhaft und wählte den Ton nicht minder ernst. Plaudernd die Geschichte unsrer Kaiser vorzutragen, schien mir weder der Würde des Gegenstands, noch der Würde der Frauen angemessen. Der Theilnahme für das Thema bin ich mir gewiß. Der Reiz jeder Biographie beruht darin, daß sie die Entwicklung einer Persönlichkeit vor Augen bringt. Wenn aber die Personen, wie die Helden meines Buchs, das Schicksal einer Nation, unsrer Nation sind, haben sie in deutschen Landen erhöhtes Interesse, und jeder Historiker wird es fesseln, der sie in der Wahrheit lebendig macht. Die gebotene Rücksicht auf den Umfang des Buchs legte allerdings Beschränkung auf, manche wichtige Abschnitte mußten aphoristischer gehalten werden, als es dem Verfasser erwünscht sein konnte. Es galt, aus der Fülle der Ereignisse diejenigen herauszugreifen, die auch für die Zukunft entscheidend waren, die über die Bedeutung des Augenblicks hinaus eine allgemeine und ewige hatten. Es durften jene Momente nicht übergangen werden, die für den Charakter des Herrschers

Licht und Erklärung sind. Es galt endlich, auch das culturgeschichtliche Element nicht völlig außer Acht zu lassen, das heißt, die wechselnden Schicksale des Volks in die Geschichte seiner Fürsten zu verflechten.

Die Geschichtswissenschaft hat gerade in Deutschland und auf dem Gebiet deutscher Geschichte während der letzten Jahre staunenswerthe Resultate erzielt. Neue Kritik des Textes und des Werths der Quellen warf auf die Entwicklung von Menschen und Zeiten neues Licht. Zwar nicht in das Labyrinth der Quellenforschung soll die Leserin folgen, aber den Ergebnissen der großartigen Untersuchungen nicht fremd bleiben. Der enge Rahmen erlaubte nicht, all' die bahnbrechenden Meisterwerke, auf welche der Verfasser sich stützte, nach Gebühr zu charakterisiren, doch sind die hervorragenden in der Regel genannt, als Wink für die Leserin, wo sie ein wahr und treu ausgeführtes Lebensbild des Helden finden könne, von dem ich nur den Schattenriß zu geben vermochte. Wörtliche Einführung einzelner Charakterschilderungen aus den Quellen selbst schien mir hie und da am Platze, da sie nicht bloß die geschilderte Persönlichkeit, sondern auch die Denk- und Schreibweise des Zeitalters offenbaren.

Möge das kleine Werk des stolzen Titels nicht allzu unwerth sein, mög' es den Weg zu deutschen Frauenherzen finden!

München, October 1879.

Dr. K. Th. Heigel.

Inhalt.

	Seite
Karl der Große und die deutschen Karolinger	1
Konrad I.	25
Heinrich I.	29
Otto I.	37
Otto II.	56
Otto III.	61
Heinrich II.	71
Konrad II.	82
Heinrich III.	88
Heinrich IV.	100
Heinrich V.	116
Lothar	122
Konrad III.	128
Friedrich I.	135
Heinrich VI.	159
Philipp und Otto IV.	167
Friedrich II.	176
Konrad IV. und Wilhelm	188
Interregnum	191
Rudolf I.	193
Adolf	201
Albrecht I.	206
Heinrich VII.	212
Ludwig der Baier	219

	Seite
Karl IV.	234
Wenzel	243
Ruprecht von der Pfalz	248
Sigmund	251
Albrecht II.	261
Friedrich III.	263
Maximilian I.	270
Karl V.	283
Ferdinand I.	298
Maximilian II.	303
Rudolf II.	307
Matthias	313
Ferdinand II.	318
Ferdinand III.	330
Leopold I.	335
Josef I.	342
Karl VI.	346
Karl VII.	353
Franz I.	360
Josef II.	369
Leopold II.	382
Franz II.	387
Interregnum bis zur Wiederherstellung des deutschen Kaiserreichs	397

Karl der Große
und die deutschen Karolinger.
768 — 911.

Der Streit über den Geburtsort Kaiser Karls ist noch nicht entschieden und wird wohl auch, wenn nicht etwa eine neue Quelle aufgefunden werden sollte, niemals eine genügende Lösung finden. Paris und Lüttich, Heristal und Worms haben ihre Vertheidiger, doch keines der Zeugnisse, die zu einander in schroffem Widerspruch stehen, ist, für sich betrachtet, beweisender Kraft. Noch immer hat das merkwürdige Wort des wohlunterrichteten ersten Biographen des großen Kaisers, Einhard, volle Geltung: „Von seiner Geburt und Kindheit, ja sogar von seinen Knabenjahren läßt sich nicht wohl schreiben, da weder durch schriftliche Denkmale irgend etwas Bestimmtes überliefert ist, noch ein lebender Zeuge sich finden läßt, der hievon Kenntniß hätte."

Schon aus diesem Grunde wäre es nicht gerechtfertigt, Karl den Großen im eigentlichen Sinne des Worts als deutschen Kaiser zu bezeichnen. Aber auch sein König=

und Kaiserthum selbst hat keine Eigenschaften aufzuweisen, um deren willen die deutsche Nation ein besonderes Vorrecht beanspruchen könnte, ihn den ihren zu nennen. Freilich ist dies auch den Franzosen nicht gestattet. Karl war ein Herrscher der Franken, der den vom Frankenstamm unterworfenen Völkern germanischer Zunge ebenso wenig einen Vorzug einräumte, wie den Romanen, und mit seiner Königsherrschaft lediglich an das merovingische Reich, mit seinem Kaiserthum an die römische Cäsarenreihe anknüpfte. Da aber die austrasischen Franken sich in der Folge als der eigentliche Kern der deutschen Nation darstellen, da die deutschen Kaiser sich selbst als direkte Nachfolger Karls des Großen ansahen und ganz und gar in seinen Ideenkreis eingingen, da also wenigstens mittelbar das römische Kaiserthum deutscher Nation als eine Fortsetzung des fränkischen auftritt, darf an die Spitze jener langen Reihe stolzer Herrschergestalten des deutschen Reichs der gewaltige Karl, dieser Atlas, der das ganze Mittelalter auf seinen Schultern trägt, gestellt werden.

Die Anfänge seiner Regierung, die das gesammte Abendland umgestaltete, sind nicht frei von Schuld und Makel. Obwohl der jüngere Sohn König Pipins, wußte Karl, wie alle hervorragenden Träger weltgeschichtlicher Missionen eine despotisch angelegte Natur, schon bei Lebzeiten des älteren Bruders Karlmann die Alleinherrschaft anzubahnen. Nur der frühzeitige Tod Karlmanns verhinderte den Ausbruch eines Krieges zwischen beiden Brüdern und die rasche Flucht der Wittwe Gerberge mit ihren zwei Söhnen zum Langobardenkönig beweist, daß sie sich vor einem Gewaltakt des ehrgeizigen Schwähers nicht sicher glaubte. Eine fest geregelte Erbfolgeordnung scheint im Frankenreiche nicht bestanden zu haben. Jedenfalls gelang es Karl, der über die Macht verfügte, mit leichter Mühe, auch die Rechtsfrage nach seinem Wunsche zu lösen: auf einer Reichsversammlung zu Corbeni

bei Laon 771 erlangte er die Zustimmung der Vasallen seines Bruders zur Nachfolge in der südlichen Reichshälfte, so daß wieder das ganze Reich Pipins unter einer Herrschaft vereinigt war. Die Rechtsansprüche der Neffen fanden zwar einen Anwalt am Langobardenkönig Desiderius, dessen Tochter der junge Karl gefreit, nach kurzer Zeit aber verstoßen hatte, doch ward hiedurch das Schicksal des Langobardenreiches, wo unter dem Einflusse einer nicht erworbenen, sondern vorgefundenen, fremdartigen und deshalb schädlichen Cultur ein Zustand gefährlichster Entnervung eingerissen war, nur beschleunigt. Ein Streit des römischen Stuhls mit Desiderius gab den Anlaß zum Ausbruch offener Feindseligkeiten. Papst Hadrian I. forderte den Frankenkönig auf, gleich seinem Vater Pipin das Recht des hl. Petrus zu vertheidigen und dem bedrängten Rom zu Hilfe zu kommen. Das langobardische Reich stand der Verbindung der Franken mit Rom, die schon Pipin ins Auge gefaßt hatte, im Wege, es mußte daher seine Unterwerfung versucht werden. 773 drang Karl mit Heeresmacht in Italien ein. In den Klausen bei Susa suchte Desiderius den Durchmarsch zu verwehren, Karl ließ indeß durch einen Theil seiner Truppen den Engpaß umgehen und nöthigte die Langobarden zum Rückzug nach Pavia. Die Einnahme der stark befestigten Stadt gelang dem fränkischen Heer erst nach langer Belagerung und nur in Folge des Abfalls vieler langobardischer Großen im Juni 774. Vorher noch hatte Karl mit dem Papst in Rom eine Zusammenkunft gehabt und die Schenkung, mit welcher zwanzig Jahre früher sein Vater Pipin den Grund zur weltlichen Machtstellung der Päpste legte, erneuert. Dabei blieb jedoch er selbst der oberste Herr in allen Gebieten der Kirche; das Volk mußte ihm, wie dem Papst, den Treueeid leisten. So war schon bei Weitem der größere Theil von Italien den Franken unterthan und Karl nahm neben dem Titel eines

Patricius von Rom auch denjenigen eines Königs der Langobarden an.

Weit schwieriger aber als die Besitzergreifung Italiens war der Kampf gegen die Sachsen, die unter den germanischen Nachbarstämmen allein neben den Franken bisher ihre Unabhängigkeit behaupteten. Der uralte Gegensatz zwischen beiden Völkern war jetzt noch dadurch verschärft, daß die Franken das Christenthum angenommen hatten, die Sachsen aber „in ihres Herzens Härte", wie der Missionar Lebuin klagte, dasselbe als „schimpflichen Sklavencultus" zurückwiesen, daß ferner bei den Franken die Monarchie ausgebildet war, während sich bei ihren Nachbarn an der Ostgrenze noch die alte uneingeschränkte Volksfreiheit erhielt. Auch hier eröffnete Karl im Namen der Kirche den Krieg. Es war von vorneherein nicht bloß darauf abgesehen, der Belästigung des fränkischen Grenzgebiets durch räuberische Einfälle ein Ende zu setzen, sondern Sachsen als ein christliches Land dem fränkischen Reich einzuverleiben. Es mochte ihn zu diesem schwierigsten Unternehmen, wie sein jüngster Biograph Abel annimmt, vornehmlich die Absicht bewegen, das deutsche Element im fränkischen Reich möglichst zu verstärken, da ihm durch Karlmanns Erbe vorwiegend romanische Länder zugefallen waren. Das Schwert sollte erobern, das Christenthum die Eroberung festigen; der Krieg hatte eine politische und eine religiöse Seite. Ihn zu Ende zu führen, war eine mehr als dreißigjährige Blutarbeit nöthig. 772 rückte Karl zum Erstenmal von Worms gegen die Engern im Mittelpunkt Sachsens vor und erst 804 konnte, ohne daß ein besonderer Friedensschluß erfolgt wäre, wie Einhard sagt, als völlig gelungen gelten, „daß die Sachsen dem Götzendienst entsagten, von den heidnischen Religionsgebräuchen abließen, die Sakramente des christlichen Glaubens und der christlichen Religion annahmen und, mit den Franken vereinigt, Ein Volk mit

ihnen bildeten.“ „Kein Krieg, den je das Frankenvolk führte, war so langwierig, blutig und mühevoll wie dieser,“ erklärt der nämliche Geschichtschreiber; wenn er aber die Ursache darin erblickt, daß die Sachsen als Heiden sich nicht scheuten, göttliches und menschliches Recht zu übertreten, so wird diese Erklärung merkwürdig illustrirt durch die Thatsache, daß der christliche König Karl nach einer Schilderhebung des tapfersten Sachsenführers Widukind in Verden 4500 Gefangene an Einem Tage enthaupten ließ. Allerdings darf dabei nicht verschwiegen werden, daß den Zeitgenossen die Härte, die sich in diesem Strafgericht kundgibt, nicht anstößig war; die Königsannalen berichten darüber wie von einer keineswegs auffälligen Thatsache. Der Kampf der Sachsen gegen die fränkischen Unterdrücker war das letzte Aufflackern des Heidenthums im Abendland; er scheiterte namentlich durch den Mangel an innerer Einheit, denn nur vorübergehend konnte Widukind, der gefeierte Held dieses Volkskriegs, die Stämme zu gemeinschaftlichem Angriff oder Widerstand vereinigen. Das Fruchtlose aller Anstrengungen erkennend, unterwarf er sich und ließ sich in Attigny taufen, wobei Karl selbst durch Uebernahme der Pathenstelle den tapferen Gegner ehrte. Allein auch nach diesem glänzenden Erfolg der Politik des Frankenkönigs zwangen ihn noch oft Aufstände und Verwüstungszüge der trotzigen Sachsen, an die Elbe zu ziehen. Erst nachdem das Land unter strenge Kirchenzucht und unter Verwaltung und Gerichtsbarkeit fränkischer Grafen gestellt war, gewöhnte sich auch hier der Volksgeist an monarchisches und christliches Gemeinwesen.

Von Sachsen weg rief ihn 778 der Nothschrei einer arabischen Gesandtschaft an die südliche Grenze seines Reiches, wo Abderrhaman, Kalif von Cordova, mit Besorgniß erregendem Glück seine Herrschaft ausbreitete. Auch zum Zug über die Pyrenäen bewogen ebenso politische, wie religiöse Gründe.

Demüthigung des Omajaden war sein Ziel, als beste Gelegenheit, sich vor der ganzen Christenheit als Träger des Schwerts Christi zu zeigen. Der Feldzug verlief aber nicht glücklich. Die Hoffnung, die von Abderrhaman bedrückten oder gefährdeten Emire als Bundesgenossen zu gewinnen, schlug fehl und bei dem Rückzug durch das Gebiet der Basken wurde der Nachtrab des Frankenheeres im Thal von Roncesvalles überfallen und vernichtet. Auf die schlichte Mittheilung Einhards, daß bei diesem Unfall auch Hruodland, Befehlshaber der bretagnischen Mark, unter den Gefallenen war, beschränkt sich — außer einer unbedeutenden urkundlichen Erwähnung — unser historisches Wissen über diesen Helden, der, wie der Sachsenhäuptling Widukind, schon im elften Jahrhundert Mittelpunkt eines eigenen Sagenkreises war. Wenn übrigens auch der spanische Feldzug nicht nach Wunsch verlief, so blieb er doch nicht ohne Erfolg. Die Aquitanier, die bisher nur in lockerem Abhängigkeitsverhältniß gestanden, wurden unter unmittelbare fränkische Verwaltung gebracht und die in Spanien angeknüpften Verbindungen erleichterten später die Eroberung der spanischen Mark.

Auch im italischen Reich mußten wiederholt durch persönliches Erscheinen des neuen Herren die immer noch schwierigen Verhältnisse geordnet werden. Schon 781 wurde durch Salbung von Karls Söhnen durch Papst Hadrian dem Königthum der Familie die kirchliche Weihe ertheilt, immer deutlicher offenbart sich der große Plan Karls, ein Gottesreich auf Erden zu stiften durch das fränkische Schwert und den Segen der Kirche. Der älteste Sohn, Pipin, erst vier Jahre alt, wurde als König von Italien eingesetzt, ohne daß jedoch der Vater die Absicht hegte, Italien vom übrigen Reich unabhängig zu stellen.

Fast Jahr für Jahr mußte Karl das Schwert ziehen, nicht bloß um seine Herrschaft zu erweitern, sondern auch um

im Innern Frieden und Ordnung aufrecht zu halten, die durch den Hader der Herzoge und Grafen unter einander und mit dem König gefährdet waren. Der mächtigste der Vasallen war der Baiernherzog Tassilo, dessen Land sich immer eine gewisse Unabhängigkeit gewahrt hatte und mit den Langobarden in engster Waffengemeinschaft stand. Zwar beugte er sich vor der Uebermacht Karls und gelobte in Worms Gehorsam und Treue, aber insgeheim unterhielt er nach wie vor mit den Feinden seines Lehensherrn Verbindung, so daß das bairische Volk selbst vom Herzog abfiel und ihm dadurch offenen Widerstand unmöglich machte. Noch einmal unterwarf sich Tassilo auf einem Reichstag auf dem Lechfeld. Da er aber neuerdings mit den Avaren und wahrscheinlich auch mit den Griechen, die das Anwachsen des abendländischen Reichs mit Schrecken erfüllte, in Verbindung trat, ereilte ihn ein trauriges Geschick. Zu Ingelheim wurde er 788 des Treubruchs angeklagt und die ganze Versammlung sprach einmüthig das Todesurtheil aus. Karl milderte die Strafe in Absetzung und Exil; der Herzog und seine Söhne wurden zu Mönchen geschoren und in verschiedene Klöster gesteckt. Mit der Selbständigkeit Baierns war es zu Ende und es war gleichgiltig, daß damals schon gegen die Rechtmäßigkeit des Verfahrens Bedenken erhoben wurden. Auch die übrigen Feinde des Königs wurden, wie ein Mönch von Petau schreibt, „mit Hilfe des allmächtigen Gottes, der für ihn kämpfte, wie für Moses und die Kinder Israel, als Pharao versenkt ward im rothen Meer", rasch zu Paaren getrieben. Das Gebiet der Avaren jenseits der Ens wurde siegreich durchzogen, die slawischen Wilzen oder Liutizen zwischen Elbe und Oder kamen unter fränkische Botmäßigkeit und die Griechen erlitten in Unteritalien schwere Niederlage. Seit Jahrhunderten hatte kein Heerführer mit solch blitzartiger Schnelligkeit nach allen Himmelsrichtungen hin gefährliche Angriffe abgewehrt und

weit ausgedehnte Länder unterworfen. Ebenso glücklich wurde eine Verschwörung gegen Thron und Leben des Mächtigen, an deren Spitze einer seiner eigenen Söhne stand, im Keim erstickt.

Mit vollstem Recht konnte Karl sich als faktischen Nachfolger der weströmischen Kaiser ansehen, und da die Kirche zu ihrem Schutze eines weltlichen Schwertes bedurfte, wurde auch die Idee des römischen Kaiserreiches wieder verwirklicht. Am Weihnachtstage 800 wurde Karl in der Peterskirche von Papst Leo III., den er gegen einen Anschlag der Römer vertheidigt hatte, zum römischen Kaiser ausgerufen und gekrönt. Damit war die Erbschaft des römischen Reichs auf König und Stamm der Franken übertragen. „Nicht dahin aber,“ sagt Giesebrecht, „hat Karl als römischer Kaiser getrachtet, die Zwingherrschaft des heidnischen Roms über die Welt herzustellen, in Vergessenheit gerathene Rechte der alten Imperatoren wieder in das Leben zu rufen und so eine schrankenlose Gewalt sich zu gewinnen; seine Vorstellung von der neuen Macht, die ihm als Kaiser zufiel, beruhte vielmehr durchaus auf jener religiös-politischen Idee, welche die abendländische Kirche vom Kaiserthum in sich ausgebildet hatte ... Der neue Kaiserstaat ruht wesentlich auf kirchlichen Grundlagen; sein Ideal ist kein anderes, als das Gottesreich auf Erden, in dem der Kaiser von Gott selbst zu seinem Statthalter eingesetzt ist, damit er alles Volk, nach Nationen, Ständen und Rangstufen gesondert und geordnet, den göttlichen Absichten gemäß leite und regiere; in diesen gesonderten Klassen des Volkes stellen sich die natürlichen Glieder des einen großen Staatskörpers dar, dessen Haupt der Kaiser ist; wie er an seiner Stelle, so haben auch sie in ihrem Kreise einzeln ihre besondere Aufgabe in der göttlichen Weltordnung und müssen zur Erfüllung derselben vom Kaiser angehalten werden; jeder Einzelne aber muß nach dem Willen und dem

Gesetze Gottes leben, und der Kaiser hat das Schwert erhalten, die Uebelthäter zu strafen. In diesem Sinne erfaßte Karl seine Stellung; in diesem Sinne begann er seine kaiserliche Regierung."

Es ist gewiß nicht bloß aus der politischen Lage zu erklären, daß Karl nach Erlangung der Kaiserwürde weniger häufig sich in kriegerische Unternehmungen einließ oder doch nicht selbst an den Heerfahrten Theil nahm. Seine Sorge richtete sich vielmehr jetzt auf inneren Ausbau des großen Reiches, auf normale Entwicklung der Gesetzgebung und Beförderung und Ausbreitung der Cultur. Häufiger und länger als früher verweilte er auf seinen Pfalzen zu Aachen und Ingelheim im Kreise seiner Familie und seiner Paladine, der hervorragenden Feldhauptleute und gelehrtesten Cleriker. Aus dieser Zeit stammt das Bild, das Einhard, der sich selbst des Vertrauens seines kaiserlichen Herrn rühmen konnte, von der Persönlichkeit Karls entworfen hat. Man nahm daran Anstoß, daß Einhard seinem Vorbild, dem Geschichtsschreiber der römischen Kaiserzeit Suetonius, in der Zeichnung seines Helden so genau folgte, daß Kaiser Karl große Porträtähnlichkeit mit Octavianus Augustus aufweist. Die genaueste Untersuchung ergab jedoch, daß die Benützung Suetonischer Phrasen im Ganzen und Großen die Wahrheit der Schilderung Karls nicht beeinträchtigte, wenn auch die Originalität seiner Erscheinung nicht zum richtigsten Ausdruck gelangen konnte, und weniger der fränkische Volkskönig als der nach Wiederbelebung des antiken Staats- und Geisteslebens trachtende Imperator sich uns zeigt. Vor allem dürfen wir als wahr und zuverlässig annehmen, was Einhard, der in Karls nächster Umgebung lebte, über die Lebensweise und überhaupt über die rein menschliche Seite seines Wesens berichtet.

„Karl war von breitem, kräftigem Körperbau, von stattlicher, jedoch nicht übermäßig großer Gestalt (seine Größe

betrug sieben seiner Füße), hatte rundliche Kopfbildung, sehr große und lebhafte Augen, eine Nase, die etwas über mittlere Größe hinausging, schönes weißes Haar, heiteren und leutseligen Gesichtsausdruck. Seine Gestalt war daher voll Würde und Ansehen, sowohl wenn er stand, als wenn er saß, denn, obwohl sein Hals dick und verhältnißmäßig kurz war und der Unterleib etwas vorragte, verdeckte diese Mängel das Ebenmaß der übrigen Glieder. Sein Gang war fest, seine ganze Haltung männlich, seine Stimme hell, wenn auch nicht recht passend zur Größe des Körpers, seine feste Gesundheit erst in den letzten vier Jahren vor seinem Tode von häufigen Fiebern erschüttert. In seinem Alter litt er auch an einer Lähmung des einen Fußes. Aber auch da handelte er mehr nach seinem eigenen Gutdünken als nach dem Rath der Aerzte, die ihm lästig waren, weil sie ihm riethen, die gebratenen Speisen, woran er gewohnt war, aufzugeben, und nur gekochte zu wählen. Beständig übte er sich im Reiten und Jagen, der angestammten Volkssitte gemäß, denn es dürfte kaum auf Erden ein zweites Volk geben, das sich in dieser Kunst mit den Franken messen könnte. Er liebte auch das Baden in natürlich warmen Quellen und übte den Körper im Schwimmen, worin er es zu so großer Fertigkeit brachte, daß ihm Niemand den Vorrang abgewinnen mochte. Den Bädern zulieb baute er sich auch zu Aachen eine Burg und nahm dort in den letzten Jahren bis zu seinem Tod dauernden Wohnsitz. Und nicht bloß seine Söhne lud er zum Bade, sondern auch Hofherren und Freunde, ja manchmal eine ganze Schaar von Trabanten und Leibwächtern, so daß sich hundert und noch mehr zugleich im Bade tummelten. Seine Tracht war die vaterländische, die fränkische. Auf dem Leibe trug er Hemd und Hosen von Linnen, darüber ein Oberkleid, das mit seidenen Borten verbrämt war, und Strümpfe, die Beine bedeckte er mit Binden, die Füße mit

Schuhen, im Winter schützte er Schultern und Brust durch einen Rock aus Seehund- und Zobelpelz; darüber trug er einen bläulichen Mantel und stets an der Seite das Schwert, dessen Griff und Wehrgehenk von Gold oder Silber war. Bisweilen trug er auch ein mit Edelsteinen verziertes Schwert, jedoch nur bei besonderen festlichen Gelegenheiten, oder wenn Gesandte aus fremden Ländern kamen. Ausländische Kleidung, sie mochte noch so schön sein, verschmähte er durchaus, nur einmal in Rom auf Bitten des Papstes Hadrian und noch einmal auf Andringen des Nachfolgers Leo ließ er sich mit langer Tunika und einem Mantel bekleiden und zog nach römischer Art gemachte Schuhe an. An Festtagen schritt er einher in einem mit Gold durchwirkten Gewand und mit Edelsteinen geschmückten Schuhen, eine goldene Spange hielt das Gewand zusammen, auch trug er ein Diadem aus Gold und Edelsteinen. An den gewöhnlichen Tagen aber unterschied sich sein Anzug fast gar nicht von der gewöhnlichen Volkstracht. Im Genuß von Speise und Trank war er mäßig, namentlich im Trinken, denn Trunkenheit verabscheute er an sich und den Seinigen aufs Aeußerste. Im Essen war er weniger enthaltsam, ja er klagte oft, daß das Fasten seiner Gesundheit schade. Gelage gab er nur selten und nur bei hervorragender festlicher Gelegenheit, dann aber auch für überaus zahlreiche Gesellschaft. Seine tägliche Mahlzeit bestand aus vier Gerichten, außer dem Braten, den die Jäger an Spießen zu Tisch brachten und der sein Lieblingsgericht war. Während der Mahlzeit hörte er entweder Musik oder einen Vorleser, der ihm ein Kapitel aus der alten Geschichte vortrug. Für die Schriften des hl. Augustin hatte er eine besondere Vorliebe, namentlich für diejenige „Vom Staate Gottes". Wein und andere Getränke genoß er nur sehr mäßig, selten trank er während einer Mahlzeit mehr als dreimal. Zur Sommerzeit aß er nach Tisch ein wenig Obst

und trank dazu einmal; dann entkleidete er sich wie vor der Nachtruhe und schlummerte zwei oder drei Stunden. Bei Nacht schlief er aber so unruhig, daß er oft vier- oder fünfmal aufwachte, sogar aufstand und den Schlaf unterbrach. Während des Ankleidens ließ er nicht nur seine Freunde in sein Gemach eintreten, sondern auch streitende Parteien, wenn es sich nemlich um einen Prozeß handelte, wobei seine Entscheidung nöthig war; er untersuchte dann den Fall und sprach das Urtheil, wie wenn er zu Gericht säße; ja auch alle anderen Geschäfte, die es zu erledigen oder einem der Diener aufzutragen gab, besorgte er in diesen Stunden."

So einfach waren Sitte und Lebensweise des Mannes, dessen Kriegsruhm den Erdkreis erfüllte. Karl würde aber nicht den Namen des Großen verdienen, wenn er nur wie ein asiatischer Despot mit der Schneide des Schwerts die Völker geschlagen und Tausende und aber Tausende seinem Scepter unterworfen hätte. Seine wahre Größe, sein unsterbliches Verdienst liegt auf anderem Gebiete: er ist der gewaltigste Vorkämpfer der Civilisation, dem Frankreich und Deutschland den Eintritt in die Reihe der Culturvölker zu danken haben.

Nur noch ärmliche Ueberreste der antiken Cultur treten in der Merovingerperiode zu Tage. Bildung ist nur beim Clerus, in den Stiftern und Klöstern zu finden, aber auch da nur eine seltene Blüthe. Um ein Aufraffen aus dieser Barbarei zu ermöglichen, mußte vorher auf politischem Gebiet der Staatsstreich gelingen, der an Stelle der unmündigen und unmenschlichen Merovinger ein kräftigeres Geschlecht auf den fränkischen Thron setzte. Doch brachte auch Pipins glückliche Usurpation keinen sichtbaren Fortschritt der Cultur im Frankenlande mit sich, ja schon hatte es den Anschein, als wollte auch der eiserne Karl nur auf der Bahn seines Vaters fortschreiten und durch Krieg und Eroberung allein seinen

Namen furchtbar machen. Erst dem reiferen Manne wurde es klar, daß der Schimmer kriegerischen Ruhmes einem neugeschaffenen Reiche nicht Festigkeit und Bestand zu sichern vermöge, erst vom Jahr 787 an läßt sich der Gedanke Karls verfolgen, seinen Thron nicht bloß auf die zufälligen Mittel der Gewalt, sondern auf ein höheres Recht zu stützen, durch Ausbreitung von Intelligenz und Cultur ein christliches Weltreich zu begründen, aber von diesem Zeitpunkt an gewährt er auch wirklich das erhabene Bild eines Heros der Aufklärung, der der classischen Cultur neues Leben und aus dem Mark des Germanenthums Lebenskraft gibt.

Es zeugt vom Scharfblick des Fürsten, daß er, wahrlich eine schwere Aufgabe in jenen Tagen der allgemeinen Verwilderung, von allen Seiten her die geeigneten Kräfte zu sammeln wußte und wirklich hervorragende Männer an seinen Hof zog. Vor allen verdient nächst und neben Karl den Ruhm eines Schöpfers einer neuen Periode der Angelsachse Alkuin, kein originaler Geist, der der Erkenntniß neue Bahnen geöffnet hätte, aber einer der Ersten in der Reihe jener hochverdienten Männer, die das geistige Erbe des Alterthums in christlicher Umprägung dem Mittelalter überlieferten. Neben ihm repräsentirt Peter von Pisa Italien, auch der gelehrte Geschichtschreiber der Langobarden, Paul Warnefried, wurde an Karls Hof gezogen, Leidrad, Erzbischof von Lyon, ein geborener Baier, und Theodulf von Orleans vervollständigen den engeren Kreis der zur Förderung wissenschaftlicher Bildung ins Frankenland Berufenen. Bald waren sie umgeben von einer Tironenschaar jüngerer Talente, unter denen nur der Biograph Karls, Einhard, und der Dichter Angilbert hervorgehoben seien. Von diesem intellektuellen Centralpunkt aus sollte neue Bildung im Frankenreich verbreitet werden. Man hat damit die Vorstellung einer förmlichen Schule verbunden, doch nöthigt nichts, an etwas anderes zu denken,

als an eine zwanglose Vereinigung von Gelehrten, die unter einander in regem schriftlichem und mündlichem Verkehr stehen und durch diesen gegenseitigen Ideenaustausch ihr Ziel, Vervollkommnung und Uebertragung ihrer Kenntnisse auf weitere Kreise, zu fördern gedenken. An der Spitze der edlen Societät, die in Manchem an die Humanistenakademien des fünfzehnten Jahrhunderts erinnert, steht — ein ungewöhnliches Schauspiel! — ein Franke, ein Sohn des Barbarenfürsten Pipin. Er nimmt, wie später ein Lorenzo von Medici, regsten Antheil an dem wissenschaftlichen Leben, das sich in seiner Umgebung entwickelt, beschäftigt sich mit den Streitfragen der Theologen, wie der Grammatiker, freut sich der versifizirten Spässe des Peter von Pisa, fragt bei Alkuin über eine ihm unerklärliche Erscheinung am gestirnten Himmel an, ist unermüdlich bestrebt, neue Stoffe anzuregen. Man erwäge einmal Karls des Großen ruhelose Thätigkeit als Heerführer, seine epochemachende Wirksamkeit als Staatsmann und Gesetzgeber — und doch fand er noch Zeit, mit ernsten Studien zu beginnen und sich fort und fort zu beschäftigen. Er brachte es dahin, daß er die Sprache Roms ebenso fertig wie seine Muttersprache sprechen und lesen konnte, auch Griechisch betrieb er eifrig, ja auch den orientalischen Sprachen wandte er seine Aufmerksamkeit zu. Nur in der Schreibkunst machte er geringe Fortschritte, seine an das schwere Frankenschwert gewohnte Faust war zu steif geworden für kalligraphische Künste, — aber wie rührend erhaben muthet uns der Lerneifer des großen Mannes an, der, wie Einhard erzählt, Nachts Griffel und Tafel unter den Kissen barg und schlaflose Stunden benützte, um mit ängstlicher Hand die Buchstaben seines Lehrers nachzubilden!

Dieses Studium war für ihn nicht persönliche Liebhaberei, — Alles mußte lernen, er fühlte, daß hier das wichtigste Bedürfniß der Zeit vorliege. Daher seine vielen Send=

schreiben und Verordnungen für Schulwesen, die epochemachend in der Geschichte des Unterrichts. Bei allen bedeutenderen klösterlichen Instituten läßt sich ein Aufschwung der Schulen im achten Jahrhundert aus Bildungselementen, die Karl pflegte und förderte, herleiten. An dem alten Stamme der römischen Literatur beginnt es aufs neue zu treiben und Blüthen anzusetzen, und nicht bloß hier tritt dieses Wiedererwachen des Alterthums zu Tage, sondern in allen Wissenschaften und Künsten, es dringt in alle socialen Verhältnisse ein, es ruft endlich einen völligen Umschwung des Staatslebens hervor: das alte Imperium selbst steht wieder auf, die Kaiserkrönung in Rom bringt Karls Reformen zum Abschluß.

Er verdient aber nicht etwa den Vorwurf, als habe er nur ein einseitiges Aufpfropfen römischer Cultur beabsichtigt. In Wahrheit wollte er die Bildung des alten Rom in den Strom der germanischen Entwicklung leiten, nicht aber diesen zum Stillstand bringen. Die poetische Welt der Ahnen mit ihren Wuotansliedern und Zaubersprüchen war für die Mönche ein feindliches Element; die traurige Folge war, daß fast Alles, was uns über die ältesten Zeiten Aufschlüsse geben könnte, der Vergessenheit und Vernichtung preisgegeben wurde. Nur Karls Ideenkreis war nicht so eng begrenzt, er war vorurtheilsfrei genug, eine Sammlung der noch erhaltenen Lieder und Gesänge seiner heidnischen Vorfahren anzuordnen. Bewunderung verdient vollends sein Plan, eine fränkische Grammatik schreiben zu lassen, — die Kühnheit dieses Gedankens charakterisirt schon die einfache Thatsache, daß er erst nach achthundert Jahren wieder aufgenommen wurde. Wie Karl die von den Vätern ererbte Tracht und Sitte nicht einseitig römischen Traditionen opferte, so wollte er auch in Literatur und Kunst nur eine Vermischung, eine Vermählung des Römischen mit dem Nationalen herbeiführen. Er war und blieb auch als römischer Kaiser ein echt nationaler Held, und

der Bildner, der sein Standbild zu formen hätte, müßte ihn darstellen, mit dem einfachen fränkischen Rock unter dem römischen Kaisermantel, die lateinische Buchrolle in der Linken, das breite Frankenschwert in der Rechten.

Zu höherem Aufschwung der praktischen Wissenschaften besaß die neue Bildungsepoche nicht Fähigkeit und Kraft. Dagegen ist sie verhältnißmäßig produktiv auf dem Gebiete der Geschichtschreibung, — von Geschichtsforschung kann ja für jene Zeit noch keine Rede sein. Wie immer in Perioden, die sich durch große kriegerische Thaten und wichtigen politischen Umschwung auszeichnen, ist die Vorliebe für Aufzeichnung dieser Begebenheiten lebhaft rege. Karl selbst legte hohen Werth darauf, daß seine Thaten in hellem Licht der Nachwelt überliefert würden. Unter seinem Einfluß wurden, während sich die annalistische Geschichtschreibung bisher nur auf form- und zusammenhanglose Notizen über Feldzüge, Geburts- und Todesfälle hervorragender Personen, Klosterstiftungen u. s. w. beschränkt hatte, die sogenannten Königsannalen niedergeschrieben, ein Werk, das nicht bloß als reichhaltigste Quelle von höchstem Werth, sondern auch als literarische Erscheinung, da hier zum erstenmale wieder der Versuch gemacht ist, auch über Ursachen und Zusammenhang der politischen Ereignisse und Wechselfälle zu belehren. Gleichzeitig tritt ein Franke, Einhard, mit einer biographischen Arbeit auf, die durch Klarheit der Composition und Reinheit des Stils die Bewunderung, die ihr von der Nachwelt in reichstem Maße gezollt wurde, wirklich verdient. Allerdings mahnt, wie schon erwähnt wurde, die Aehnlichkeit der Ausdrucksweise mit alten Mustern zu vorsichtiger Kritik der Glaubwürdigkeit jeder einzelnen Mittheilung, denn der Geschichtschreiber begnügt sich, wie Ranke sagt, nicht damit, den Bauriß von der Antike zu entlehnen, sondern benützt unbedenklich die antiken Säulen und Friese selbst zu seinem Werk.

Ein Merkmal der Renaissance jener Karolingerperiode, das ebenso in der Kunst zu Tage tritt. Das Münster zu Aachen, das bedeutendste Bauwerk Karls, war mit römischen Säulen geschmückt und die Verschiedenartigkeit ihrer Kapitäle und Formen hatte für den erst in Entwicklung begriffenen Kunstsinn der Zeitgenossen nichts Störendes oder Verletzendes. Auch römische Statuen in großer Zahl wurden aus Italien ins Frankenland gebracht; die Reiterstatue Theodorichs, der zuerst versucht hatte, das Germanenthum durch römische Cultur zu veredeln, mußte von Ravenna nach Aachen übersiedeln. Es geschah nicht bloß zu Schaustellung und Decoration, auch nicht um todter Nachahmung willen, sondern nach Karls Idee sollte dadurch der Kunsttrieb einheimischer Talente geweckt, der Geschmack veredelt und ein edler Wetteifer angeregt werden, damit auch in der Kunst ein Wiederaufleben des Alterthums erfolge. Und was in der Literatur unmöglich war, da sie die Volkssprache verschmähte und wahre Bildung nur gedeihen kann, wo eine ausgebildete Volkssprache vorhanden, gelang in der Baukunst wirklich. Aus den rohen Anfängen zu Aachen und Ingelheim und Nymwegen entwickelte sich ein selbstständiger, der kräftige romanische Styl, und deshalb sind diese Versuche für die Geschichte der Baukunst ebenso wichtig, wie das Zurückgreifen nach römischen Mustern im fünfzehnten Jahrhundert. Nach spätrömischen Vorbildern müssen wir uns auch die Wandgemälde ausgeführt denken, womit nach Karls Anordnung viele Kirchen und Paläste geschmückt waren, welche von den Zeitgenossen als Wunder der Kunst betrachtet wurden. Mögen diese Fresken, vorzugsweise historischen Stoffen entlehnt, — der Ingelheimer Palast beispielsweise war mit Darstellungen aus der Weltgeschichte von Ninus bis auf Karl ausgeschmückt — nach unseren Begriffen sehr unvollkommen gewesen sein, so ist doch Karls Wirken für solche Kunstthätigkeit des höchsten Beifalls würdig,

um so mehr, da er nicht bloß bei seinen eignen Bauten für diesen edlen Prunk Sorge trug, sondern auch in mehreren Gesetzen auf Herstellung und Erhaltung von Kirchenbildern im ganzen Reiche drang. Einen bedeutsamen Aufschwung können wir noch in der Miniaturmalerei erkennen; auch in den uns erhaltenen Miniaturen aus jener Zeit ist der römische Einfluß vorherrschend, doch zeigen sich namentlich in der Ornamentik frische Originalität und feiner Formensinn.

Bei all diesen neuen Schöpfungen und merkwürdigen, zum Theil großartigen Erscheinungen auf den verschiedensten Gebieten von Kunst und Wissenschaft, bei allen Veränderungen im politischen und socialen Leben, wird man immer wieder auf einen Namen zurückgeführt: überall hat der große Karl ausführend oder anregend gewirkt. Wie Alexander der Große den Orient hellenisirte, so latinisirte Karl das Abendland und suchte ein neues Weltreich auf geistige Reformen zu stützen. Staat und Kirche, die sich später so feindlich einander gegenüberstehen, laufen in seiner Person noch zusammen, er ist der Erbe des alten Rom und der christliche Held im Gegensatz zum Islam und zum Heidenthum. Wenn spätere Zeiten gelungenere Werke aufzuweisen, wenn andere Herrscher glänzendere und dauerhaftere Erfolge erzielt haben, so kann man denjenigen, die deshalb an Karls Verdienst mäkeln wollten, die Worte entgegenhalten, womit Macaulay einen in ähnlicher Weise Bahn brechenden Genius vertheidigt: „Ein solcher Vergleich erscheint uns ebenso ungerecht, als wenn man den besten Bäcker Londons mit Robinson Crusoë vergleichen wollte, der, bevor er ein einziges Brot backen konnte, seinen Pflug und seine Egge, seine Hecken und seine Vogelscheuchen, seine Sichel und seinen Dreschflegel, seine Mühle und seinen Backofen selbst zu machen hatte."

Was Karl für die Culturentwicklung des französischen wie des deutschen Volkes geschaffen, ging auch nicht unter,

denn was wahrhaft große Männer wirken, geht nie mehr ganz für die Menschheit verloren. In der nächsten Zeit freilich scheint Alles wieder begraben und verschollen; das Zeitalter Karls des Großen kann das Morgenroth der modernen Civilisation genannt werden, worauf wie an nebeligen Herbstmorgen noch einmal völlige Finsterniß folgte, aber doch war es der Vorläufer des Lichts.

Im Sommer 813 wurde Karl, während er in den Ardennen jagte, von heftigerer Krankheit denn je zuvor überfallen; er fühlte sich dadurch gemahnt, sein Reich und sein Haus zu bestellen. Nach Aachen berief er seinen jüngsten Sohn Ludwig, den einzigen, der ihm geblieben, und die Großen und Adelinge aus sämmtlichen Provinzen des Reichs. Mit Zustimmung der Versammlung gab er als seinen Willen zu erkennen, daß sein Sohn Mitherrscher werde und nach seinem Tode die Kaiserwürde erhalte. Im Münster hieß er sodann den Sohn die Krone vom Altar nehmen und sie mit eigenen Händen sich aufs Haupt setzen: ein bedeutsamer Akt, in dem man sicher mit Recht eine Demonstration gegen seine eigene Krönung durch den Papst erblickt hat. Karl wollte darthun, daß rechtmäßiger Besitz der Kaiserwürde nicht an die Krönung durch den Papst gebunden sei. Nach dieser Feier, womit er gleichsam von der Welt Abschied nahm, blieb er in Aachen, das Ende seiner Tage ruhig erwartend, mit Gebet und Almosenspende und biblischen Studien beschäftigt. Am 28. Jänner 814 endete sein thatenreiches Leben. Tief ergriffen vernahmen die Völker den Hingang des geliebten und gefürchteten Kaisers, aber von der Größe des Namens, dessen sterbliche Ueberreste die Gruft im Aachener Münster aufnahm, blieb die Vorstellung so lebendig in der Anschauung der späteren Geschlechter, daß Karl in der Volkssage als nur zeitweilig in einen Berg entrückter unsterblicher Hüter des deutschen Volks und Lenker seiner Geschicke fortlebt, um einst,

wie nach altheidnischer Anschauung Heervater Wuotan, auszuziehen zur großen Schlacht, wo nach furchtbarem Ringen die Bösen unterliegen den Söhnen des Lichts.

Wie fest schien der Bau des ersten römischen Kaisers fränkischer Nation aufgeführt zu sein, wie einheitlich schienen alle Kräfte und Gewalten in treuem Bund zusammenzuwirken, um den großen Gedanken eines friedlichen Gottesreiches auf Erden dauernd zu beleben, — und doch genügten einige Decennien, um das ganze Werk nach Inhalt und Form zu vernichten. Ludwig, ein frömmelnder Schwächling, war in allem das Gegentheil des kraftvollen Vaters, nicht bloß ein Feind von Eroberungsplänen, sondern energischen Handelns überhaupt. An seinem Hofe wird der Verfall der fränkischen Herrschermacht am schlimmsten offenbar. Die Söhne erheben sich als Feinde des Vaters und ebenso fremd wie kindliche Zucht ist ihnen geschwisterliche Pietät. Aufs schimpflichste ist das Kaiserthum erniedrigt, als der höchste „Wahrer des Rechts" selbst von den hochfahrenden Söhnen in Gefangenschaft gehalten wird. Des Vaters Tod führte die Brüder nur zu neuem Kampf. In der Völkerschlacht von Auxerre 841 wurde Ludwigs ältester Sohn, Lothar, von den Brüdern geschlagen und die Sieger verstanden dem Kampfe die religiöse Bedeutung eines Gottesgerichts zu geben: die Kaiseridee schien zu Gunsten des früher bei den Franken hergebrachten Grundsatzes der Reichstheilung vernichtet. Am Tag zu Verdun 843 wurde Karls Erbe in drei Theile gespalten. Zur rechten und zur linken Seite des Rheinstromes bildeten sich zwei Staaten, deren Einwohner, hier Romanen, dort Germanen, in Sprache, Sitte

und Eigenart so verwandt sind, daß sie allmählich zum Bewußtsein der Zusammengehörigkeit vordrangen, und in der Mitte ein dritter, Lothars Reich, Lotharingien, das, aus germanischen und romanischen Bestandtheilen zusammengesetzt, gerade deßhalb am leichtesten eine Beute bald des westlichen, bald des östlichen Nachbars ward.

Mit der Reichseinheit war aber auch die Stärke der fränkischen Macht gebrochen. Ludwig der Deutsche — der Beiname stammt aus späterer Zeit — konnte mit den Ostfranken nicht einmal mehr die eigenen Marken behaupten. Die Normannen verwüsteten ungestraft die Küstenstädte und auch die Ueberlegenheit der fränkischen Waffen über die Slaven war vernichtet. Nur im Streit über Lothars Erbe behauptete Ludwig die Oberhand. Der mit dem überwundenen Bruder geschlossene Vertrag zu Mersen 870, der den größten Theil von Lothringen mit dem ostfränkischen Reich vereinigte, ist deßhalb von epochemachender Bedeutung, weil er die erste und älteste Begründung der Ansprüche Deutschlands auf die Gebiete deutscher Zunge auf dem linken Rheinufer, — eine geschichtliche Widerlegung der in Frankreich populären Ansicht, daß der Rhein die natürliche und historische Grenze der beiden Nachbarländer.

Nur selten noch gelang eine Waffenthat, die des Ruhmes der Altvorderen würdig war. Der Westfranke Ludwig, ein Urenkel Karls des Großen, schlug einmal bei Saucourt die furchtbaren Normannen, die selbst das „heilige Aachen" geplündert und niedergebrannt hatten, und hocherfreut priesen auch die Deutschen den seltenen Erfolg. „Einen König weiß ich, heißet er Ludwig," rühmt das in jener Zeit gedichtete Ludwigslied, „der gerne Gott dienet, daß er es ihm lohnet, er erhob die Gunfanon (Gonfalon, Kriegsfahne), nahm Schild und Speer, ritt kühn und sang ein heilig Lied!" Aber der einzige Karolinger, der des Sanges werth war, starb früh und wie

zum Spott gab das Geschick des großen Ahnherrn ganzes Reich dem Unfähigsten, dem „dicken“ Karl. Der zeigte sich der Aufgabe, Schützer des Frankenreichs zu sein, nicht gewachsen, darum sagten sich die Völker 887 wieder von ihm los und die auf kurze Zeit hergestellte Reichseinheit zerfiel jetzt auf immer. Die Ostfranken wählten sich einen Blutsverwandten des karolingischen Hauses, Arnulf, zum König, in dem sich nochmals des Hauses angestammte Kraft zu verjüngen schien. An der Dyle, wo „wie Stahl und Stein die Heere an einander schlugen,“ behauptete er gegen die Normannen die Wahlstatt 891. Auch die Kaiserkrone erstritt er sich, ohne daß ihm jedoch gelang, eine wahrhaft kaiserliche Stellung zu erringen. Nach seinem Tode 899 war sogar zweifelhaft, ob nicht ganz Ostfranken in verschiedene Stammesherzogthümer zersplittere, und nur mit Hilfe des Klerus, der sich überhaupt bis zu den Tagen Heinrichs IV. als kräftigste Stütze der Centralgewalt erwies, wurde die Wahl des sechsjährigen Sohnes Arnulfs, Ludwig, durchgesetzt. Kaum war jedoch dieser letzte Karolinger Sprößling deutschen Stammes als König ausgerufen, so begannen die Magyaren, die, vom Ural herabgewandert, an den Ufern der Theiß sich niedergelassen hatten, ihre Streifzüge über die deutsche Ostgrenze, und alles Volk wich vor den windschnellen Bogenschützen, wie vor Unholden, scheu und bestürzt zurück. Jahr für Jahr erneute sich der Angriff. Statt daß man auf gemeinsame Abwehr der gemeinsamen Gefahr sann, löste sich der Verband der Stämme mehr und mehr, jeder dachte nur an eigene Rettung. Was die Raubsucht der gefürchteten Feinde nicht zerstörte, ging durch Habgier und Zügellosigkeit der eigenen Großen zu Grunde. Wie entartet jetzt die streitbaren, kriegslustigen Germanen, beweist die schimpfliche Thatsache, daß bei Aufruf des Heerbannes ein königliches Gebot erlassen wurde: jeder, der sich dem Reichs-

banner durch Flucht entzieht, soll durch den Strick sterben. Ein durch Furcht vor dem Galgen zusammengetriebenes Heer konnte mit seiner veralteten Kampfweise gegen einen so gefürchteten Feind keinen Sieg erringen. Tausende erlagen am Tage der Schlacht und aber Tausende von Wehrlosen fielen den brennenden und sengenden Siegern zur Beute. Der König selbst entrann nur mit Mühe durch Flucht, alles deutsche Land war den Angriffen des wilden Reitervolkes und der ebenso übermüthig vordringenden slavischen Nachbarn preisgegeben.

Das Königthum besaß weder Kraft noch Ansehen, so daß nach dem Tode des ruhmlosen jungen Königs bei den einzelnen Stämmen, den Franken, Sachsen, Schwaben und Baiern, wieder die Ansicht herrschend war, man bedürfe keines Königs, und daß das Herzogthum, das früher nur eine Mittelmacht zwischen den Königen und den einzelnen Stämmen gewesen war, sich zur ersten und einzigen Machtstellung aufzuschwingen trachtete. Aber noch einmal wurde namentlich durch den höheren Clerus, der gegen die in unbequemer Nähe gefährlicheren Landesfürsten eine Stütze suchte, eine Königsgewalt über der Selbstherrlichkeit der Stämme aufgerichtet. Die Verwandtschaft des Frankenherzogs Konrad mit dem karolingischen Hause war nicht, wie man annehmen möchte, der Hauptgrund, der zu seiner Wahl zum Könige 911 bewog, die Sachsen und Franken waren vielmehr nach dem Zeugniß Widukinds Willens, dem mächtigeren Sachsenherzog Otto die Krone zu übertragen. Erst als dieser ablehnte, wurde durch Erzbischof Hatto von Mainz auf einem Reichstag zu Forchheim die Wahl auf Herzog Konrad von Franken gelenkt. Allein der im lebendigen Selbstgefühl der deutschen Stämme wurzelnde Sonderungstrieb war in der allgemeinen Verwirrung und Auflösung zu solcher Stärke gediehen, daß in Wahrheit erst wieder ein Königthum aufzurichten war.

Die einzelnen Theile zu einem Reiche zu verschmelzen, war die erste und schwierigste Aufgabe Konrads. So tritt uns Kampf des Reichsoberhaupts mit den Landesfürsten schon an der Schwelle entgegen und behauptet in wechselnder Gestalt in allen Perioden der deutschen Geschichte seine traurige Bedeutung.

Konrad I.

911 – 918.

So lange der greise Sachsenherzog Otto lebte, blieb wenigstens zwischen den beiden mächtigsten Stämmen Friede erhalten. Nach seinem Tode aber brachen auch hier Mißhelligkeiten aus, während die Baiern, Schwaben und Lothringer ohnehin von Unterordnung und Gehorsam nichts wissen wollten. Ueberall klafften Zwiespalt und Feindschaft, und durch ganz Deutschland wand sich der Krieg, der darüber entscheiden sollte, ob dem Königthum im Allgemeinen und dem Frankenstamm im Besondern Kraft genug innewohne, um ein Reich und im Reich die leitende Stellung festhalten zu können. Hilfe in diesem Streit erhielt der König vom höheren Clerus, den das eigene Interesse dazu nöthigte, zur Einschränkung der Macht der weltlichen Fürsten nach Kräften beizutragen. Dadurch wurde aber auch das Königthum abhängig von der Interessenpolitik des Kirchenfürsten und oft in schwierige Conflikte verwickelt. Wahrscheinlich kam es auch aus solchem Anlaß zum Krieg zwischen Konrad und dem Sohne des Herzogs Otto, Heinrich von Sachsen, indem Konrad im

Streit zwischen diesem und dem Erzbischof Hatto die Rechte der Mainzer Kirche vertheidigen mußte. Heinrich von Sachsen war — soweit das dürftige Quellenmaterial ein Urtheil zuläßt — in Vielem gerade das Widerspiel Konrads. In Wort und That zeigt sich der Franke als ein ritterlicher, frommer, für Wohl und Ehre des Reichs besorgter und eifrig thätiger, aber von begeistertem Enthusiasmus leicht in Niedergeschlagenheit und Energielosigkeit versinkender Idealist, — Heinrich dagegen als der praktische Realist, der, immer klar und besonnen, nur das positiv Erreichbare anstrebt, aber dann auch nicht eher rastet, bis das Ziel erreicht ist. Für solche Charaktere war ein friedliches Nebeneinander kaum möglich, und der Zweikampf zwischen den beiden mächtigsten deutschen Stämmen konnte zugleich als ein Gottesurtheil angesehen werden, ob der germanische Trieb nach individueller Selbstherrschaft und Ungebundenheit oder die romanische Centralisirungsidee, welche den Franken durch die idealen Ueberlieferungen des römischen Imperiums und durch die Kirche zugeführt war, in Deutschland zur Herrschaft gelangen soll.

Konrad schickte zuerst seinen Bruder Eberhard gegen die Eresburg an der Diemel, wo auch Karl der Große seinen ersten Angriff auf die Sachsen gerichtet hatte. Die plötzlich aus einem Hinterhalt hervorbrechenden Sachsen brachten aber ihren Gegnern eine schwere Niederlage bei und verfolgten sie bis ins fränkische Gebiet. Jetzt sammelte der König selbst, wie der Geschichtschreiber Widukind sagt, die ganze Kraft der Franken gegen Heinrich, mußte aber vor der sächsischen Uebermacht sieglos zurückweichen. Ob darauf ein förmlicher Friede zwischen den beiden Gegnern geschlossen wurde, ist nicht festzustellen; eine Verständigung scheint jedoch erfolgt zu sein, da Konrad in den letzten Jahren seiner Regierung vorzugsweise in Süddeutschland verweilte, um hier die königlichen Rechte zur

Geltung zu bringen. Aber auch hier war er nicht glücklicher. Zwar gelang es, die Herzoge von Baiern und Schwaben, die sich gegen jede Beschränkung der Selbstherrlichkeit der Herzogthümer auflehnten, zu verjagen, aber von den unbedenklich zu Hilfe gerufenen Ungarn unterstützt, konnten sie bald wieder von ihren Gebieten Besitz nehmen. Damit war eine Wiederherstellung der karolingischen Königsgewalt vereitelt. Aufgegeben mußte werden der Plan, alle politischen Institutionen Deutschlands zu einem einzigen gleichförmigen Staat umzuschmelzen, der nur von königlichen Beamten geleitet werde, — es kam die germanische Anschauung zur Geltung, daß der Staat nicht berufen sei, alle öffentlichen Lebensäußerungen des Volkes auszufüllen, sondern bloß dasjenige zu ergänzen, was die einzelnen Theile und Gruppen nicht zu leisten vermögen. So wurde, wie Löher sagt, im Gegensatz zu anderen Nationen, die mittelalterliche Staatsordnung in Deutschland kein in scharfen Linien fest abgeschlossenes Gebäude, das zwar einen einheitlichen Charakter machtvoll darstellt, aber mit ewig wiederkehrender Einförmigkeit in allen und jeden Theilen, sondern ein gothischer Bau, in welchem zahllos Individuelles zur Geltung kommt und jedes in und mit dem Uebrigen doch ein gewaltiges Ganzes bildet.

Es war aber ein trübes Bild, das sich dem ersten deutschen König in seinen letzten Lebenstagen bot. Aufstand und Verwirrung überall, nirgends Eintracht und Vertrauen! Die Spaltung, welche die deutschen Völker auseinander riß, schien bis auf den Grund zu gehen. Dazu mit schauerlicher Treue wiederkehrend Raubzüge der Ungarn und verwegene Einfälle der Dänen und Wenden. Weite Landstrecken öde und verwüstet, das Volk nach Tausenden hingemäht durch Feindesschwert, Hunger und Seuchen! Insbesondere die Kraft des fränkischen Stammes war durch die unaufhörlichen Kriegszüge fast gänzlich aufgerieben. Konrad konnte sich nicht verhehlen, daß seine

Familie nicht im Stande sein werde, die königlichen Vorrechte zu behaupten. Dessenungeachtet wurde es allezeit mit Recht als ein Akt seltener Hochherzigkeit gerühmt, daß er selbst erkannte und kundgab: nur der Gegner, Heinrich von Sachsen, an Hausmacht, Regierungsklugheit und kriegerischer Tüchtigkeit allen deutschen Fürsten überlegen, könne gegen die äußeren Feinde Schutz und Rettung bieten und auch der inneren Zerrissenheit und Verwirrung ein Ende setzen. Deshalb nahm Konrad seinen Bruder Eberhard und die fränkischen Großen förmlich in Pflicht, daß sie den Sachsenherzog zum König erhöben. Am 23. Dezember 918 starb Konrad. Dem Mahnwort des Sterbenden gehorsam, eilte Eberhard mit den königlichen Insignien, an welche die Pietät des Volkes die Weihe des Königthums knüpft, nach Sachsen und huldigte Heinrich. Zu Fritzlar wurde sodann auf einem allerdings nur von Franken und Sachsen beschickten Reichstag der sächsische Herzog nach altem Brauch auf den Schild gehoben und zum König ausgerufen. Die bekannte Episode, daß Heinrich gerade mit Vogelfang beschäftigt gewesen sein soll, als er die Kunde des Fürstenbeschlusses erhielt, kennt kein gleichzeitiger Schriftsteller; sie wird zum Erstenmal erst von den im zwölften Jahrhundert geschriebenen Pöhlder Annalen erwähnt, vermuthlich nach einem älteren Gedicht. Die nämliche Sage wurde übrigens auch in anderen Chroniken auf die Wahl Heinrichs II., sowie Rudolfs von Rheinfelden übertragen, jedoch ist wahrscheinlich, daß des ersten Sachsenfürsten Erhebung zur Königswürde die erste Anregung zur Sagenbildung gab.

Heinrich I.

919—936.

Als nüchterner, besonnener Politiker zeigt sich Heinrich sogleich auf dem Wahltag zu Fritzlar. Der Mainzer Erzbischof bot Salbung und Krönung an, Heinrich aber erwiederte, ihm sei genug, daß er König heiße und sei durch Gottes Gnade und der Fürsten Liebe, Salbung und Krönung möchten Besseren vorbehalten bleiben. Diese Antwort floß wohl kaum aus Demuth und Bescheidenheit, sondern er wollte eine kirchliche Weihe nicht empfangen, um auch den deutschen Kirchenfürsten frei und unabhängig gegenüber zu stehen.

Nun galt es, die Königsherrschaft in ganz Deutschland zur Anerkennung zu bringen. Mit der ihm eigenen Kraft und Energie, aber auch mit kluger Mäßigung führt Heinrich diese Aufgabe durch und deßhalb gelingt ihm, was Konrad vergeblich angestrebt hatte: Wiederherstellung der Einheit des Reichs.

Zuerst unterwarf er Herzog Burchard von Schwaben, dann wandte er sich gegen den Herzog von Baiern. Arnulf, den die Geschichte schreibenden Mönche, weil er das Klosterwesen in Baiern einschränkte, den Bösen nannten, war von

ebenso energischem wie ehrgeizigem Charakter. An Besitz und Macht war er dem Könige fast ebenbürtig, denn seine Herrschaft erstreckte sich nicht bloß über das eigentliche Herzogthum Baiern, sondern auch über Kärnten und den Nordgau; sein Wohnsitz war Regensburg, die bedeutendste Stadt des ganzen Reichs. Heinrich umlagerte vergeblich ihre Mauern, seinen Zweck erreichte er jedoch trotzdem durch eine Unterredung mit dem Baiernherzog. Arnulf erschien in voller Rüstung, weil er des Glaubens war, daß ein Zweikampf beabsichtigt sei; Heinrich trat ihm aber ohne Schwert und Panzer entgegen und stellte ihm in eindringlicher Rede vor, wie nöthig es sei, daß alle Stämme Deutschlands einem Führer folgen, und wie ein Widerstreben gegen den Gewählten auch Widerstand gegen Gott bedeute, der die Herzen der Fürsten und Völker lenke. Arnulf wurde überzeugt und huldigte dem König und leistete fortan in den Reichskriegen Heeresfolge, im Uebrigen regierte er unbeschränkt in seinem Lande, ohne daß Heinrich dagegen Einwendung erhob. Starke einheimische Gewalten, das ist die Summe seiner Politik, sollen den Stämmen belassen bleiben, der König aber ist höchster Richter und Kriegsherr, der Erste unter Ebenbürtigen. Lange Zeit hatte es den Anschein, als wolle er gar nicht versuchen, auch Lothringen, das ganz unter westfränkische Botmäßigkeit gekommen war, dem deutschen Reich wieder einzufügen, — in Wahrheit wollte er nur warten, bis ein glückliches Gelingen gesichert war. Als in Westfranken König Karl mit seinen Großen in Streit und Fehde verwickelt war, wurde von Heinrich die Gelegenheit rasch und kühn benützt, um ganz Lothringen zu unterwerfen und dem Reich die alte Westgrenze zurückzuerobern. So war das Reich Ludwigs des Deutschen wieder zusammengefügt, die fünf deutschen Stämme huldigten einem Oberhaupt und bald fand sich Gelegenheit zur Feuerprobe der Einigung.

Immer wieder suchten die Ungarn das Reich mit ihren Raubzügen heim. Auf ihren kleinen, aber ausdauernden Rossen durchstreiften sie ganz Deutschland und die Nachbarländer, ihrer Schnelligkeit verdankten sie einen unwiderstehlichen Bundesgenossen, den Schrecken. Mit Blitzeseile brachen sie aus den Wäldern hervor und überfielen Dörfer und Weiler, und hoch auflodernde Feuersäulen bezeichneten die Stätten, wo sie verweilt hatten. Nur die Hussitenkriege bieten ein Gegenstück zu der unter allen Umständen erstaunlichen Erscheinung, daß große und bevölkerte Reiche fast ein Jahrhundert lang durch solche ungeordnete Räuberhorden in panischem Schrecken erhalten und der äußersten Verwüstung preisgegeben werden konnten. Daß diesem Unwesen ein Ende gesetzt werde, das konnte die Nation von dem Manne erwarten, der an der Spitze des Reiches stand: es war der Prüfstein für Kraft und Werth des neuen Königthums. Den Schwaben, den Baiern, den Lothringern mußte vor Augen geführt werden, daß das Reich eine feste Burg, den Freunden zum Schutz, den Feinden zum Trutz. Heinrich ergriff auch die Aufgabe mit starker Hand, vergaß aber auch hier nicht der berechnenden Vorsicht und Zurückhaltung. Er nutzte die Gefangennahme eines ungarischen Fürsten, um einen neunjährigen Waffenstillstand zu erlangen, ja verstand sich sogar zu schimpflicher Tributzahlung. Dadurch gewann er Zeit, um die zu wirksamer Gegenwehr nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Nun trug er vor Allem Sorge für Umwallung von Dörfern und Klöstern und Bestellung genügender Burgmannschaft; damit war, wenn auch keineswegs an eigentliche Städte zu denken ist, ein bedeutsamer Schritt zur Förderung städtischen Zusammenlebens gethan, so daß er in diesem Sinne nicht ohne Berechtigung den Namen Städteerbauer führt. Um ferner dem Feinde nicht bloß hinter festen Mauern, sondern auch auf offenem Felde begegnen zu können,

wurde das ganze Heerwesen neu geordnet; alle wehrbaren Männer sollten bei einem Reichsaufgebot sich stellen, für Ausrüstung und Verpflegung wurden bestimmte Anordnungen erlassen, vor Allem auch auf Bildung einer tüchtigen Reiterei Bedacht genommen, die den Ungarn im Felde gewachsen wäre.

Im Sommer 928 unternahm Heinrich einen Feldzug gegen die Slaven an der oberen Havel, um seine Deutschen im Kampfe mit dem schwächeren auf den Waffengang mit dem stärkeren Gegner vorzubereiten. Die Slaven wurden ohne große Anstrengung unterworfen. Ebenso leicht ließ sich Böhmen bezwingen, dessen Herzog Wenzel sich gern unter deutsche Hoheit bequemte, weil er, dem Christenthum treu ergeben, nur mit Hilfe der Deutschen gegen die Anhänger des alten Götterdienstes, an deren Spitze seine eigene Mutter Drahomira, behaupten konnte.

Aufs Glücklichste war bisher Alles gelungen, was zur Sicherung des Reiches nöthig schien, so daß eine für das Königshaus erfreuliche Familienfeier zugleich als Siegesfest begangen werden konnte. 929 vermählte sich der erst geborne Sohn des Königs, Otto, mit Edgith, der Tochter des angelsächsischen Königs Eadward. Hrotsuit, die Nonne von Gandersheim, die ihre classische Bildung nicht bloß durch originelle lateinische Komödien bekundet, sondern uns auch in ihrem Lobgedicht auf Kaiser Otto I. ein Geschichtswerk von hoher Bedeutung geschenkt hat, bietet eingehende Nachrichten über diese Hochzeit, die auch von allgemeinerer Bedeutung, weil dadurch die Annäherung an das in blühender Entwicklung begriffene Reich der Angelsachsen und hiermit die deutsche Culturentwicklung selbst gefördert wurde.

In den nächsten Friedensjahren durchzog Heinrich sein ganzes Reich und hielt allenthalben Hof- und Gerichtstage, wo sich die Herzoge und die geistlichen und weltlichen Großen zur Huldigung einfanden und Jedermann gegen Bedrückung

und Unbill sein Recht suchen konnte. Angesichts der bevorstehenden Kriegsaufgabe suchte er auf alle Weise, durch Nachgiebigkeit oder Strenge, wie es gerade räthlich schien, Frieden und Ordnung im Reich zu befestigen, um mit vereinten Kräften die gemeinsame Gefahr abwehren zu können.

Denn es nahte das Ende der von den Ungarn bewilligten Waffenruhe. Nun berief Heinrich das ganze Volk der Sachsen, erinnerte an die durch die Ungarn über alle deutschen Lande verhängten Leiden, an die leichte Bezwingung der feindlichen Slaven, an die heilige Pflicht, zum Schutze der Kirchen und der heimischen Herde auch noch den letzten Feind zurückzuweisen. Da erhob alles Volk die Stimme zum Himmel: „Durch Gott, den Lebendigen und Wahren, wollen wir befreit werden.“ Als die ungarischen Gesandten kamen, um den herkömmlichen Tribut zu holen, wurden sie abgewiesen. Darauf rüsteten die Ungarn feindlichen Einfall ins Sachsenland, aber zum Erstenmal zogen jetzt den bedrängten Sachsen auch Baiern und Franken und Schwaben zu Hilfe. Wo die Entscheidungsschlacht geschlagen wurde, ist nicht mit Bestimmtheit aus den abweichenden Quellenangaben zu ermitteln; jedenfalls an den Ufern der Saale oder der Unstrut, vermuthlich bei Merseburg. Bei Beginn des Treffens sangen die in geschlossenen Linien feststehenden Deutschen ein feierliches Kyrie eleison, die Ungarn ließen ein schauerliches Hui! Hui! ertönen. Heinrich selbst focht im dichtesten Getümmel und führte unermüdlich wie ein jugendlicher Kriegsheld die Seinen immer wieder gegen den Feind, und wo er kämpfte, flatterte stolz das Feldzeichen mit dem Bild des hl. Michael. Solchen Widerstand hatten die Ungarn bisher noch nie erfahren, sie hielten deshalb auch nicht lange Stand, sondern stoben auseinander, aber ihr Lager wurde eingenommen und eine große Zahl Gefangener befreit. Als Tag

der Schlacht wird von den Weingartener Klosterannalen der 15. März 933 genannt.

„Als nun der König siegreich zurückgekehrt war," erzählt Widukind, „stattete er auf alle Weise der Ehre Gottes, wie es ihm ziemte, Dank ab für den ihm über die Feinde verliehenen Sieg, und er gab den Tribut, welchen er den Feinden zu geben gewohnt war, dem göttlichen Dienst zu eigen oder bestimmte ihn zu Schenkungen an die Armen. Das Heer aber begrüßte ihn als Vater des Vaterlandes, großmächtigen Herrscher und Kaiser; der Ruf seiner Tapferkeit und Macht verbreitete sich weithin zu allen Völkern und Königen." Man hört aus den Worten des Chronisten das Frohlocken über den Triumph seines Sachsenstammes und seines Königs heraus. Obwohl Widukind im Kloster Corvey dem Dienste Christi geweiht war, schlägt in ihm die alte kriegerische, Wald und Kampf und Abenteuer liebende Sachsennatur durch, seine Schilderungen lassen uns gleichsam den Mönch gedankenverloren nach dem breiten Sachsenschwert greifend sehen. An seinem Herrn Heinrich hängt er mit rührender Anhänglichkeit. „Da sich der König," fährt er fort, „angelegen sein ließ, sein Volk zu erhöhen, so war kaum einer oder gar niemand unter den namhaften Männern in ganz Sachsen, den er nicht durch ein herrliches Geschenk oder ein Amt oder irgend eine hohe Würde geehrt hätte. Und zu der außerordentlichen Klugheit und Weisheit, durch welche er sich auszeichnete, kam noch seine mächtige Körpergestalt, die zur königlichen Würde die rechte Zierde lieh. Auch bei Kampfspielen besiegte er Alle mit solcher Ueberlegenheit, daß sich Niemand mehr mit ihm zu messen wagte. Auf der Jagd war er so unermüdlich, daß er auf einem Ritt vierzig und noch mehr Stück Wildes erlegte. Bei Gelagen war er zwar sehr leutselig, vergab aber der königlichen Würde nicht das Geringste, denn er flößte zu gleicher Zeit solches Wohl-

wollen und solche Furcht den Kriegsleuten ein, daß sie selbst, wenn er scherzte, auf keine Weise sich Unziemliches erlaubten."

So lange Heinrich regierte, wagten die Ungarn keinen Einfall mehr ins deutsche Reich. Auch noch ein anderer Erbfeind sollte sein scharfes Schwert kennen lernen. Die Dänen hatten nicht bloß die von Karl dem Großen zur Nordmark des Frankenreiches bestimmten Lande zwischen Eider und Schlei an sich gerissen, sondern auch die Elbufer weithin und die friesischen Küsten verwüstet und geplündert. Schon im nächsten Jahre nach dem Ungarnkrieg sann Heinrich auf Vergeltung; er zog an die Eider und nöthigte das kriegerische Dänenvolk zur Tributzahlung und Annahme des Christenthums. Hell strahlte der Ruhm des Königs, der an allen Grenzen die Feinde die wiedergewonnene Kraft der vereinigten deutschen Stämme empfinden ließ. Dagegen nahm er keinen Antheil an dem Kampfe, den seit Arnulfs Zeiten zum Erstenmal wieder Deutsche auf italienischem Boden kämpften; der Baiernherzog Arnulf zog den Bürgern von Verona gegen Hugo von Burgund zu Hilfe, erlitt zuerst eine Niederlage, nahm aber dann das Castell von Verona mit stürmender Hand.

Ob Heinrich selbst das Land, an welches sich für einen Nachfolger der karolingischen Könige so verlockende Erinnerungen und Ansprüche knüpften, Italien, von vornherein von seinen politischen Plänen ausschloß, ist in neuerer Zeit leidenschaftlich behauptet und bestritten worden. Man wollte unglaublich finden, daß Heinrich, ein norddeutsch nüchterner, besonnener Charakter, ein so weitaussehendes, für Deutschland nicht förderliches, sondern nur gefährliches Unternehmen je ins Auge gefaßt habe; er habe nur wahrhaft deutsche Politik gewollt und getrieben und den trügerischen Glanz des Kaiserthums verschmäht. Dagegen besitzen wir eine klare, bestimmte Nachricht bei Widukind, Heinrich habe zuletzt nach Abwehr

aller Landesfeinde den Beschluß gefaßt, nach Rom zu ziehen, und sei daran nur durch Krankheit verhindert worden. Warum soll gerade diese Mittheilung Widukinds als unzuverlässig zurückgewiesen werden? Warum sollte gerade Heinrich vor einem Gedanken scheu zurückgewichen sein, der allen seinen Vorfahren und Nachfolgern als leuchtendes Ziel galt? Aus seinem Charakter können wir nur eine Folgerung mit Sicherheit ziehen: kaum würde er eher an eine so wichtige Aufgabe sich gewagt haben, als bis ihm günstiger Erfolg als gesichert gelten konnte. Uebereilte und deshalb verhängnißvolle Kaiserpolitik hätte Heinrich nie getrieben. Ehe er jedoch dem neuen Plane näher trat, überraschte ihn der Tod. Während er 936 im Harz der Jagd oblag, wurde er vom Schlag gerührt; er erholte sich zwar wieder, fühlte sich aber gemahnt, für die Sicherung der Errungenschaften seines Wirkens und Waltens Sorge zu tragen. Auf einem Reichstag zu Erfurt 936 empfahl er den Fürsten die Wahl seines ältesten Sohnes Otto zum Nachfolger. In Memleben wiederholte sich der Anfall. Heinrich fühlte, daß sein Ende herannahe, und nahm von seiner geliebten Mathilde innigsten Abschied. Die Königin begab sich dann in die Kirche, — da erscholl plötzlich laute Klage des Volkes: Der König war todt. „Er starb,“ sagte Widukind, „als der größte unter den Herrschern Europa's, keinem an Vorzügen des Körpers und des Geistes nachstehend, dem Sohne ein mächtiges Reich hinterlassend, das er mit der Gnade Gottes durch eigene Kraft erworben hat.“

Otto I.

936—973.

Rasch folgt auf die Gründung des deutschen Königthums unter Heinrich I. die Uebertragung der römischen Kaiserkrone an das sächsische Haus und damit an die deutsche Nation.

Kaum gehen bei irgend einer andren Episode der deutschen Geschichte die subjektiven Ansichten der Historiker so auseinander, als in der Beurtheilung von Werth oder Unwerth, Nutzen oder Nachtheil jener Erhöhung. Für Leibnitz, den großen Politiker und Gelehrten der Epoche nach dem dreißigjährigen Krieg, der die Verderblichkeit der Zerrissenheit Deutschlands nur allzu gut aus Erfahrung kannte, ist das zehnte Jahrhundert geradezu das goldene Zeitalter der deutschen Geschichte, das Walten Otto's I. das strahlende Vorbild einer von Gott berufenen Herrschaft. In schärfstem Gegensatz dazu leitet Michael Ignatz Schmidt, der erste Verfasser einer allgemeinen deutschen Geschichte, alles Unheil und allen Verfall Deutschlands aus verkehrter Politik Otto's I. und den dadurch hervorgerufenen vielen Kriegszügen nach Italien her. Ebenso charakterisirt Luden, der häufig allzu grelle Farben

aufträgt, die ganze Epoche als „des deutschen Reiches eitle Größe und gebrechliche Herrlichkeit". Hinwieder preist Dönniges, der zuerst genaue und allseitige Feststellung der einzelnen Thatsachen anstrebte, als Verdienst Otto's, die Idee eines völkerrechtlichen Staates in die Geschichte wieder eingeführt zu haben, erblickt Gfrörer darin nur einen beklagenswerthen Mißgriff. Auch in den neuesten Darstellungen der Kaiserzeit zeigt sich noch der Gegensatz. Während Sybel tadelnd auf die antinationale Grundlage und Tendenz des Kaiserthums hinweist, heben Giesebrecht, Ficker und Wydenbrugk die Nothwendigkeit der Entwicklung der Kaiseridee aus den gegebenen Zeitverhältnissen und die dem deutschen Namen daraus erwachsene Ehre und Größe hervor.

Von den in beiden Lagern entwickelten Ansichten sind nur extreme Schlußfolgerungen unvereinbar. Freilich war Deutschland kein fester Kern für das geträumte Weltreich und gerade weil seine Kaiser das nahe liegende Gute über glänzenden Lockungen der Ferne so oft vernachlässigten, wurde die staatliche Entwicklung Deutschlands von den Nachbarvölkern überflügelt. Allein das deutsche Kaiserthum ist geworden und hat sich entwickelt nach allgemeinen höheren Gesetzen; nicht die einzelnen Kronenträger dürfen wir für alle Folgen verantwortlich machen. Das Streben nach einer Weltsuprematie entsprach einmal dem deutschen Nationalcharakter und ebenso erklärt sich die ungenügende Sicherung der kaiserlichen Gewalt aus dem festgewurzelten germanischen Sonderungstrieb. Dem deutschen Volk ist zwar durch die Verbindung mit Italien eine traurige Blutsaat aufgegangen, aber es empfing dadurch auch eine Fülle von segensvollen Kulturkeimen, und ebenso dankt Italien der Politik der Ottonen Rettung aus unsäglicher Verwirrung und Verwilderung. So stellt sich das deutsche Kaiserthum dar als der erste Ausdruck für die große providentielle Culturaufgabe der Nation.

Kehren wir zu den Anfängen der großartigen Erscheinung zurück, zu den Tagen, da Heinrich I. aus dem Leben schied. Auf einer vorberathenden Versammlung der fränkischen und sächsischen Großen zu Forchheim wurde die Wahl Otto's beschlossen, die eigentliche Wahl ging unter Betheiligung aller deutschen Fürsten zu Aachen vor sich. Während Heinrich eine Krönung und insbesondere Salbung durch Priesterhand abgelehnt hatte, war es Otto's Bemühen, die Krönungsfeier mit höchstem Pomp begehen und sich in Mitte der Vertreter des geistlichen und weltlichen Fürstenstandes die Weihe des Königsamts spenden zu lassen. Hiermit ist die geistliche Natur dieser Würde erneuert: Otto ist der Schirmherr der Christenheit, der zur Verbreitung der wahren Religion, zur Ausrottung der Heiden und Ketzer und zum Schutze der Diener Gottes Scepter und Schwert empfängt. Der ganze Gegensatz der Kaiserpolitik Otto's I. zu seines Vorgängers Regierung ist hier schon im Keim enthalten. Indem bei der Krönung die ersten Kirchenfürsten von Mainz, Trier und Köln gleichsam als Repräsentanten der Reichskirche den vier Volksherzogen gegenüber traten, war auch schon angedeutet, daß Otto in den Bischöfen das Gegengewicht gegen das Volksherzogthum zu finden hoffe. Nach dem kirchlichen Akt folgte ein politisch-höfischer, das Krönungsmahl in der Pfalz, wo in festlich geschmückter Halle das Volk seinen König bewirthete und als Vertreter des Volks die Herzoge ihren höchsten Lehnsherrn bedienten. Giselbert von Lothringen, in dessen Gebiet Aachen gelegen, hatte die ganze Feier zu leiten, als Wirth, als Kämmerer; die Obhut über die Tafel hatte der Franke Eberhard, den Schenken stand Hermann von Schwaben vor, für die Lagerung des nach Aachen gezogenen Volks trug Arnulf von Baiern als Marschalk Sorge: darauf sind die vier Erzämter des Reichs, die in späteren Jahrhunderten als höchsten Würdenträgern den vier

weltlichen Kurfürsten übertragen waren, zurückzuleiten. Das Krönungsfest zu Aachen war eine große, abschließende That; zum Erstenmal traten hier den Romanen und Slaven alle deutschen Stämme als deutsches Volk bewußt in einer großen, glänzenden Form gegenüber. In jenem Münster zu Aachen, wo jedes Bild und jeder Stein Erinnerung an den Frankenkaiser weckten, stieg das fränkische Reich als ein deutsches wieder empor aus der Gruft Karls des Großen.

Bald rief den neuen König die Pflicht, die ihm sein deutsches und christliches Königthum auferlegte, nach Böhmen. Boleslaw, der heidnische Bruder Wenzels, war vor greulicher Blutthat nicht zurückgeschaudert; um die alten Götter wieder zu Ehren und sich selbst in Besitz der Herrschaft zu bringen, hatte er den Bruder auf dem Weg zur Kirche erschlagen und verfolgte nun alle Anhänger des Ermordeten und des Christenthums mit grausamer Strenge. Zwei zur Bestrafung des Mörders ausgeschickte sächsische Heere wurden vernichtet. Gleichzeitig erhoben sich die Slaven in den Elbelanden und wurden nur mit äußerster Anstrengung von Hermann Billung, dem Führer der Königsmannen, niedergehalten. Und um das Maß der Wirren und Gefahren voll zu machen, gerieth der Frankenherzog Eberhard mit dem König in Zwist und fand einen Bundesgenossen an Thankmar, einem älteren Bruder Otto's aus Heinrichs erster, von der Kirche nicht anerkannter Ehe, der sich über Undank und Zurücksetzung beschwerte. Auch in Baiern schlug sich Arnulfs Erstgeborner, Eberhard, auf Seite der Aufständischen. Gegen ihn zog Otto zuerst, unterwarf Hauptstadt und Land und ernannte an Stelle des Geächteten Arnulfs Bruder Berthold zum Herzog, jedoch mit so großer Einschränkung der herzoglichen Gewalt, daß der Ernannte faktisch nur noch als königlicher Beamter gelten konnte. Dieses rasche und strenge Verfahren bewies, daß Otto über die Stellung der Herzogthümer

zur Königsgewalt anders denke als sein Vater, der nur der Erste unter Gleichen zu sein beanspruchte; der Nachfolger wollte die Stämme nicht bloß zu einem einigen, sondern einheitlichen Reich verbunden sehen und die Herzogswürde, ihres volksthümlichen Charakters entkleidet, nur als Reichsamt fortdauern lassen. Aber noch leisteten Eberhard und Thankmar hartnäckigen Widerstand. Wilde Kriegsgreuel erfüllten Hessen, Franken und Westfalen. „Man machte," sagt Widukind, „in jenen Tagen keinen Unterschied zwischen Recht und Unrecht, Treue und Meineid." Otto war in höchst bedrängter Lage, aber gerade in Noth und Mißgeschick entfaltete er jederzeit am glorreichsten seine Größe, bewährte er seine Meisterschaft, alle Nuancen der politischen Lage zu seinem Vortheil auszubeuten, vor Allem im Lager der Feinde selbst Spaltung zu erregen und dadurch ihre Kraft zu brechen. Durch kluges Unterhandeln erreichte er auch diesmal, daß der erbittertste und gefährlichste Gegner, Thankmar, von seinen eigenen Leuten verrathen und verlassen wurde. Aber der trotzige Held beugte sich nicht. In der Eresburg von feindlicher Uebermacht überfallen, setzte er sich zuletzt in der Kapelle allein mit übermenschlicher Tapferkeit zur Wehr, bis ihm ein durchs Fenster geschleuderter Speer das Leben raubte. Betroffen über das unerwartete Glück des Königs unterwarf sich Eberhard, fuhr aber fort, gegen Otto feindselige Pläne zu schmieden, und fand vollen Ersatz für den Todten an des Königs jüngerem Bruder, Heinrich. Die Mutter Mathilde selbst, die Erbordnung ihres Gatten mißachtend, begünstigte die Erhebung ihres Lieblings, der, von ungewöhnlichen Vorzügen des Körpers und des Geistes unterstützt, selbst nach dem Königsreif trachtete und seinen Anspruch darauf stützte, daß er der Erstgeborne in der Königshalle, während der Vater zur Zeit der Geburt Otto's nur Herzog von Sachsen gewesen sei. Der erste Kirchenfürst des Reichs, Erzbischof Friedrich von Mainz, und Herzog Giselbert

von Lothringen, traten auf Seite des Prätendenten. Die Uebermacht der Verschworenen wurde jedoch von einem kleinen königlichen Heere bei Birthen am Rhein geschlagen, ein Erfolg, der Allen ein Wunder däuchte. Nur das fromme Gebet des Königs zur hl. Lanze und den Nägeln vom Kreuze Christi, betheuert Hrotsuit, habe den Sieg, der an Davids Ueberwindung des Goliath erinnere, erwirken können. Des Königs Sache war aber dadurch noch nicht gerettet. Nach einem mißlungenen Versöhnungsversuch entbrannte aufs Neue der Streit und fast alle rheinischen Fürsten, sowie König Ludwig von Frankreich unterstützten die Rebellen. Als Kunde kam, daß Eberhard und Giselbert gegen Andernach vorrückten, entflohen viele Bischöfe und Fürsten aus dem königlichen Lager. Otto schien ohne Aussicht auf Rettung vor dem klaffenden Abgrund zu stehen. Die Zurückgebliebenen riethen kleinmüthig zum Rückzug, aber Otto wollte nichts von Weichen und Wanken wissen; in der sturmbewegten Zeit, sagt Widukind, zeigte er ein Gott- und Selbstvertrauen, als ob ihm nicht die mindeste Gefahr drohe. Bischof Liudprand von Cremona erzählt, ein Graf habe die Drohung ausgestoßen, auch er werde mit den Seinen abziehen, falls ihm nicht die Einkünfte der Abtei Lorsch verliehen würden. Otto aber erwiderte: „Es steht geschrieben: Du sollst das Heiligthum nicht den Hunden vorwerfen. Willst du mich aber verlassen, so thue es, je eher, je lieber!" Durch solche Standhaftigkeit erschüttert, warf sich der Graf dem König zu Füßen und erflehte Verzeihung. Diese kühne Zuversicht und die Uneinigkeit der Feinde retteten das Königthum. Ein glücklicher Handstreich der sächsischen Grafen Udo und Konrad führte die überraschende Entscheidung herbei. Giselbert und Eberhard wurden bei Andernach überrumpelt und verloren Schlacht und Leben. Otto war eben im Begriff, nach einer Kirche zu reiten, als ein Bote die Siegeskunde brachte. Gelassen

stieg er vom Pferde und sprach knieend ein Dankgebet und alles Volk blickte bewundernd auf seinen unverzagten Herrn, für den Gottes Urtheil entschieden hatte. Auch der König von Frankreich wurde mit Hilfe seiner eigenen Vasallen gedemüthigt, ein tückischer Anschlag Heinrichs auf das Leben seines Bruders verrathen und vereitelt. Aus allen Zufluchtstätten vertrieben, mußte sich Heinrich unterwerfen und wurde nach Ingelheim in Haft gebracht. Es gelang ihm aber, zu entfliehen, und am Weihnachtstag 941 in Frankfurt, als eben König Otto nach dem Frühgottesdienst aus der Kirche trat, stürzte ihm der Bruder zu Füßen und bat weinend um Vergebung. Otto, „des Festes gedenkend, an dem die Engel Friede auf Erden! sangen", verzieh und übertrug sogar später dem Reuigen das Herzogthum Baiern.

Mit diesem Vorgang im Münster zu Frankfurt endet friedlich das grausige Familiendrama, das Jahre lang in ganz Deutschland alle Schrecken des Krieges entfesselt hatte. Der Mordstreich auf das gesalbte Haupt war gleichsam an der hl. Lanze des Königthums zersplittert, aus einem Meer von Unruhe und Gefahr war Otto gerettet und die überstandene Gefahr wob um sein Haupt noch helleren Glorienschein.

Den Frieden der nächsten Jahre nützte er zu Befestigung und Stärkung der königlichen Gewalt. Durch Gerechtigkeit seine Rechte zu mehren, war sein Wahlspruch. Er durchzog das ganze Reich und saß in allen Städten zu Gericht; wo sein Königsschild aufgehangen war, konnten Hoch und Niedrig eine Zuflucht suchen. In seiner Abwesenheit vertraten ihn Pfalzgrafen, die, zugleich Verwalter der Reichsgüter, durch Competenz und Einfluß die herzoglichen Gewalten erheblich einschränkten. Zu gleichem Zwecke war es förmlich System Otto's, die Herzoge durch verwandtschaftliche Bande mit dem Königshause in Verbindung und damit in ehrenvolle Ab-

hängigkeit zu bringen. Die Verschmelzung dieser Interessen schien auch aufs Glücklichste zu gelingen. Während früher Sage und Volkslied mit Vorliebe bei den Kämpfen der trotzigen Stammesherzoge gegen das Königthum verweilten, wurden jetzt Thaten und Siege des Herrschers gefeiert, und auch die glänzenden Erfolge seiner Getreuen, vor Allen des Markgrafen Gero, der wie ein getreuer Eckart die Reichsgrenze an der Slavenmark hütete, warfen hellen Widerschein auf die Königskrone. Die Völker begannen sich der Königsmacht zu freuen, die ihnen Recht, wenn auch nicht den Frieden brachte; es weckte den Nationalstolz, die früher so übermüthigen Feinde mit starker Hand niedergehalten zu sehen.

Jedoch nicht auf Abwehr allein erstreckten sich Otto's Pläne, er wollte das vom Vater überlieferte Erbe weit über die alten Grenzen hinaus als „Augustus", als Mehrer des Reichs erweitern.

Zunächst fand er in der Lage Frankreichs günstige Anhaltspunkte für seine Interessenpolitik. Dort war König Ludwig IV., der Gatte der Schwester Otto's, Gerberga, von Graf Hugo, seinem mächtigsten Vasallen, aufs Aeußerste bedrängt. Während Otto früher selbst den Widerstand der französischen Großen gefördert hatte, zog er jetzt dem Könige zu Hilfe und Hugo mußte sich dem deutschen Schützling unterwerfen. Vom Jahr 950 an wird Westfrancien förmlich als „Provinz" von Lothringen aus verwaltet. Auch ein Feldzug gegen die Dänen war erfolgreich, sicherte die deutschen Grenzen und nöthigte König Harald zu Anerkennung deutscher Lehenshoheit und Annahme des Christenthums. Auch für Germanisirung und kirchliche Einrichtung der Slavengebiete an Havel und Oder wurde großartige Thätigkeit entfaltet, eine Menge von Bisthümern gestiftet. Ebenso aus religiösem Eifer, wie in politischer Tendenz schloß sich Otto fest und fester an die Kirche an, deren Beschirmung ihm jetzt schon den Nimbus eines

Vorkämpfers des christlichen Abendlandes um das Haupt wob. Die Ungarn, die wieder Lust zeigten, ihre Raubzüge zu erneuern, drängte Heinrich von Baiern zurück. In Böhmen trat Otto selbst mit solcher Macht und Energie auf, daß Boleslaw sich beeilte, sich als tributpflichtig zu bekennen. Dänen, Franzosen, Czechen und Magyaren beugten sich vor dem tapferen Schwert und dem wunderbaren Regentengeschick des deutschen Königs, der jedesmal aufs Klügste die eigenthümlichen Verhältnisse und die Schwächen der Verfassung eines Landes für seinen Vortheil auszubeuten wußte.

In Italien unterstützte er anfänglich Berengar, der sich gegen König Hugo erhob und mit deutscher Hilfe förmlich zum Gebieter des Landes aufwarf. Nach erreichtem Ziele wollte aber der deutsche Lehensmann von Unterordnung unter den deutschen König nichts mehr wissen. Otto sah lange ruhig zu und schien an Italien gar nicht mehr zu denken: das charakteristische Merkmal des großen Staatsmannes, der aus der Ferne die Ereignisse einzuleiten weiß und für den Augenblick der raschen, nachdrucksvollen That Alles vorbereitet. Da starb 950 Lothar, der Sohn und Erbe Hugo's, und nun setzte sich Berengar selbst die italische Königskrone aufs Haupt. Lothars junge Wittwe Adelheid, welche Mittelpunkt einer gefährlichen Opposition zu werden drohte, erfuhr vom Usurpator schimpfliche Behandlung und wurde zuletzt sogar der Freiheit beraubt. Es gelang ihr aber, mit König Otto in Verbindung zu treten und im entscheidenden Augenblick zu entfliehen. Sie zu schützen, mußte Otto als ritterliche Pflicht erscheinen, ihre Hand zu gewinnen als anmuthiger Lohn.

An der Spitze eines wohlgerüsteten Heeres, begleitet von den ersten Kirchenfürsten und Vasallen Deutschlands, zog er 951 über den Brenner in das Etschthal und hielt festlichen Einzug in Pavia. Hierher kam auch Adelheid und

bald sah die Stadt fröhliches Gepränge einer Hochzeit, welche die innigste Vereinigung Deutschlands und Italiens zu besiegeln schien. Der Festjubel fand nur in einem Herzen keinen Widerhall. Liudolf, der älteste Sohn Otto's aus erster Ehe, Herzog von Schwaben, betrachtete die Stiefmutter, die durch Schönheit und Geist großen Einfluß auf ihren Gatten gewann und namentlich Herzog Heinrich, der sie als Brautwerber nach Pavia gebracht hatte, auffällig bevorzugte, mit Abneigung und Besorgniß. „Traurig," sagt Widukind, „verließ er den König." Otto aber durchzog, ohne von Berengar gehindert zu werden, ganz Oberitalien und nannte sich in Urkunden bald König der Langobarden, bald König von Italien. Schon dachte er an Rom und an die Kaiserkrone, als ihn beunruhigende Gerüchte von feindseligen Umtrieben seines Sohnes Liudolf und des Erzbischofs Friedrich von Mainz in die Heimat riefen. Auch einer seiner tüchtigsten Paladine, sein Eidam Konrad von Lothringen, schloß sich aus Abneigung gegen die Italienerin, vielleicht auch gegen die italienische Politik Otto's, der Verschwörung an. Wieder entbrannte in allen deutschen Gauen erbitterter Parteikampf, wieder drohten die hochgehenden Wogen der Empörung den Königsthron zu überfluthen, — als ihm Hilfe ward durch ein Ereigniß, das an sich eher dazu angethan schien, seinen Untergang zu beschleunigen. Liudolf und Konrad gingen in der Verblendung soweit, mit dem Erbfeinde, der „alten Pest" des Reiches, den Ungarn, in Verbindung zu treten und ihre raubgierigen Scharen wider den König und seine Anhänger aufzubieten. Diese Thorheit machte des Königs Sache echt volksthümlich, und so rasch vollzog sich ein Umschwung, daß Liudolf, eben noch Meister der politischen Lage, bald von Bundesgenossen entblößt war und des Vaters Gnade anflehen mußte. Bei einem Dorfe Suvelden nahe bei Berka warf er sich dem Vater zu Füßen

und rührte durch seine Bitten den König und seine Begleiter zu Thränen. Die Eigengüter wurden ihm belassen, aber das Herzogthum Schwaben erhielt er nicht mehr zurück.

Wieder hatte sich der Bürgerkrieg zum Triumph des Königs gewendet, allein noch gab es im Osten und Norden blutiges Nachspiel. Anhänger Liudolfs hatten die Wenden zu den Waffen gerufen und nur mit Mühe behauptete sich Markgarf Gero gegen ihren stürmischen Anprall. Schon war der König Willens, dem Markgrafen Hilfe zu bringen, als ihn die Nachricht von einem neuen Einfall der Ungarn in Baiern dorthin rief, um der größeren Gefahr zuerst zu begegnen. Bis Augsburg drangen ihre Reiterschwärme, aber diese Stadt hielt der tapfere Bischof Ulrich bis zur Ankunft des Königs. Alle Stämme waren in seinem Heer vertreten, am stärksten die Baiern und die Schwaben, aber klein war immerhin die deutsche Kriegsmacht im Vergleich zu den feindlichen Horden. Am Laurentiustag (10. August) 955 kam es zur Schlacht. Eine Ungarnschar, die in der Nacht den Lech überschritten hatte, fiel dem deutschen Heere in den Rücken, schon begannen die Böhmen im Nachtrab zu weichen, als Herzog Konrad, der an diesem Tage seinen Namen von der Schmach verrätherischer Verbindung mit den Landesfeinden durch Kampf und Heldentod für's Vaterland reinigte, die Schlacht durch übermenschliche Anstrengung nochmals zum Stehen brachte. Der König selbst kämpfte mit Lanze und Schild mitten unter den Seinen und entflammte ihren Muth durch Beispiel und Zuruf. In Kurzem war das Feindesheer auseinander gesprengt, viele Ungarn fanden den Tod in den Fluthen des Lech, Andere fielen dem deutschen Schwert zum Opfer, Andere, die in den umliegenden Dörfern Schutz suchten, kamen in den Flammen um, welche die Sieger auflodern ließen. Aber auch die Deutschen kostete der Tag schwere Opfer, vor Allen und von Allen beklagt wurde der Königs-

eidam Konrad, dem ein feindlicher Pfeil die Todeswunde brachte. Der Laurentiustag 955 ist ein wichtiger Wendepunkt der Geschichte Mitteleuropa's. Mit der Niederlage auf dem Lechfelde fanden endlich die Raubzüge der Ungarn ihren Abschluß. Die Besiegten sahen sich genöthigt, der christlichen Kirche und der abendländischen Gesittung sich zuzuwenden, die Bewohner der deutschen Grenzmark aber waren endlich erlöst aus unfriedlichen, alle Cultur hemmenden Zuständen, so daß jener Schlachttag für Sieger und Besiegte, für „Ostarrichi" und Ungarn bessere Zeiten brachte.

Noch im nämlichen Jahre führte Otto einen zweiten entscheidenden Schlag. Mit seinem siegbegeisterten Heere drängte er die Slaven auf allen Seiten zurück und erfocht an der Racka, heute Recknitz im Mecklenburgischen, einen großartigen Sieg, den aber die Deutschen durch Grausamkeit und Mordgier befleckten.

Ueber dem Waffengetöse in Nord und Ost verlor der König keineswegs seine kaiserlichen Pläne aus dem Auge. Abt Hadamar von Fulda ebnete als kaiserlicher Gesandter in Rom vorläufig die Wege. Papst Johann XII. selbst rief endlich den Kaiser gegen Berengar zu Hilfe und schaffte ihm dadurch, wie einst Papst Stephan den Franken, Gelegenheit, in Rom festen Fuß zu fassen.

Im Herbste 961 trat Otto den zweiten Zug über die Alpen an und hielt im Jäner des nächsten Jahres unter unermeßlichem Jubel des Volks festlichen Einzug in der ewigen Stadt. Am 2. Februar 962 wurde er gesalbt und gekrönt. Auch das höchste Ziel hatte der „heilige Kaiser", wie ihn Liudprand von Cremona von dieser Zeit an nennt, erreicht: er war auch im Kaiserthum der Erbe jenes Karl, über dessen Gruft in Aachen er die Königskrone gewonnen hatte. Aber schon in den nächsten Tagen nach der Jubelfeier zeigte sich, welch schwere Aufgabe dem deutschen Volke aufgebürdet sei. Papst

Johann, erst sechzehn Jahre alt und von sittenlosem Charakter, verbündete sich, als Otto kraft kaiserlicher Autorität Zucht und Ordnung im verwahrlosten Rom schaffen wollte, mit Berengar, ja knüpfte sogar mit Griechen und Saracenen Verbindung an. Der Verrath wurde aber entdeckt, und nun berief Otto, wie einst Karl der Große, eine Synode nach Rom und ließ gegen den entflohenen Papst einen förmlichen Proceß einleiten, der über das ärgerliche Treiben des unwürdigen Nachfolgers der Apostel keinen Zweifel übrig ließ. Er wurde abgesetzt und an seiner Stelle ein dem Kaiser treu ergebener Beamter der Curie als Leo VIII. erhoben. Mit ihm vereint, konnte Otto hoffen, Alles, Geistliches und Weltliches, nach seinem Ermessen zu ordnen und zu leiten. Rom selbst aber war keineswegs mit dem Loose, Mittelpunkt des neuen Reichs zu werden, zufrieden. Kaum war der Kaiser abgezogen, so erhob sich gegen seinen Schützling Leo, der „wie ein bebendes Lamm unter Wölfen" zurückgeblieben war, ein Aufstand und der zurückgekehrte Papst Johann wüthete gegen seine Feinde mit grauenhafter Grausamkeit. Da zog Otto wieder gegen Rom und brach den Widerstand seiner Mauern und Bürger. Dem Gegenpapst Benedikt V., der an Stelle des jäh gestorbenen Johann gewählt war, ward der Hirtenstab zerbrochen und das Pallium zerschnitten, dann mußte er als Gefangener des Kaisers nach Hamburg ziehen. Nochmals erneute sich der Aufstand gegen den kaiserlichen Papst, allein diesmal genügte schon die Kunde vom Herannahen des Kaisers, um eine Gegenströmung hervorzurufen. Ein furchtbares Strafgericht wurde über die Stadt verhängt, Hunderte von adeligen Römern endeten am Galgen, das Volk blickte mit Grauen auf die Schreckensscenen, während freilich der durch den Kaiser wieder eingesetzte Papst ihn in einer Bulle als „Befreier und Wieder-

hersteller der untergehenden Kirche, erlauchten und dreimal gesegneten Kaiser" pries.

Die letzten Regierungsjahre widmete Otto dem Ausbau des Reichs, der Erhaltung und Befestigung des Gewonnenen. Um Anerkennung seiner Würde in Konstantinopel und zugleich die nothwendige Ergänzung des abendländischen Reichs durch Unteritalien zu erlangen, warb er für seinen Sohn Otto um die Hand der griechischen Kaisertochter Theophano und gewann sie endlich auch, freilich nicht ohne daß man in der griechischen Kaiserstadt dem Gesandten Otto's in allen Tonarten zu verstehen gab, welch unerhörte Gnade und Herablassung von den einzig echten Enkeln des Romulus den barbarischen Eindringlingen zu Theil werde. Der Zweck aber war erreicht, der junge Otto wurde in Rom mit der Griechin getraut und als Thronerbe in St. Peter gekrönt, — damit war gleichsam der Schlußstein in das von Otto aufgerichtete Gebäude eingefügt.

Nach sechsjähriger Abwesenheit kehrte Otto 972 nach Deutschland zurück, um, wie Widukind als Zweck der Heimreise angibt, in Quedlinburg am Grabe der Mutter Mathilde zu beten, die hier in dem von ihr gegründeten Stift die letzte Ruhestätte gefunden hatte. Hier wurde auch ein glänzender Hoftag abgehalten, wo sich so recht erkennen ließ, welch ungeheure Ausdehnung das Reich unter seinem ersten Kaiser gewonnen hatte. Außer Deutschen und Italienern kamen auch dahin Gesandte der Slaven, Bulgaren, Dänen, Ungarn und Griechen, alle mit Tributgeldern oder reichen Geschenken. Während der Festtage aber starb Hermann Billung, der älteste Waffengenosse des Kaisers. Tief betrübt über den Hingang des „besten Mannes" und im Vorgefühl des nahen eigenen Endes verließ Otto die Stadt und begab sich nach Memleben. Hier besuchte er am 6. Mai 973 die Vesper. Plötzlich fühlte er alle Kräfte schwinden, rasch wurde ein Stuhl für ihn herbei-

geholt, er setzte sich, ließ müde das Haupt sinken und gab ohne Seufzer den Geist auf. Weinend und wehklagend drängte sich das Volk um die Leiche. „Es sprach viel zu seinem Lobe," sagt Widukind, „in dankbarer Erinnerung, wie er mit väterlicher Milde regiert, wie er seine Unterthanen von allen Feinden befreit, die Götzentempel der Heiden zerstört und christliche Kirchen und christliche Ordnung aufgerichtet habe."

Werfen wir noch einen letzten Blick auf die Persönlichkeit Otto's. Widukind bietet uns ein liebevoll ausgeführtes Charakterbild. Da den Mönch von Corvey offenbar der kriegerische Ruhm seines Volkes, den er in Otto gleichsam verkörpert erblickt, zu heller Freude begeistert, und da seine Sachsengeschichte für die Kaisertochter Mathilde, Aebtissin von Quedlinburg, geschrieben ist, sind die glänzendsten Farben gewählt, aber im Ganzen und Großen ist ohne Zweifel die Zeichnung correct und treu. „Den Charakter, die Haltung, die Gestalt so herrlicher und großer Männer, welche die Huld des Höchsten der Welt zur Freude und jeglicher Zierde bestimmte, vollständig zu beschreiben, steht nicht in unseren Kräften. Allein die Ehrfurcht, die wir gegen sie hegen, ganz zu verbergen, vermögen wir nicht. Er selbst also, der großmächtige Gebieter, der älteste und beste der Brüder, ist vor Allem ausgezeichnet durch Frömmigkeit, in seinen Unternehmungen unter allen Sterblichen der beständigste, und obwohl seine ganze Erscheinung königlichen Ernst ausdrückt, mild und freundlich. Er ist überaus freigebig im Schenken, mäßig auch im Schlaf und während des Schlafes redet er immer, so daß es den Anschein hat, als ob er stets wache. Seinen Freunden ist er in Allem willfährig und von mehr als menschlicher Treue, denn wir haben gehört, daß einige Angeklagte und ihres Verbrechens Ueberführte an ihm selbst einen Vertheidiger und Fürsprecher hatten, der durchaus nicht an ihre Schuld glauben

wollte und sie auch nachher so behandelte, als ob sie nie gegen ihn etwas verbrochen hätten. Seine Geistesgaben sind bewundernswürdig, denn nach dem Tode der Königin Edith lernte er die Schrift, welche er vorher nicht kannte, so gut, daß er vollkommen Bücher lesen und verstehen kann. Außerdem versteht er in romanischer und slavischer Sprache zu reden, doch geschieht es selten, daß er für angemessen hält, sich ihrer zu bedienen. Auf die Jagd geht er häufig, er ist ein Freund des Brettspiels und übt auch das anmuthige Reiterspiel zuweilen mit königlichem Anstand. Hiezu kommt ein gewaltiger Körperbau, der die volle königliche Würde zum Ausdruck bringt, das Haupt ist mit ergrauendem Haar bedeckt, die Augen funkelnd und nach Art des Blitzes durch plötzlich treffenden Blick einen gewissen Glanz ausstrahlend, das Gesicht röthlich, der Bart reich niederwallend, ganz gegen den alten Brauch. Die Brust ist mit einer Art Löwenmähne überdeckt, die Leibesgestalt behaglich, der Schritt früher rasch, jetzt gemessener. Seine Kleidung ist die heimische, die er nie mit fremder Tracht vertauscht hat. So oft er aber die Krone tragen muß, bereitet er sich, wie man als völlig wahr versichert, jederzeit durch Fasten darauf vor."

In vielen Zügen erinnert diese Schilderung Widukinds an das durch Einhard von Karl dem Großen entworfene Porträt. Auch darin war Otto seinem großen Vorgänger ähnlich, daß er, obwohl selbst ein Mann des Schwerts und Zögling des Kriegs, ebenso klar wie der Freund und Schüler Alkuins die hohe Bedeutung von Kunst und Wissenschaft erkannte. Auch er gab sich alle Mühe, zur Hebung der Cultur im eigenen Reich bewährte Kräfte aus dem Auslande zu gewinnen. Den Grammatiker Gunzo von Novara bestürmte er immer wieder mit Anträgen, bis der gelehrte Herr, wie er selbst stolz sich brüstet, mit einer Bibliothek von mehr als hundert Pergamentbänden an den Königshof übersiedelte.

Gern gesehen war hier der Mönch Ekkehard von St. Gallen, dem man deshalb im Kloster den Spottnamen „Höfling" beilegte. Auch Gerbert, der berühmteste Gelehrte seiner Zeit, der später unter Otto III. eine so einflußreiche Rolle spielte, kam damals schon nach Quedlinburg und Magdeburg, wo ein gehobenes geistiges Leben herrschte und alle wissenschaftlichen Probleme Beachtung und Förderung fanden. Die Frauen nahmen regsten Antheil daran, sowohl Edith als Adelheid besaßen literarische Bildung. Insbesondere Otto's Bruder, Erzbischof Bruno von Köln, zeichnete sich durch eigene Kenntnisse wie durch sorgfältige Pflege der Gelehrsamkeit aus; unter seiner Leitung ward die königliche Kanzlei eine Pflanzschule trefflicher Bischöfe und Klosterlehrer. St. Gallen, Reichenau, Corvey und Hildesheim waren die bedeutendsten Bildungsanstalten. Freilich stand nur die lateinische Sprache in Ansehen; der Nationalpoesie war weder die politische, noch die gelehrte Strebsamkeit jener Zeit förderlich. Latein war ja die Sprache der Kirche und der kirchlichen Literatur, deshalb genoß es fast ausschließlich die Gunst der Culturwelt damaliger Zeit. Das Kloster St. Gallen besuchte Otto mit seinem ältesten Sohne noch einmal kurz vor seinem Tode. Er fragte nach dem alten Notker, mit dem Beinamen Pfefferkorn, der als höchste Zierde des Klosters galt, nicht bloß ein Meister der Theorie in allen Disciplinen, sondern auch erfahrener Arzt, gewandter Baumeister und gefeierter Maler. In jenen Tagen war er aber schon ein hochbetagter Greis, der schwach und erblindet in seiner Zelle saß und dem Ruf des Gebieters nicht mehr Folge leisten konnte. Da mußte ihn der junge Otto auf Geheiß des Vaters herbeiführen und der Kaiser ehrte den Gelehrten durch ehrerbietige Umarmung. Wie Karl der Große, so munterte auch Otto mit Vorliebe hervorragende literarische Kräfte zu Aufzeichnung der Zeitgeschichte auf. Die ruhmvolle Neugestal-

tung des Reichs fand denn auch einen trefflichen Geschichtschreiber in dem Corveyer Mönch Widukind. Eine der merkwürdigsten Erscheinungen der Literaturgeschichte ist auch die Gandersheimer Nonne, die Comödiendichterin Hrotsuit, die gleichsam aus dem verschlossenen Garten Hesperiens verbotene Früchte holt, sie aber sogleich mit ängstlicher Miene auf dem christlichen Altar opfert. Obwohl auch ihr Panegyrikus auf Otto I. in metrische Form gekleidet ist, darf er doch als Geschichtsquelle ersten Ranges bezeichnet werden. Ein wichtiges, wenn auch nur mit Vorsicht zu benützendes Geschichtswerk von memoirenartigem Charakter schrieb ferner der an Otto's Hof berufene Bischof Liudprand von Cremona. Es gewährt uns dankenswerthen Einblick gerade in die Culturverhältnisse Deutschlands und Italiens. Bodencultur und Gewerbwesen nahmen im zehnten Jahrhundert erfreulichen Aufschwung und mit dem wachsenden Wohlstand gediehen auch reicher und mannigfaltiger die Künste. Münster, Klöster und Pfalzen erhoben sich, welche die Bauwerke der Karolinger Zeit weit hinter sich ließen. Die Kirchen wurden mit Bildern und mit Gefäßen aus Erz und edlen Metallen geschmückt; auch die liturgischen Bücher verzierte man mit Schnitzwerk und Miniaturen. Und nicht mehr bloß im Süden und Westen Deutschlands regte sich solch frisches Culturleben, auch das nördliche Deutschland tritt in höhere Entwicklung ein und bald stehen die sächsischen und die den Wenden und Dänen abgerungenen Vesten nicht mehr hinter den alten Römerstädten am Rhein und an der Donau zurück. Unter dem Schutze des mit der Kirche eng verbündeten Kaisers regten sich allenthalben leitende Kräfte und fleißige Hände in munterm Bund. Mit Befriedigung blickt man auf jene stattlichen, mit deutlichen und schwungvollen Buchstaben beschriebenen Urkunden aus jener Zeit, wie sie in den deutschen Archiven sich finden. Es handelt sich darin meist nur um Schenkungen von

Höfen und Grundstücken an Kirchen und Klöster, aber welch reiches Leben ist diesen Pergamenten entwachsen: sie haben verödete Marken in fruchtbare Landschaften umgewandelt, damit waren mittelbar für Handel- und Gewerbthätigkeit neue Wege geöffnet, und bald schwingt sich das neu geweckte städtische Leben zur bürgerlichen Freiheit auf, die immer mächtiger den Kreis der Anschauungen und Ideen erweitert.

Otto II.

973—983.

Otto's II. Erscheinung wird beeinträchtigt durch die Nachbarschaft des Bildes seines größeren Vaters, eine interessante Herrschergestalt ist aber auch der Sohn. Er zählte erst achtzehn Jahre, als er zur Regierung kam. Im Gegensatz zum Vater war er klein von Gestalt, aber ein ebenso rüstiger und tapferer Kriegsmann. Von seinen hochgerötheten Wangen erhielt er den Beinamen des Rothen. „In der Jugend zeigte er," erzählt Bischof Thietmar von Merseburg, „großen Hang zu Leichtfertigkeit und Muthwillen, und stets von den liebenden Eltern verschwenderisch beschenkt, vergaß er alle Mäßigung und wollte nicht auf den Rath erfahrener Männer achten; scharfe Zurechtweisungen aber, die er von Manchen hören mußte, vermochten ihn, seinen Leidenschaften den Zügel preiswürdiger Tugend anzulegen, so daß nunmehr sein Betragen als musterhaft zu bezeichnen war." Ein lebhaftes, aufgeregtes Temperament gibt sich aber auch noch kund in seinen späteren Lebensjahren; er war rasch bereit zu Entschluß und That und ließ hier wie dort oft die weise Mäßigung des Vaters vermissen. Auch darin war er diesem

unähnlich, daß er fremdem Einfluß allezeit zugänglich war, insbesondere den Bitten und Rathschlägen seiner schönen und geistvollen Gemahlin, der Griechin Theophano, was vom Volke nicht ohne Groll und Mißtrauen beobachtet wurde.

Der klugen Kaisertochter gelang es allmälig, die Mutter Otto's, Adelheid, die so großes Ansehen genoß, daß sie nach dem Tode ihres Gatten ein paar Jahre lang förmlich die Leitung der Staatsgeschäfte in Händen hatte, zu verdrängen; tiefgekränkt kehrte Adelheid in ihr Heimatland Burgund zurück. Aber noch eine dritte Frau, Herzogin Judith von Baiern, deren Schönheit gerühmt, deren Herrschsucht beklagt wird, trachtete nach der Herrschaft. Sie reizte ihren Sohn Heinrich auf, als König Heinrichs I. ältester Enkel Anspruch auf die Krone zu erheben, und bald war das ganze Reich in zwei Parteien, eine kaiserliche und eine bairische, gespalten. Judith und ihr Sohn ließen sich mit den Böhmen und den Polen in Verbindung ein; auch Herzog Burchards von Schwaben Wittwe, Hadwig, eine Frau von männlichem Geist und seltener Bildung, schloß sich der Bewegung an, die unmittelbar nach des Stifters Tod die Existenz des deutschen Reichs in Frage stellte. Insbesondere die Parteinahme der Bürger von Regensburg für den Kaisersohn rettete aber seine Sache und auf einem Fürstentag wurde Heinrich von Baiern geächtet und abgesetzt. Rasch und kräftig trieb Otto selbst die zerstreuten Rebellen zu Paaren, und diese Kämpfe und der Sturz des mächtigen bairischen Hauses ließen wohl erkennen, daß Otto's I. Herrschaft keinem schwächlichen Erben zugefallen war. Auch Frankreichs König Lothar, der die Wirren des Nachbarreichs benützen wollte, um Lothringen wieder zu gewinnen, mußte dies erfahren. Lothar überfiel Aachen und ließ den Adler auf der Kaiserpfalz nach Westen drehen, zum Zeichen, daß die alte Kaiserstadt wieder die Kapitale Westfranciens sei. Die Mißstimmung der Bevölkerung

zwang ihn aber zum Abzug und in Deutschland äußerten sich Zorn und Erbitterung über den treulosen Handstreich so allgemein, daß sich noch im Herbste des nämlichen Jahres ein gewaltiges Heer um den König sammelte. In raschem Siegeslauf drang er bis Paris vor, konnte aber die stark befestigte und tapfer vertheidigte Stadt nicht einnehmen und mußte sich mit Verwüstung des Landes begnügen. Was jedoch den deutschen Waffen nur mit schwerer Anstrengung gelungen wäre, warf die im französischen Lager ausgebrochene Zwietracht dem König in den Schooß. König Lothar wurde von seinen eignen Vasallen so bedrängt, daß er auf alle Eroberungspolitik verzichtete, den deutschen König um Frieden und Freundschaft anging und bei einer Zusammenkunft zu Chiers dem Anspruch auf Lothringen feierlich entsagte.

Jetzt richtete Otto sein Augenmerk auf Italien, um vor Allem seinem Anrecht auf Unteritalien mit gewaffneter Hand Geltung zu schaffen. Auf der Halbinsel war Alles in Aufruhr und Auflösung, Papst folgte auf Papst, jeden fegte nach kurzer Regierung der Sturm der Parteien weg. Im März 981 überstiegen die Deutschen die Alpen. Durch energisches Auftreten in Oberitalien, wo er die störrischen Barone bis in ihre Felsenburgen verfolgte, erzwang sich Otto so großes Ansehen, daß bei seinem Herannahen die Römer unterwürfig um Gnade und Schonung flehten. Der Aufenthalt Otto's in der Tag und Nacht von Festjubel erfüllten Leostadt war gleichsam noch ein heller Sonnenblick auf sein kaiserliches Regiment. Es gewann sogar den Anschein, als gelinge ihm, die Kraft von ganz Italien zum Kampf mit den Saracenen und ihren Verbündeten, seinen eigenen Schwägern, den Herren von Byzanz, aufzubieten. Der Feldzug begann mit einem glücklichen Treffen, bei Cotrone wurde der in Volksliedern hochgefeierte arabische Held, Emir Abu Casem, aufs Haupt geschlagen. Ein einziger Tag machte aber allen Sieg

und alle Größe zu Nichte. Am 13. Juli 982 fiel das kaiserliche Heer bei Squillace in Calabrien dicht am Meeresstrand in einen Hinterhalt und vom Schwert getroffen, wie Thietmar von Merseburg klagt, „sank dahin die purpurne Blüthe des Vaterlands, die Zier des blonden Germaniens, und zertreten ward der Ruhm der Christen unter den Füßen der Heiden.“ Der Kaiser selbst entkam nur wie durch ein Wunder. Als die Schlacht verloren war, sprang er ins Meer und erreichte schwimmend ein Schiff: — es war von Griechen bemannt! Unfehlbar wäre schimpfliche Gefangenschaft sein Loos geworden, wenn er erkannt worden wäre. Doch nur ein Sklave kannte den Flüchtling und ließ sich großmüthig zum Schweigen bereden. Als sich das Schiff der Stadt Rosano näherte, wo Theophano mit einer Heeresabtheilung zurückgeblieben war, sprang Otto ins Meer und gelangte ans Land zu den Seinen.

Leben und Freiheit waren gerettet, aber die Krone drohte ihm vom Haupt zu gleiten. Rasch war ganz Unteritalien wieder in die Hände der Gegner gerathen und gegen den geschlagenen Kaiser traten auch neue Feinde in Rom und in der Lombardei in die Schranken. Noch war aber Otto's Spannkraft nicht gebrochen. Ihm füllte nur ein Gedanke die Seele: Rache zu nehmen für den erlittenen Schimpf. Durch List und Gewalt, Verheißungen und Drohungen suchte er ein neues Heer zu sammeln. Schon dachte er an Aufbruch und Angriff, als die Kunde kam, im Norden des Reichs seien auf allen Seiten die Marken durchbrochen und Alles sei vernichtet oder doch ernst bedroht, was unter seinen Vorfahren für Christianisirung und Germanisirung geschehen war. Die Dänen, die Obotriten, die Liutizen und andre Nachbarn hatten die Grenzlande überflutet, blühende Handelsplätze vernichtet, Kirchen und Klöster niedergebrannt, Tausende von Ansiedlern getödtet oder gefangen genommen, — während der natürliche Schirm-

herr Deutschlands im fernen Süden weilte, um fremde, widerspenstige Völker seinem Scepter zu unterwerfen.

Die Unglücksbotschaft beugte den Kaiser tief und berührte ihn um so schmerzlicher, da er darin eine vom Himmel verhängte Strafe für die Auflösung des Bisthums Merseburg erblickte. Ihn quälte der fromme Wahn, der hl. Laurentius, dem das aufgehobene Stift geweiht war, habe der kaiserlichen Sache strenge Rache geschworen. Dieses Seelenleiden zerbrach so rasch seine Lebenskraft, daß ein unbedeutendes Fieber seinen Tod herbeiführte. In Gegenwart des Papstes und vieler Bischöfe und Fürsten legte er in lateinischer Sprache ein Sündenbekenntniß ab und empfing Absolution und Abendmahl; am 7. Dezember 983 verschied er. Seine Leiche wurde in einem antiken Marmorsarkophag bestattet, mit einem mächtigen Porphyrstein aus dem Grabmal Hadrians bedeckt und in der Vorhalle von St. Peter beigesetzt. Bei dem Neubau der Basilika im siebenzehnten Jahrhundert wurde aber das Denkmal vernichtet. Man nahm, wie Gregorovius erzählt, die Leiche heraus im Beisein eines Notars, der die Angabe vom kleinen Körperbau des Kaisers bestätigte, und brachte sie in einen andren Sarg, den man unschön mit Stuck überwölbte. „So wird das Grab noch jetzt in den Grüften des Vatikan gesehen, wo Otto II. nahe bei seinem Verwandten, Papst Gregor V., in der stillen Versammlung von Päpsten schläft, im geisterhaften Dämmerdunkel jener größten Katakombe der Weltgeschichte, die der fühlende Mensch nicht durchwandert, ohne von dem Wehen der Geschichte durchschauert zu sein.“

Otto III.

983—1002.

Den Phaëton der deutschen Geschichte nennt Gregorovius den dritten der Ottonen. Ein treffendes Bild für den kaiserlichen Jüngling, der, von der Sonne der Macht geblendet, phantastischen Ideen in die Wolken nachjagte, ohne auf die Erde zu achten, der am Ende seiner Tage erfuhr, daß er den gering geschätzten Deutschen als ein Fremder galt, während das geliebte Rom ihn als Barbaren verachtete.

Otto's II. Tod war ein verhängnißvoller Moment für das Kaiserthum. Unter den Säbeln der Saracenen war die Blüthe der deutschen Ritterschaft gefallen, vor den Schwärmen der Wenden flohen die deutschen Ansiedler, wie Thietmar sagt, wie Hirsche vor den Hunden, — im Norden und im Süden Niederlage und Gefahr, und der Nachfolger im Königsamt ein Kind! Ihm zur Seite stand als Regentin Theophano, die zwar ihres Geistes und ihrer Schönheit wegen die Bewunderung des Hofes, aber im Volke kein Vertrauen genoß. Diese Lage lockte den aus seiner Haft zu Utrecht entkommenen Baiernherzog Heinrich, als nächster männlicher Verwandter des Königssohnes zunächst Vormundschaft und

Regentschaft zu beanspruchen, und obwohl nach deutschem Brauch der Mutter das erste Anrecht zustand, fand er zahlreichen Anhang. Als er jedoch darauf pochend die Maske abwarf und unverhohlen die Absicht zu erkennen gab, selbst den Königsthron zu besteigen, fand er nicht die gehoffte Zustimmung. An Erzbischof Willegis von Mainz fand Theophano einen mächtigen und klugen Anwalt und durch seinen Einfluß wurden allmälig die meisten Reichsfürsten für ihre Partei gewonnen, so daß der Baiernherzog nach hartnäckigem Widerstande sich gezwungen sah, Frieden und Gnade zu erbitten. Zu Ostern 985 war der Sieg der Königstreuen entschieden. Wie einst bei Otto's I. Krönung zu Aachen, bedienten zu Quedlinburg die Herzoge von Sachsen, Schwaben, Baiern und Kärnten den königlichen Knaben bei der Tafel. Ungehindert leitete nun Theophano die Verwaltung des Reiches und Bischof Thietmar von Merseburg zollt ihr das Lob einer verständigen Regentin. „Sie war eine Frau von bescheidenem und doch festem Charakter, wenn sie auch von der Schwäche ihres Geschlechts nicht ganz frei war; sie führte sogar, was bei Griechen eine Seltenheit, einen musterhaften Lebenswandel und wachte mit wahrhaft männlicher Kraft über das Wohl ihres Sohnes und des Reiches.“ Nach ihrem Tode (991) übernahm Adelheid die Regentschaft; sobald aber ihr Enkel das fünfzehnte Lebensjahr erreicht hatte, wurde er nach der Väter Sitte mit dem Schwert umgürtet und als König ausgerufen.

Schon sah die Welt auf ihn mit Staunen und hochgespannter Erwartung. Die Natur hatte ihn mit allen Vorzügen des Geistes und des Körpers ausgestattet. In ritterlicher Sitte und Waffenübung war er von einem sächsischen Grafen Hoiko unterwiesen worden, in den Wissenschaften von einem griechischen Mönch Johannes. Noch ein zarter Knabe, zog er schon ins Feld, wenn die sächsischen Heere Jahr für

Jahr gegen die Slaven rückten, ohne durch die beschwerliche und blutige Kriegsarbeit die verlorenen Grenzlande wieder in deutschen Besitz zu bringen. Obwohl der Knabe als Kriegskamerad der sächsischen Mannen alle Gefahren und Strapazen theilte, trat schon frühzeitig hervor, daß er nicht den Vorfahren gleich höchste Ehre und Lust in diesen Kämpfen erblickte. Wohl war seine Seele ganz von Thatendurst und Ehrgeiz erfüllt, aber ihn lockten andre Ziele. Er fühlte sich vor Allem als Kaisersohn und als Enkel von Kaisern des Abend- und Morgenlandes. Schon durch seine Abstammung von einer griechischen Mutter dem Boden entrückt, auf dem die deutschen Fürsten in Sprache, Sitte und Recht fußten, und durch seinen Erzieher nur mit griechischen und römischen Bildungselementen vertraut, sprach er bald mit Mißachtung von „sächsischer Rohheit", wollte nicht ein Deutscher, sondern ein Grieche sein und ein Römer werden. Nicht die deutschen Grenzen zu schützen, drängte es ihn, sondern sogleich nach der Schwertleite eilte er in das Land, wohin ihn die Sehnsucht zog, nach Italien.

Im Februar 996 sammelte sich in Regensburg das deutsche Heer, das den sechzehnjährigen König auf seiner Romfahrt begleiten sollte. Vor dem Aufbruch beichtete er im Stift St. Emmeram dem greisen Abt Romuald. Ein Klosterbruder schildert, wie er weinend und schluchzend in reuiger Zerknirschung unter den Mönchen auf niedrigem Schemel saß: schon zeigt sich an ihm jener eigenthümliche Hang zu frommer Buße und Ascese, der zu seiner Herrschsucht und Prachtliebe so merkwürdigen Gegensatz bildet. Der Zug durch die Lombardei brachte die Scenen, die sich fast bei jeder Romfahrt deutscher Könige wiederholten: feierliche Begrüßung und Huldigung der Großen, Jubel und Lobgesänge der Menge, — bald darauf blutige Händel zwischen Italienern und Deutschen und heimlichen und offenen Abfall

der Fürsten und Städte. Otto's Kriegsmacht sicherte ihm vorläufig Anerkennung und Autorität. In Pavia erhielt er Kunde vom Ableben des Papstes und in Ravenna stellten sich Abgesandte aus Rom ein, die zum Zeichen ehrerbietiger Unterwerfung die Besetzung der erledigten päpstlichen Würde in seine Hände legten. Er schlug ihnen einen Verwandten, Bruno von Kärnthen, vor und sein Wunsch fand sofort Zustimmung. Bruno wurde gewählt und gekrönt, — der erste Deutsche, der auf den Stuhl Petri gelangte, das beste Zeugniß, wie mächtig die Tradition der ersten Ottonen in Italien nachwirkte. Im Mai 996 wurde der Enkel Otto's I. von einem Urenkel des nämlichen Kaisers — Bruno nahm als Papst den Namen Gregor V. an — in St. Peter gekrönt. So lange der Kaiser in Rom weilte, wagten die feindlichen Elemente nicht offene Erhebung, ja ganz Italien schien ruhig und ohne Widerstreben der kaiserlichen Autorität zu gehorchen.

In Rom lernte Otto zwei Männer kennen, deren Rath und Beispiel auf seine Charakterentwicklung mächtigen Einfluß gewannen. Im nämlichen Maße, wie sich Leben und Lebenszweck des geistlichen Standes namentlich in Rom selbst verweltlichten, war in Vielen glühendes Verlangen nach Vertiefung und Verinnerlichung des religiösen Lebens gewachsen. Wie in Frankreich vom Kloster Clugny die Idee einer Reform des entarteten Klosterwesens ausging, so gelangte in manchen italienischen Klöstern ein schwärmerischer Hang zu strengster Auslegung der Mönchsgelübde zur Herrschaft. Ein Schüler der frommen Büßer Nilus und Romuald war der Böhme Adalbert, der, obwohl zum Bischof von Prag gewählt, immer wieder nach dem „süßen" Rom zu mystischer Andachts- und Bußübung zurückkehrte. Hier lernte der junge Kaiser den gottbegeisterten Schwärmer kennen und während der Heimreise nach Deutschland schlang sich ein so inniges

Freundschaftsband um die Geistesverwandten, daß sie gewöhnlich die Nächte in vertraulichem Gespräch zubrachten. Wenn der Morgen graute, schlich sich Adalbert, damit er durch des Kaisers Gunst nicht hoffärtig werde, aus dem Gemach und reinigte die Schuhe des Hofgesindes. Es litt ihn wieder nicht lange in Prag; sehnlich verlangend nach Leiden und Tod für Christi Kirche, ging er nach Pommern und Preußen, um das Evangelium zu predigen, und fand unter den Streichen heidnischer Preußen den Märtyrertod. Die Nachricht von seinem Ende traf Otto so schwer, als ob ihm ein Vater gestorben wäre, nur um so tiefer wurzelten die Lehren des heiligen Mannes von der Nichtigkeit und Hinfälligkeit alles Irdischen in seiner Seele, und in seinem frommen Drang baute er allerorten Adalbertkirchen und Adalbertkapellen in seinen Reichen.

Von ganz andrem Charakter, ja sogar in schroffstem Widerspruch zu Adalberts Lehre war der Einfluß, den Gerbert, der sich ebenfalls in Rom dem Kaiser näherte, auf seine lebhafte, leicht erregbare Phantasie gewann. Dieser Priester, von armen Eltern in der Auvergne geboren, füllte die Welt mit seinem Gelehrtenruhm. Ebenso ehrgeizig und eitel, wie bewandert in allen Doctrinen, verstand er meisterhaft mit seinem Talent zu wuchern und schwang sich zu den höchsten Würden empor, bis er zuletzt sogar die Tiara erlangte. Sein glänzender Geist fesselte Otto und nach der Rückkehr nach Sachsen erging eine überaus schmeichelhafte Einladung an den berühmten „Lehrer seiner Zeit", an den kaiserlichen Hof überzusiedeln. Die Antwort Gerberts läßt ersehen, welche Saiten er anschlug, um den ruhmliebenden Jüngling an sich zu fesseln. „Wahrlich," schreibt er, „es ist eine göttliche Erscheinung, wenn ein Mann, Grieche von Geburt, Römer nach der ihm übertragenen Herrschermacht, die Schätze der griechischen und römischen Weisheit gleichsam wie sein

Erbgut wieder in Anspruch nimmt. Wir gehorchen also Eurem königlichen Gebot hierin, wie in Allem, denn Eurem Dienst werden wir uns nimmer entziehen, da wir in der ganzen Welt keinen schöneren Anblick kennen, als den Eurer Herrschermacht." Auf die Nachricht vom Eintreffen Gerberts kehrte Otto, der eben den längst gebotenen Feldzug gegen die Wenden antreten wollte, sofort nach Magdeburg um. Philosophirende Gespräche, astrologische Studien, metrische Wettkämpfe beschäftigten jetzt ausschließlich den Jüngling, man hörte nur Latein und Griechisch in der Sachsenveste, immer tiefer versenkte sich der Geist des Königs in die Erinnerungen an das alte Rom, immer stürmischer wuchs das Verlangen, ein neues christlich-römisches Weltreich zu gründen. Was kümmerte es ihn, daß die Wenden an der Mark der Sachsen unbezwungen blieben, ihm galten ja die Einen wie die Andren nur als Barbaren, — auf Rom war all sein Sinnen gerichtet, Rom sollte sein Imperatorensitz, der glänzende Mittelpunkt seines Reiches werden.

Bald zog er wieder nach Italien. Papst Gregor, von der mächtigen Familie der Crescentier aus Rom vertrieben, suchte Zuflucht beim Kaiser. Ein furchtbares Strafgericht traf nun Alle, welche dem Regiment und den Principien von Kaiser und Papst widerstrebten. Crescentius wurde auf dem Dache der Engelsburg in Rom enthauptet, der von ihm aufgestellte Gegenpapst schimpflich mißhandelt und abgesetzt. Als bald darauf Gregor V., erst dreißig Jahre alt, starb, wurde sein Nachfolger der Vertraute des Kaisers, Gerbert, der den Namen Sylvester II. annahm. In jenen Tagen beängstigte ganz Europa die Furcht, der Ablauf des ersten Jahrtausend der christlichen Zeitrechnung werde das jüngste Gericht mit sich bringen, wie es St. Johannes in der Apocalypse mit Flammenworten geschildert. Bußeifer erfaßte die ganze Christenheit, aber selbst die Eifrigsten über-

traf der Kaiser. Barfuß unternahm er beschwerliche Wallfahrten, betend und fastend weilte er Wochen lang in einsamer Klausnerzelle, in seinen Urkunden über fromme Stiftungen und Vermächtnisse nennt er sich „Knecht der Apostel und Sklave Jesu Christi". Man könnte nun glauben, der zerknirschte Büßer habe die kaiserlichen und die weltlichen Ideen überhaupt abgestreift, aber im Gegentheil: in der härenen Kutte und mit dem Bußgürtel um die Lenden fuhr er fort, die ganze Welt mit seinen ehrgeizigen Plänen zu umfassen. Bald erscheint er als weltentsagender Mönch, bald als stolzer Weltgebieter, eifersüchtig auf die Triumphe Trajans und Hadrians. In Urkunden spricht er aus, er hoffe als Lohn seiner Frömmigkeit zu ernten, daß sein Reich blühe, sein Heer triumphire, die Macht des römischen Volks ausgebreitet und der alte römische Staat wieder hergestellt werde, daß er ruhmvoll auf dieser fremden Erde lebe, ruhmvoller aus den Banden des Fleisches sich aufschwinge und in höchstem Ruhm jenseits mit Gott dem Herrn regiere. Demuth und Stolz, Weltverachtung und Herrschbegierde streiten mit einander in diesen Worten, Himmel und Erde wollte der Jüngling einander näher rücken durch die Idee des Kaiserthums. In der von ihm gebauten Burg auf dem Aventin erstand ein Leben, wie es Rom seit einem halben Jahrtausend nicht mehr gesehen hatte. Nicht das alte Sachsenkleid trug der Urenkel Heinrichs des Finklers, sondern ein seltsamer, weitfaltiger Mantel, in den die Bilder des Thierkreises gestickt waren, umwallte ihn. Die Aemter und Titel des byzantinischen Hofes wurden in Rom eingeführt und Niemand durfte dem Herrscher nahen, ohne nach byzantinischer Sitte das Knie zu beugen. Unmuthig sahen die Deutschen, wie ihr König, in unnahbare Majestät gehüllt, in der Fremde ein Fremder wurde.

Im Dezember 999 verließ Otto das „goldene Rom",

um das Grab seines heilig gesprochenen Freundes Adalbert zu besuchen. Der um hohes Lösegeld losgekaufte Leichnam des Märtyrers war in der polnischen Stadt Gnesen bestattet worden. Barfuß als Pilger betrat der Kaiser die Stadt und zerfloß am Grabe des Unvergeßlichen in Thränen. Um sein Andenken zu ehren, betrieb er eifrig die Erhebung Gnesens zum Erzbisthum und schuf dadurch für die Polen eine Nationalkirche, was für die staatliche Entwicklung des Landes von wichtigster Bedeutung wurde und der gänzlichen Losreißung vom deutschen Reich wirksamsten Vorschub leistete.

Nach Aachen zurückgekehrt, ließ Otto die Gruft des großen Karl öffnen und trat selbst vor die sterblichen Ueberreste seines großen Vorgängers. Majestätisch saß der Leichnam auf dem Marmorstuhl aufrecht da, auf Otto's Geheiß wurden ihm neue kaiserliche Gewänder angelegt, dann wurde das Grabgewölbe wieder zugemauert. Der merkwürdige Wunsch des Kaisers erwuchs sicher nicht bloß aus jugendlicher Neugierde, sondern es sollte gleichsam ein sichtbares Zeichen gegeben sein, daß die Zeiten des Stifters des theokratischen Weltreichs wieder angebrochen seien. Er hatte sich auf den Besuch der ehrwürdigen Stätte durch mehrtägiges Fasten und Beten vorbereitet; dessenungeachtet wurde von den Zeitgenossen die Störung der Ruhe des Todten getadelt. Ein Mönch von Hildesheim weiß zu erzählen, der große Karl sei dem verwegenen Eindringling im Traum erschienen und habe ihm zürnend zugerufen: „Dein Ende ist nahe! Kinderlos wirst du sterben und dein Reich zerfließt wie ein Schatten!“

Der Kaiser blieb nicht lange auf deutschem Boden, schon im Sommer des Jahres 1000 kehrte er nach Italien zurück. Wieder bezog er seine Kaiserburg auf dem Aventin, aber das von ihm so geliebte und bevorzugte Rom erhob sich gegen ihn in offenem Aufruhr und er mußte als Flüchtling die Stadt verlassen. Die erlittene Demüthigung scheint

seinen Sinn nur noch bestimmter in eine phantastisch-ascetische Richtung gelenkt zu haben. Er nahm in Ravenna in einem Kloster Wohnung und kasteite seinen Körper mit den strengsten Bußübungen. Daneben aber fuhr er fort, den stolzesten Plänen nachzujagen, er faßte sogar die Idee einer Wiedervereinigung des morgenländischen Kaiserthums mit dem abendländischen unter seinem Scepter und ließ, um diese Erhöhung anzubahnen, in Konstantinopel für sich um die Hand einer kaiserlichen Prinzessin werben. Zu Pfingsten 1001 zog er wieder gegen Rom, das sich bei seinem Herannahen unterwarf, aber dem guten Willen der Römer war so wenig zu trauen, daß er die Stadt selbst nicht betrat, sondern in der Burg Paterno am Fuße des Berges Soracte blieb. In seiner bedrängten Lage setzte er seine Hoffnung auf deutsche Hilfsvölker, allein nur wenige Fürsten folgten seinem Ruf. Man geht wohl kaum irre, wenn man den Grund der schwachen Theilnahme im nationalen Unmuth über die undeutsche Politik des jungen Kaisers sucht. Diese neue Enttäuschung mochte dazu beitragen, daß das Siechthum, das die Fieberluft der Campagna ihm gebracht, in eine gefährliche Krankheit überging. Ergreifend wirken die schlichten Worte, womit Bischof Thietmar von Merseburg die letzten Tage des kronenmüden Jünglings schildert. „Nun war alles Land, das zum römischen und longobardischen Reich gehörte, besiegt und unterthan, nur nicht gerade das von ihm über Alles geliebte und bevorzugte Rom . . . Dessenungeachtet erschien er äußerlich immer heiter, aber in seinem Gewissen über manche Schuld erzitternd, suchte er sie in der Stille der Nacht durch Wachen und Beten und Ströme von Thränen zu sühnen. Oft fastete er die ganze Woche, den Donnerstag ausgenommen. Almosen gab er in Fülle. Seinem herannahenden Tode ging manch bitterer Schmerz voraus. Denn unsere Herzoge und Grafen schmie-

beten nicht ohne Mitwissen der Bischöfe feindselige Pläne gegen ihn ... Der Kaiser erfuhr sofort davon, ertrug aber die Anfeindung mit geduldigem Sinne. In Paterno erkrankte er, indem sich Pusteln in den inneren Theilen seines Körpers bildeten und hin und wieder hervorbrachen. Heiteren Sinnes schied er aus der Welt, denn er war ja fest und unerschütterlich im Glauben, die Zierde des römischen Reichs; die Seinen trauerten tief um ihn, denn Niemand war zu seiner Zeit milder und freigebiger als er."

Aus den Umständen unter welchen Otto's Tod fernab von der deutschen Heimat erfolgte, läßt sich leicht erklären, daß sich jenseits der Alpen bald ein Gerücht verbreitete, er sei von den Römern hinterlistig getödtet worden. Schon wenige Decennien später findet es sich in einfacher Gestalt in einer Chronik des Ademar von Chabannais. Allmählich wurde aber die Sage romantischer ausgeschmückt, und ein Jahrhundert später wußte man bereits zu erzählen, Otto sei in Liebe zu Stephania, der Wittwe des hingerichteten Crescentius, entbrannt, die stolze Römerin aber habe seine Annäherung nur geduldet, um ihr Rachewerk zu vollführen und dem liebestrunkenen Jüngling selbst den Gifttrank zu kredenzen. „Es liegt eine tiefe Wahrheit in dieser Sage," bemerkt dazu Giesebrecht, „aber nicht eine Tochter Roms, sondern Roma selbst mit ihren unvergänglichen Reizen fesselte, verrieth und tödtete den mit der Kaiserkrone geschmückten Jüngling."

Heinrich II.

1002—1024.

Deutschland war ein Wahlreich, aber seit einem Jahrhundert war eine Dynastie im Besitz der Krone geblieben. Mit Otto III. war nun die männliche Linie des sächsischen Hauses erloschen, deßhalb hatte die Frage: Wer soll Kaiser werden? erhöhte Bedeutung und rief Parteiung, Verwirrung und Bürgerkrieg hervor. Neben Herzog Heinrich von Baiern, der als nächster Verwandter des sächsischen Hauses noch ein gewisses Erbrecht geltend machen konnte, traten als Mitbewerber um die Krone Herzog Hermann von Schwaben und Markgraf Ekkehard von Meißen auf, der Eine ein Fürst von großem Reichthum und ausgedehnten Familienbeziehungen, der Andre ein Held von hohem Kriegsruhm, der fast allein noch das Reich gegen die verwegenen Angriffe der Wenden schirmte. Wie fast in allen Fällen, welche die Weltgeschichte aufweist, blieb der Vertreter des Legitimitätsprincips, denn als solcher wurde der von den Bischöfen unterstützte Baiernherzog angesehen, Sieger im Wettstreit, nicht ohne daß ein dunkler Schatten auf seine Kronwerbung fiel, denn der

gefährlichste Nebenbuhler, Markgraf Ekkehard, wurde unter räthselhaften, niemals aufgeklärten Umständen durch Mörderhand erschlagen. Der Herzog von Schwaben wurde darauf durch Waffengewalt unterworfen, die Sachsen, deren nationales Selbstbewußtsein sich anfänglich gegen die Anerkennung des Baiernfürsten auflehnte, verstanden sich nachträglich zur Huldigung, und auch die Lothringer leisteten, als Heinrich in ihrem Lande erschien, den Eid der Treue. Zu Weihnachten 1002 konnte er sich als Oberhaupt des Reichs betrachten und seine Hauptstadt Regensburg begrüßte ihn jubelnd als König.

Auch ihn zwang die eiserne Zeit, von der Thronbesteigung bis zu seinem Lebensende das Schwert in der Faust zu behalten. Hätte er auch lieber das Schreibrohr geführt und an Studien und Andachtsübungen der Mönche Antheil genommen, so nöthigte ihn doch die Pflicht des deutschen Herrscheramts, für ihn ein höherer Imperativ, immer wieder zu Rüstungen und Kriegszügen.

Boleslaw von Polen, den Otto III. soeben noch bei seinem Besuche in Gnesen wie einen Bruder geehrt hatte, erhob sofort nach des Kaisers Otto Tod das nationale Banner und brandmarkte jede Verbindung mit dem deutschen Reich als unerträgliche Schmach. Zugleich stürmten auf allen Seiten die Wenden an und im Reiche selbst entfachte Markgraf Heinrich von Babenberg aufs Neue Bürgerkrieg. Der eigene Bruder des Königs, Bruno, schloß sich den Aufständischen an. In schweren Feldzügen mußte Heinrich Krone und Reich vertheidigen. Es gelang ihm endlich, der inneren Feinde Herr zu werden, während alle Versuche, die Losreißung Polens zu hindern, mißglückten.

Lockender aber als der Besitz der polnischen Steppen und Wälder erschien der Wiedergewinn Italiens, wo sich inzwischen ein der kaiserlichen Sache günstiger Umschwung vollzogen hatte. Nach Otto's III. Tod hatte Arduin von Ivrea

die erledigte Herrschaft an sich gerissen und mit Kraft und Geschick versucht, ein nationales Königreich aufzurichten. Aber auch hier wie in Deutschland erblickten die geistlichen und weltlichen Großen in jedem Abhängigkeitsverhältniß ein unerträgliches Joch und Arduins Uebermacht ließ Viele jetzt im deutschen König ihren Retter sehen. Ohne auf ernsten Widerstand zu stoßen, gelangte Heinrich nach Pavia, wo er am 14. Mai 1004 die Königskrone empfing. Aber noch am nämlichen Tage geriethen die zu Ehren des Krönungsfestes betrunkenen Deutschen mit den heißblütigen Lombarden in Streit. Der Palast, wo der König wohnte, wurde von den Bürgern förmlich belagert, und um ihren Abzug zu erzwingen, griffen die Deutschen zu einem barbarischen Mittel, sie zündeten die Stadt an. In der brennenden Stadt dauerte das Gemetzel fort, bis endlich Hilfe aus dem deutschen Lager anlangte und die Paveser sich zur Flucht in ihre Häuser genöthigt sahen. Welch düstere, grausige Krönungsfeier! König Heinrich verließ die rauchenden Trümmer und bezog eine nahegelegene Burg, wo er so lange blieb, bis die Paveser den königlichen Palast wieder aufgebaut hatten. Schrecken und Furcht zogen vor den deutschen Schaaren her, Oberitaliens Fürsten und Städte waren deßhalb freigebig mit Eiden und Geißeln, aber nur mit blutiger Kette war das Land mit dem deutschen Reich verbunden, für die Mehrheit des Volks galt diese Abhängigkeit als schimpfliche Sclaverei.

Zu einer leichter zu behauptenden Mehrung des Reichs wurde Aussicht eröffnet durch die Einsetzung Heinrichs zum Erben des Königs Rudolfs von Burgund, und ein glücklicher Krieg gegen Balduin von Flandern sicherte an der Westgrenze dem deutschen Namen Achtung.

Bisher hatte das Glück den König fast bei allen Unternehmungen begünstigt, seine Stellung war nach Innen und Außen befestigt. Ein Siegesdenkmal sollte die Stiftung eines

neuen Bisthums sein, das berufen war, christliche und deutsche Cultur ins Slavengebiet an Main und Regnitz zu verpflanzen. Bamberg im Volkfeldgau, das Heinrich einst seiner Gemahlin Kunegunde als Brautschatz übergeben hatte, wurde dazu ausersehen und durch reiche Schenkungen aus seinem Eigengut ausgestattet. Durch fromme Unterwürfigkeit, die ihn sogar dem Erzbischof Willegis von Mainz zu Füßen fallen ließ, erlangte er endlich auch Zustimmung der Kirchenfürsten, deren Sprengel durch die neue Stiftung verkleinert wurde. Mit Eifer und Ausdauer suchte er Wachsthum von Stift und Stadt zu fördern; ihm verdankt die anmuthige Mainstadt den prächtigen Dom, der heute sein Grabmal umschließt, und andere Gotteshäuser, reich mit Kunstwerken geschmückt, die damals das Staunen der Zeitgenossen hervorriefen und heute noch zu den schönsten und wichtigsten Ueberresten altchristlicher Kunst gezählt werden. Das neue Hochstift nahm bald eine hervorragende Stellung in der deutschen Kirche ein und wurde auch seiner civilisatorischen Aufgabe gerecht. Wichtige Dienste für politische und kirchliche Entwicklung Deutschlands leistete namentlich der Pommernapostel, Bischof Otto von Bamberg, in dessen Persönlichkeit auf seltene Weise der fromme Missionär und der kluge Politiker verbunden waren.

Hauptsächlich in Folge der Stiftung von Bamberg wurde das Charakterbild Heinrichs II. durch falsche Vorstellungen entstellt. Seines frommen Verdienstes wegen nahm ihn die römische Kirche unter die Heiligen auf und nun bekam er auch seine Legende, worin er, wie es sich aus der erbaulichen Tendenz erklärt, nur als ein der Kirche in Allem und Jedem gehorsamer Sohn erscheint, der sein Lebensideal in mönchischer Weltentsagung erblickt und die Regierungsgeschäfte nur nach Wunsch und Willen seiner Gewissensräthe geleitet hätte. Nach dieser Legende wurde lange Zeit fast ausschließlich Heinrichs Charakter beurtheilt, bis endlich Giese-

brecht und Siegfried Hirsch der falschen Anschauung entgegen-traten und auf die Kraft und den Ernst hinwiesen, womit Heinrich in Jünglingsjahren die Regierung übernahm und bis zu seinem Lebensende dem schweren Königsamt oblag. Allerdings war er meist von Bischöfen umgeben und begabte sie reich mit Ehren und Schenkungen, aber der politische Zweck ist dabei unverkennbar. Er suchte, wie sein Vorgänger Otto I., Rückhalt und Stütze gegen das weltliche Fürstenthum im Episcopat. Diese Erklärung schließt eine persönliche Vorliebe Heinrichs für den Clerus nicht aus; war er doch selbst ur-sprünglich für den geistlichen Stand herangebildet worden und deßhalb in kirchlichen Dingen wohl bewandert. Wenn er aber auch in seinen Pfalzen zu Bamberg und Magdeburg mit geistlichen Herren Latein sprach und exegetische und dog-matische Fragen erörterte, so trat er doch als thatkräftiger Regent überall selbst auf den Schauplatz, wo es nach seiner Auffassung des Reiches Ehre und Wohl zu wahren und zu mehren galt.

Der mit Polen geschlossene Friede war nicht lange von Bestand. Wenn Heinrich nicht auch Böhmen an den mächtig aufstrebenden westslavischen Nationalstaat verlieren wollte, konnte er nicht länger das Schwert in der Scheide lassen. Jahr für Jahr wurde an Oder und Weichsel gestritten und Heinrich selbst nahm fast an allen mit unsäglichen Strapazen verknüpften Kriegszügen Theil. Wiederholt gelang es ihm, bis ins Herz Polens vorzudringen, aber dauernder Erfolg war nicht zu erzielen. Nach sechsjährigem Ringen waren Heinrich und Boleslaw gleichmäßig, wenn auch nicht zu Frieden und Versöhnung, doch zu Aufschub der Waffen-entscheidung geneigt. Der Pole wollte zunächst den russischen Nachbar bezwingen, den deutschen König lockte die Kaiser-krone. Zu Magdeburg kam 1012 ein Vertrag zu Stande, der die Lausitz, die Boleslaw eingenommen hatte, als Reichs-

lehen in seinen Händen ließ, so daß das Land vorerst zwar nicht dem Reich, wohl aber den Deutschen verloren war.

In Italien hatte sich Arduin sofort nach Heinrichs Abzug wieder erhoben und die Anhänger des „fremden Barbaren", namentlich Bischöfe und Aebte, hart bedrängt. Rom war der Spielball herrschgieriger Adelsgeschlechter, der jeweilige Papst nur ein Werkzeug der Partei, der er seine Erhebung verdankte. Wohl erschienen häufig Gesandtschaften im deutschen Lager, um den König um Schlichtung der Händel anzugehen, allein wer nicht die erwartete Zustimmung erlangte, versagte den Gehorsam, die Verwirrung stieg immer höher, Waffenlärm erfüllte ganz Italien. Da erschien im Spätherbst 1013 ein bairisch-schwäbisches Heer in der Poebene; seine Ankunft rief eine ähnliche Wirkung hervor, wie vor neun Jahren, und Heinrich gelangte ohne ernstere Kämpfe bis nach Rom. Hier zogen Clerus und Volk, wenn auch nur mit Unmuth die Feststimmung heuchelnd, unter den herkömmlichen Jubelgesängen dem künftigen Kaiser entgegen. Der Papst begrüßte ihn mit väterlicher Freundlichkeit und überreichte ihm als Geschenk eine goldene Kugel mit einem Kreuz, zum sinnbildlichen Hinweis, daß der Fürst, dem die Herrschaft der Welt bestimmt sei, unter dem Zeichen der Kirche regieren müsse. Heinrich nahm das Geschenk freundlich entgegen, betrachtete es aufmerksam und sagte, er wisse den Sinn der Gabe wohl zu würdigen: für Niemand eigne sich dieselbe besser als für diejenigen, welche, die Herrlichkeit der Welt verachtend, dem Kreuz des Heilands nachstreben. Damit gab er Befehl, das Kleinod den Mönchen von Clugny, deren frommer Eifer die Welt mit ihrem Ruhm erfüllte, zum Zeichen seiner ehrerbietigen Bewunderung zu übergeben. Die Episode charakterisirt Heinrichs Selbstbewußtsein und kluge Mäßigung: ohne durch ein schroffes Ablehnen den Papst zu verletzen, war er einer Gabe ausgewichen, welche die Deutung zuließ, das

Kaiserthum selbst sei ein päpstliches Geschenk. Am 14. Februar 1014 empfingen Heinrich und seine Gemahlin Kunegunde in St. Peter die Kaiserkrone. Gleichsam die Schlußscene der Feierlichkeit war der herkömmliche blutige Straßenkampf, der Hunderten von Deutschen und Römern das Leben kostete. Die deutsche Herrschaft in Italien konnte als wohl befestigt angesehen werden, als Heinrich den Rückzug antrat. Allein trotz des Gewinns der Kaiserkrone und großer Schätze, die das Heer aus den geplünderten reichen Städten Italiens mit sich brachte, war der Eindruck, den der Römerzug in Deutschland hervorrief, kein günstiger. Man fing an, über die vielen Opfer an Menschenleben nachzudenken, man empfand den Gegensatz der Nationen und ahnte, daß die deutsche Herrschaft trotz alledem im fremden Boden nicht feste Wurzel schlagen werde. „Die Bewohner jenes Landes," sagt Thietmar von Merseburg, „sind unserer Natur fremd, wenig Liebe begegnet dort dem Fremden, der alle seine Bedürfnisse theuer bezahlen muß und meist doch betrogen wird, — und wie Mancher findet dort seinen Tod durch Gift!"

Inzwischen hatte Boleslaw von Polen seinen Rachekrieg gegen Kiew ruhmvoll beendigt und wollte nun den günstigen Augenblick, während Heinrich im fernen Süden weilte, dazu benützen, um alle slavischen Gebiete vom deutschen Reiche loszureißen und an sich zu ziehen. Neben dem großen, aber durch inneren Zwiespalt geschwächten deutschen Reich sollte eine starke geschlossene Slavenmacht erstehen. Um dieses Ziel zu erreichen, warb er um Freundschaft und Hilfe bei allen Feinden Heinrichs und des deutschen Namens. Heinrich eilte aber auf die erste Kunde von diesen Umtrieben nach Deutschland zurück und zauderte nicht, diesen Bestrebungen durch ähnliche entgegenzuarbeiten. Bei den Slaven war so wenig wie bei den Deutschen der Nationalgeist kräftig genug, um über Stammeseifersucht und Familienhader die Ober-

hand zu gewinnen. An Russen, Böhmen und Liutizen fand Heinrich Bundesgenossen, auch Ungarn schloß sich ihm an, ganz Osteuropa trat gegen den kühnen Polenfürsten in Waffen. Trotzdem behauptete sich Boleslaw, indem er großen Schlachten auswich und durch den kleinen Krieg seine Feinde beständig trennte und beunruhigte. Der vom Kaiser mit großer Sorgfalt entworfene Kriegsplan, wonach Polen auf allen Seiten mit eisernen Armen umklammert und erdrückt werden sollte, scheiterte an der lauen Theilnahme der Sachsen und am Widerstreben der fremden Hilfsvölker gegen deutschen Oberbefehl. Heinrich erklärte sich zuletzt gern befriedigt, als sich der vorsichtige Boleslaw zu Anerkennung des alten Lehensverhältnisses verstand; das Lausitzer und Milzener Land blieben in polnischem Besitz.

Nicht minder gefährlich war der Kampf um den Besitz von Burgund, wo die mächtigsten Großen der Verbindung mit dem deutschen Reich widerstrebten. Auch hier entsprach der Erfolg nicht dem hohen Einsatz. Der Glücksstern Heinrichs war im Niedergang, — da wäre es nicht ein Stück deutscher Geschichte, wenn nicht zu berichten wäre von inneren Feinden, welche die bedrängte Lage des Königs zu trotziger Erhebung zu nützen suchten. Heinrichs eigene Schwäger, die Luxemburger, die schon einmal zu Paaren getrieben und zur schimpflichen Strafe des Hundetragens verurtheilt worden waren, gebarten sich wieder als Rädelsführer. „Wie ein verborgenes Bleigewicht hefteten sich an des Kaisers Fersen die Verräther, die unter dem Scheine der Treue in geheimer Hinterlist ihm entgegen wirkten, so daß er nicht mit voller Freiheit die Herrschaft üben und ihre rechtswidrigen, kecken Versuche gebührend strafen konnte.“ Mit diesen düsteren Worten schließt 1018 der reichstreue Bischof Thietmar von Merseburg seine Chronik, und seine Besorgniß erwies sich als begründet. Im Süden und Norden Abfall, Verwirrung und Bürgerkrieg. Nur

mit Anstrengung aller Kräfte konnte sich Heinrich behaupten, aber endlich gelang ihm das scheinbar Unmögliche, er ging als Sieger aus allen Kämpfen hervor. Jetzt kam ihm die Anerkennung, ja die Bewunderung der Welt entgegen. Aus allen Ländern kamen Gesandte nach Merseburg, wo er zu Ostern 1021 ein Siegesfest feierte; „es war," sagt pathetisch der Chronist von Quedlinburg, „als ob sich alle Zonen willig vor ihm beugten, als ob die ganze Welt um ihn, den Herrn des Erdkreises, in heiterer Freude lache."

Kurz zuvor schon hatte die Lieblingsstadt des Kaisers, Bamberg, glänzende Tage gesehen. Papst Benedikt VIII. war zum Besuch des Kaisers nach Deutschland gekommen, was als ein ungeheures Ereigniß angesehen wurde und der jugendlich aufstrebenden Bischofsstadt in den Augen der Zeitgenossen unvergleichlichen Glanz lieh. Der Besuch sollte aber nicht bloß Bamberg und den Kaiser ehren, sondern war auch durch politische Gründe veranlaßt. Das Aufstreben der griechischen Macht in Unteritalien, wodurch bereits das Patrimonium Petri gefährdet war, nöthigte den Papst, eine engere Verbindung mit dem deutschen Kaiserthum wieder anzustreben.

Heinrich ließ den Hilferuf nicht unbeachtet. Mit einem Heere, das fast ausschließlich aus Vasallen geistlicher Fürsten zusammengesetzt war, überstieg er zum dritten Mal die Alpen, verdrängte die Griechen aus den Fürstenthümern Capua, Benevent und Salerno, sah sich aber durch eine im deutschen Lager ausgebrochene Pest zu schleuniger Rückkehr nach Deutschland gezwungen.

Endlich genoß das Reich einige Friedensjahre. Nun hielt Heinrich die Zeit für gekommen, um in Gemeinschaft mit dem Papst eine umfassende Reform der römischen Kirche durchzuführen. Der Verkauf geistlicher Würden und die Priesterehe sollten abgestellt, die mit dem Aufleben theologischer Studien eingedrungenen Irrlehren verdrängt, im Säcular-

clerus und in der Klosterwelt strengere Zucht und Ordnung wieder eingeführt werden. Zur Vollziehung der päpstlichen Beschlüsse lieh der Kaiser bereitwillig seinen Arm. Ihm war schon aus politischen Gründen eine festere Organisirung jenes Standes erwünscht, der ihm als Hauptstütze des Kaiserthrons galt. Denn er sah im Clerus nicht bloß eine Armee des Papstes, sondern seine eigene: daß sich diese Macht einst feindlich gegen das Kaiserthum auflehnen werde, ahnte er nicht und hätte es unter den damals noch herrschenden Verhältnissen kaum ahnen können.

Im Sommer 1024 besuchte Heinrich die Pfalz zu Grona bei Göttingen im freundlichen Leinegau. Hier, wo ihn einst seine Gemahlin begrüßt hatte, als er zum ersten Mal mit dem Königsreif geschmückt vor sie trat, erkrankte er an einem hitzigen Fieber. Am 13. Juli 1024 verschied er.

In der klösterlich geistlichen Welt, aus der vorzugsweise unsre Kunde von jenen Jahrhunderten stammt, war man einstimmig im Ausdruck des Schmerzes über den Hingang des Kaisers und im Preis seiner Verdienste. Mag immerhin die Ueberschwenglichkeit des Lobes auf Rechnung seiner Frömmigkeit und Freigebigkeit gesetzt werden, so entspricht es doch nur der Wahrheit, wenn seine Königstreue, die eifrige Sorge um des Reiches Wohl, rühmlich hervorgehoben wird. Glänzender freilich treten die poetischen Heldengestalten der Ottonen in der Geschichte hervor, Heinrichs II. Regierung entbehrt des romantischen Schimmers der Genialität seines Vorgängers, — dagegen erfreut an seinem Bild der echt deutsche Charakter, denn niemals dachte er an eine Unterordnung deutschen Wesens unter ein chimärisches Römerthum und ruhmvoller dünkte es ihm, Bedeutung und Wohlstand deutscher Städte zu heben, als Rom in ein neues Byzanz zu verwandeln. Um sein Verdienst richtig zu würdigen, vergleiche man die Lage des Reiches, wie er es übernahm und wie er es verließ. Als

Otto III. starb, war alles deutsche Land von Feinden umlagert und innerlich so zerrüttet, daß, wie in Konrads I. Tagen, der Verband der Stämme sich aufzulösen drohte, — bei Heinrichs II. Tod war trotz mancher Mißerfolge das Ansehen des Reiches wohlbefestigt und trotz der Kinderlosigkeit des Kaisers der Gedanke der Reichseinheit so kräftig und allgemein empfunden, daß den Tausenden, die sich zur Königswahl am Rhein bei Kamba lagerten, nur ein Wunsch in den Herzen brannte: den besten und würdigsten deutschen Mann auf Heinrichs Thron zu heben.

Konrad II.

1024—1039.

Wir haben vom Wahltag zu Kamba eine lebendige Schilderung eines Augenzeugen, des Burgunders Wipo; Uhland hat sie in seinem Drama Herzog Ernst der farbenprächtigen Erzählung des Werner von Kyburg zu Grunde gelegt. Zu beiden Seiten des Rheins lagerten sich die Fürsten und Freien aus allen deutschen Gauen. Da waren nicht Wenige, die sich insgeheim selbst Hoffnung machten, zum Hüter und Herrn des Reichs bestellt zu werden, und in den Vorberathungen, die der eigentlichen Wahl vorausgingen, wurden auch anfänglich viele Namen genannt. Endlich schwankte aber das Zünglein der Wage nur noch zwischen zwei Bewerbern, beide des Namens Konrad, beide aus fränkischem Stamm, beide Urenkel jenes Konrad, der in der Lechfeldschlacht den Sieg des deutschen Volkes mit seinem Leben zahlte, beide selbst mit gleichem Ruhm genannt. Keiner gehörte zu den großen Machthabern des Reichs, die, sei es in Folge gegenseitiger Eifersucht, sei es in Folge des Mißtrauens der Kleinen gegen die Großen von Anbeginn gar nicht in Betracht gezogen wurden. Vor der Stunde der Entscheidung kamen die Bewerber überein, ohne

Rückhalt das Ergebniß der freien Wahl anzuerkennen, und umarmten sich vor allem Volk. Erzbischof Aribo von Mainz, als Metropolitan des Reichs, gab zuerst dem älteren Konrad seine Stimme, seinem Beispiel folgten die übrigen geistlichen Fürsten, auch der jüngere Konrad nannte den Namen des Nebenbuhlers und donnergleich erscholl des Volkes Beifallsruf. Darauf trat die fromme Kaiserswittwe Kunegunde in den Ring der Fürsten und reichte dem neuen König die Reichskleinodien; dann schaarten sich die bunten Reihen zum Festzug den Strom entlang nach Mainz, wo Konrad aus den Händen Aribo's die Krone empfing. Mit ihm beginnt das fränkische oder salische Kaiserhaus, unter dessen Auspicien das deutsche Reich die herrlichste Erhebung und den tiefsten Fall erfahren sollte.

Konrad nannte nur ein schmales Erbe sein eigen, konnte also nicht auf Besitz und Macht sein Regiment stützen, sondern nur auf persönliche Thatkraft und Klugheit. Wenn er auch nicht die Bildung seiner unmittelbaren Vorgänger besaß, so fehlte es ihm doch nicht an Vorzügen, welche in jener Zeit einen Fürsten zur Größe emporhoben. Dabei geht aber durch all sein energisches Wirken und Handeln ein strenger, hochfahrender Zug, überall ist ein Verlangen nach Unbeschränktheit und Alleinherrschaft ausgeprägt, und diejenigen Wähler, die etwa einen schwachen Gebieter zu küren gedacht hatten, sahen sich bald enttäuscht, der neue König trug so stolz sein Haupt wie die Ottonen. Ihm zur Seite stand eine ebenso ehrgeizige und willensstarke Gattin, Gisela, Wittwe des Herzogs Ernst von Schwaben, Nichte des Königs Rudolf von Burgund, deren Einfluß bei der Wahl den Ausschlag gegeben hatte. Ihren weitverzweigten Familienverbindungen hatte Konrad auch zu danken, daß er bei seinem Königsritt durchs deutsche Land überall Anerkennung und Huldigung fand und auch die widerstrebenden Lothringer zuletzt doch ihm Treue ge-

lobten. In seinem politischen System schloß er sich ganz an seine Vorgänger an. Demgemäß dachte er auch so bald als möglich an die Romfahrt, um die leuchtendere Kaiserkrone auf sein Haupt zu bringen. Wirklich gelang es ihm, in Italien allen Widerstand zu bewältigen, am 26. März 1027 wurde er in St. Peter gekrönt. Die Feier war besonders bedeutungsvoll, da ihr außer den Fürsten Deutschlands und Italiens auch die Könige Knud von Dänemark und Rudolf von Burgund anwohnten, so daß der Idee kaiserlicher Weltherrschaft anschaulicher Ausdruck gegeben war.

Nach Deutschland zurückgekehrt, traf er seinen Stiefsohn, den jungen Herzog Ernst von Schwaben, dessen Ansprüche auf Burgund er nicht anerkannt hatte, in offenem Aufstand. Ernst fand aber nicht die gehoffte Unterstützung der Burgunder und Lothringer und seine eigenen Vasallen weigerten sich, gegen den Kaiser zu kämpfen. Nur sein Waffenbruder Werner von Kyburg stand in Noth und Ungemach treu zu ihm und ebenso wenig ließ sich Ernst durch Versprechungen und Drohungen bewegen, den Freund der Rache des Kaisers preiszugeben. Die Reichsacht wurde über beide verhängt, die Kirche verfluchte sie, friedlos mußten sie im Schwarzwald umherirren und von Raubbeute ihr Leben fristen, — trotz alledem weigerten sie Unterwerfung. In einem Kampf mit dem Klostervogt von Reichenau wurden sie endlich erschlagen. Die Thaten und Schicksale der ritterlichen Freunde wurden aber von den Zeitgenossen, denen der kühne Empörer mehr Mitgefühl einflößte als sein Stiefvater, in Liedern gefeiert, deren Nachhall uns noch im phantastischen Gedicht vom Herzog Ernst entgegentönt; freilich hat hier die Sage den historischen Stoff so verschoben und verändert, daß der Held des Gedichts als Sohn Kaiser Otto's des Rothen und einer bairischen Herzogin Adelheid auftritt und sich an ihn als deutschen Odysseus all die Fabeln und Wunder des

Orients anheften, wie sie später das Volk aus den Erzählungen der Kreuzfahrer kennen lernte.

Schwere Feldzüge hatte Konrad gegen Polen zu führen, dessen Herzog Mieczislaw sich als Vasallen des Reichs bekennen mußte, und gegen Graf Odo von Champagne, der gegen des Kaisers Ansprüche auf Burgund nationalen Widerstand entflammte. Auch hier blieb Konrad Sieger, das gesegnete, reich entwickelte Burgund kam an Deutschland; am 2. September 1033 wurde Konrad in Genf gekrönt. Es war ein überaus wichtiger, folgenreicher Gewinn. Zwar ging bald der größte Theil dem Reich wieder verloren, aber deutsche Sprache und deutsche Art blieben auch nach der politischen Trennung erhalten. „Man erwäge,“ sagt Giesebrecht, „was sich in einer viel späteren Zeit in einer verhältnißmäßig kurzen Periode im Elsaß vollzog, und urtheile dann, ob die Schweiz noch jetzt in ihrem innersten Kerne ein deutsches Land sein würde, wenn sie vor mehr als achthundert Jahren mit dem burgundischen Reiche nicht an den deutschen Kaiser, sondern unter die Herrschaft eines französischen Magnaten gefallen wäre.“

Nach ruhmvoll durchgeführten Kämpfen in Ost und West konnte Konrad wohl den Entschluß fassen, auch im Reiche selbst das Kaiserthum zu erhöhen und zu befestigen. Indem er auf die Ideen des ersten fränkischen Konrad zurückgriff, strebte er Vereinigung der herzoglichen Gewalt mit dem Kaiserthum und zugleich Feststellung der Erblichkeit der kaiserlichen Würde an und suchte durch Wort und That diese Pläne zu fördern. Es war ein wichtiger Wendepunkt in der deutschen Geschichte. Wäre Konrads Idee ins Leben getreten, so hätte das deutsche Reich einen mehr einheitlichen, monarchischen Charakter und damit ohne Zweifel an Kraft zu Abwehr und Angriff gewonnen, — kaum wäre jedoch in einem solchen centralisirten Staat die freie, mannigfaltige Entwicklung des deutschen Geistes möglich gewesen.

Durch Klagen über Gewaltthaten des Erzbischofs Aribert von Mailand, der, ein Fürst von unruhigem, herrschsüchtigem Charakter, in seinem Erzstift eine fast unbeschränkte Gewalt erlangt hatte, wurde Konrad 1036 abermals nach Italien gerufen. Früher hatte Aribert selbst die deutsche Herrschaft begünstigt, jetzt war er ein erbitterter Feind „des wildesten Volkes“, wie er die Deutschen in einer Urkunde nennt. Vergeblich entbot ihn Konrad zur Verantwortung nach Pavia, der Angeklagte verweigerte jede Genugthuung. Nun ließ ihn der Kaiser ergreifen und gefangen setzen. Das unerhörte Wagniß, an einen Kirchenfürsten Hand anzulegen, rief Entsetzen und Wuth in der ganzen Lombardei wach, wo Stadt und Land dem „Märtyrer“ blind ergeben waren. Als Aribert durch List entkam, erhob sich zu seinem Schutz ein gewaltiger Aufstand. Konrad konnte das feste Mailand nicht einnehmen. Zum erstenmal traten alle waffenfähigen Einwohner zu einer streitbaren Bürgerwehr zusammen, der als weithin sichtbares Einigungszeichen das Carroccio diente, ein Wagen mit einem hohen fahnengeschmückten Mast, ein nationales Palladium, das in der Folge so oft den Deutschen furchtbar wurde. Trotz aller Stürme gelang es nicht, Mailand zu demüthigen; im übrigen Italien dagegen schaltete Konrad unumschränkter wie je vor ihm ein deutscher Herrscher. Als er endlich 1038 nach Deutschland zurückkehrte, ließ er seinem Sohn Heinrich als König huldigen und gab ihm überdies, um den Uebergang zur Erbmonarchie zu erleichtern, zu Franken und Baiern auch noch das Herzogthum Schwaben und das Königreich Burgund als unmittelbare Herrschaft.

In Utrecht feierte er 1039 das Pfingstfest mit großer Pracht. Im vollen Kaiserschmuck, die Krone Karls des Großen auf dem Haupt, zeigte er sich allem Volk. Schon der nächste Tag, der 4. Juni 1039, brachte ihm einen heftigen Fieberanfall, dem er erlag, mit unerschrockener Miene dem Tod

ins Auge blickend. Wenige Tage vorher war auch jener jüngere Konrad, sein Nebenbuhler um die Krone, aus dem Leben geschieden; der Bruderkuß in Kamba hatte nicht dauernde Freundschaft zwischen ihnen zu erhalten vermocht, sie waren sich wiederholt in Waffen gegenüber gestanden, — jetzt vereinte sie wieder der Tod. Mit gewaltiger Hand hatte der Kaiser alle Feinde bezwungen, aber Freunde nicht gewonnen. Das Volk zollte ihm Bewunderung und Gehorsam, aber nicht Anhänglichkeit und Liebe, so daß der Hildesheimer Annalist tadelnd seinen Zeitgenossen zuruft: „O ihr harten und fühllosen Menschen, — bei dem jähen Tode eines Mannes, in dem die gewaltigste Kraft und Macht des Erdbodens unterging, hörte man kaum einen Seufzer!“

Heinrich III.

1039—1056.

Das Kaiserthum auf der Höhe seiner Macht, — so kann man die Regierungsepoche Heinrichs III. bezeichnen. Niemals seit den Tagen des großen Karl schien das Ideal eines germanischen Kaiserthums der Erfüllung so nahe gerückt als bei der Krönung Heinrichs III. durch einen von ihm auf den päpstlichen Stuhl erhobenen Deutschen, aber schon in den letzten Lebensjahren des nämlichen Herrschers tritt deutlich hervor, daß seine Machtfülle nur auf persönlicher Thatkraft und großen Eigenschaften des Regenten, nicht aber auf der Stärke und Festigkeit des Reichs beruhte.

Heinrich, geboren am 28. Oktober 1017, erhielt eine nach den Begriffen seiner Zeit überaus sorgfältige Erziehung. Ein kaiserlicher Kaplan, Wipo, der eine mit Eleganz und poetischem Schwung geschriebene Lebensgeschichte Konrads II. verfaßte, war der Lehrer des Königssohnes, sein eigentlicher Erzieher der staatskluge Bischof Bruno von Augsburg. „Welcher König," — so besingt Wipo seinen Zögling, — „ist gelehrter als er? Welcher Kaiser weiß besser, was das Gesetz verbietet, das er schon in frühester Jugend zu studiren anfing?

Mit höchstem Lobe sei stets der glückliche Vater, Kaiser Konrad, gefeiert, der so viel Fürsorge dafür trug, daß sein Sohn durch eifriges Studium zur Regierung sich vorbereite, damit er als Lenker der Völker Welterfahrung erlange. Mit dankbarem Lied sei zu preisen die würdige, glückliche Mutter Gisela, entsprossen vom Stamme des großen Karl. Auch sie hat alle Sorgfalt darauf verwendet, daß ihr Sohn wohlerfahren alle Rechtsnormen unterscheiden und kennen lerne." Schon als zehnjähriger Knabe wurde Heinrich zu Aachen auf einer großen Reichsversammlung feierlich zum König gewählt und gekrönt; eine Bleibulle, welche einer in jenen Tagen ausgestellten Urkunde Konrads II. angehängt ist, zeigt auch das Bild des jungen Königs mit der Umschrift: Spes imperii, Hoffnung des Kaiserthums. Frühzeitig nahm der Thronfolger an Reichsgeschäften Theil. Auch eine Gattin wurde schon für den Minderjährigen in der Person einer nicht mehr jugendlichen Tochter des byzantinischen Kaisers Konstantin ausersehen. Doch vereitelte das Eheprojekt der Tod dieses Kaisers. Auch auf den Kriegszügen in Polen und Burgund begleitete er den Vater, denn, obwohl von Natur friedliebend und ein Freund der Gelehrsamkeit und der Gelehrten, mußte er sich doch in die Anschauung seiner Zeit fügen, die einem Fürsten in erster Reihe den Beruf des Kriegers zuwies. Schon hatte er durch treffliche Dienste in Kriegs- und Friedensgeschäften die Aufmerksamkeit der Völker auf sich gezogen, wozu auch seine Vermählung mit Gunhild, einer Tochter des mächtigen Königs Knut von Dänemark, nicht wenig beitrug, als ihn der Tod des Vaters 1039 zur Regierung des anscheinend wohlbefestigten deutsch-italienischen Reiches berief. Nicht bloß die Königskrone trug er, sondern auch alle deutschen Herzogthümer, außer Sachsen und Lothringen, waren ihm unmittelbar untergeben. Das deutsche Volk konnte sich der Erwartung hingeben, daß der neue Regent seinem Reiche die Achtung

der Welt sichern und die Culturentwicklung Deutschlands und Italiens mächtig fördern werde. Seine erste That war ein rührender Akt kindlicher Pietät: bei der Leichenfeier für den verstorbenen Kaiser und Vater leistete er, wie Wipo sagt, noch über Sohnespflicht hinaus, was nur immer ein Knecht seinem Herrn in frommer Scheu zu leisten im Stande, er half selbst den Sarg mit der theuren Leiche in das Marienmünster zu Speier tragen. Eine genauere Schilderung seiner Persönlichkeit besitzen wir nicht; Lambert von Hersfeld sagt nur kurz: „Als ein zweiter Karl folgte Heinrich im Reich, edel und fromm. Er war dunkelfarbig, aber von stattlichem Aussehen und von hoher Gestalt, ja um Haupteslänge ragte er hervor unter allem Volk.“

Glänzend begann sein Königswalten durch eine feierliche Aussöhnung mit Erzbischof Aribert von Mailand, dem Einzigen der im Stande gewesen war, dem mächtigen Kaiser Konrad wirksamen Widerstand entgegenzustellen. Aribert selbst eilte über die Alpen an den deutschen Hof und erlangte die Gnade des Königs, der in kluger Würdigung der Bedeutung und Macht des Gegners seiner Unterwerfung eine goldene Brücke baute.

Dann wandte er sich gegen Bretislaw von Böhmen, zu Hilfe gerufen von den Polen, die sich, von den Böhmen bedrängt, im Unglück der Verbindung mit dem deutschen Reich erinnerten. Der erste Zug blieb erfolglos, der zweite aber gelang aufs glücklichste. Der Czechenfürst warf sich im Büßergewand seinem Lehnsherrn zu Füßen und überreichte ihm die heilige Fahne Böhmens. Heinrich bewies sich auch hier gegen den geschlagenen Feind so mild und gütig, daß kein deutscher Vasall in der Folge so treu seinen Verpflichtungen nachkam wie Bretislaw.

Ebenso rühmlich trug Heinrich zweimal das deutsche Banner ins Ungarnland, dessen König Ovo den Versuch gemacht hatte, sich der deutschen Oberhoheit zu entziehen. An

der Raab erfochten die Deutschen so glänzenden Sieg, daß sich Ovo nicht länger behaupten konnte und der von ihm verdrängte, gänzlich von deutschem Einfluß abhängige Peter wieder auf den Thron gelangte. Er empfing Ungarn förmlich als deutsches Lehen und schwur den Treueeid: die Ungarn, einst des deutschen Reichs überlegene und gefürchtete Feinde, waren jetzt seine Vasallen. Hocherfreut konnte Wipo in einem in Dialogform abgefaßten Gedicht die glänzenden Regierungsanfänge des Zöglings preisen und ihn als künftigen Kaiser begrüßen. Der Dichter und Lehrer erlaubt sich aber auch, ernste Mahnungen und Warnungen seinem Panegyrikus einzuflechten. Vor allem legt er dem Schüler ans Herz, er möge doch mit seiner Mutter Gisela in Frieden und Freundschaft leben, denn das Streben der Mutter, sich in die Regierungsgeschäfte einzumischen, scheint eine Entfremdung herbeigeführt zu haben, ja Hermann von Reichenau überliefert ein häßliches Wort Gisela's, sie hoffe doch noch ihren Sohn zu überleben. Zumal für einen König, der selbst Pietät beanspruche, sagt Wipo, sei es heilige Pflicht, der Mutter mit Ehrerbietung zu begegnen. Er spricht dann den Wunsch aus, Heinrich möge doch, wenn er Kaiser geworden und die ganze Welt regiere, für Hebung der Laienbildung Sorge tragen. Es sei eine Schande, daß in höheren Kreisen Wissen und Bildung förmlich als entehrend angesehen werden; durch ein eigenes Gesetz müsse angeordnet werden, daß auch in Deutschland wie in Italien Edelleute ihre Söhne zur Schule schicken müßten: nur Bildung habe das alte Rom groß gemacht und erhalten. Man ist versucht, Wipo's Vorwurf übertrieben zu nennen und gerade in des Königs Bildungsgang den Gegenbeweis zu suchen, aber in der That sprechen auch andere Zeugnisse dafür, daß eine Erziehung, wie sie Heinrich genoß, nur seltene Ausnahme war. Auch vom Pfalzgrafen Friedrich von Sachsen wird als etwas Außerordentliches ge-

rühmt, daß er Briefe, die an ihn kamen, selbst lesen und verstehen konnte. Die gebildeteren Italiener machten sich weidlich über die rohen deutschen Ritter lustig, — diese Barbaren, spottet Peter von Andlo, sehen nur auf viele Ahnen und auf das Erschlagen von vielen Hirschen und Füchsen.

Wipo's dritter Vorschlag von praktischer Bedeutung geht dahin, der König möge recht bald nach Burgund kommen, um diesem nur scheinbar und äußerlich beruhigten Land den Frieden zu bringen. Diese Mahnung ließ auch Heinrich nicht unbeachtet, er besuchte bald das neu gewonnene Land und strebte, indem er eifrig und streng als höchster Richter waltete, die Burgunder zu überzeugen, daß nur der deutsche König Frieden und Ordnung im Lande schaffen könne. Zweifelhaft dagegen ist, ob Heinrich an der Einführung der Treuga Dei, des „Gottesfriedens" selbstthätig Antheil genommen habe. In Frankreich und Burgund versuchte man nämlich in jenen Tagen die maßlosen Fehden und Verwüstungszüge durch geistliche Gewalten einigermaßen zu beschränken. Bei Strafe des Kirchenbanns mußte jeden Mittwoch nach Sonnenuntergang bis zum Montag nach Sonnenuntergang jede Fehde unterbrochen werden, um wenigstens diese durch Erinnerung an Christi Opfertod geheiligten Tage von Blutvergießen rein zu halten. Jedenfalls war Heinrich diesem Friedenswerk nicht abgeneigt, denn es wurde von Geistlichen, die bei ihm in Gunst standen, besonders energisch betrieben. Ebenso war er ein treuer Gönner der Bestrebungen, die von den Mönchen des Klosters Clugny ausgingen und auf Reform des Kirchen- und Klosterwesens durch Bekämpfung der zunehmenden Verweltlichung des Klerus abzielten.

Da das ganze Reich sich innerer Ruhe erfreute, konnte der König seine Blicke auf Rom wenden. Erwerbung der Kaiserkrone war jedoch nicht das einzige Ziel, es galt damals ein wahrhaft kaiserliches Auftreten zu Hebung des schmachvoll

entwürdigten Papstthums. Mit stattlicher Heeresmacht trat er im Spätherbst 1046 die Romfahrt an. Nach Pavia wurden die Bischöfe und die Fürsten Deutschlands und Italiens berufen, da gleichzeitig mit einer Synode zur Berathung der kirchlichen Fragen ein allgemeiner Gerichtstag für Italien abgehalten werden sollte. Als strenger und gerechter Regent gefürchtet und geachtet, als König der Könige gefeiert, in der frischen Geisteskraft seiner ersten Mannesjahre trat Heinrich in Italien auf und alles Land jubelte ihm entgegen. Ueberall suchte er den Lehren Clugny's Eingang zu schaffen und gleich seinem Vorgänger Heinrich II. eine Reform der Kirche an Haupt und Gliedern anzubahnen. Aber auch dem mächtigen und energischen Kaiser gelang es trotz der Mitwirkung der Besten seiner Zeit nicht, wie er im Interesse religiöser Vertiefung wünschte, Mißstände zu beseitigen und Neuerungen durchzusetzen, wie es erst Papst Gregor VII. im Interesse hierarchischer Herrschbestrebungen gelang. Dagegen war die Regelung der Papstfrage nach Wunsch und Willen des Kaisers ein voller und hochbedeutender Erfolg. Alle inmitten des Parteienkampfs in Rom aufgestellten Bewerber um die Tiara wurden der Simonie schuldig befunden und abgesetzt, und so hoch war das Ansehen des Kaisers gestiegen, daß ihm die Römer freiwillig das Recht der Ernennung des römischen Bischofs zugestanden und daß er ohne Widerspruch einen Deutschen, den Bischof Suidger von Bamberg, zur höchsten Würde der Christenheit erheben konnte. Am nämlichen Tage und an nämlicher Stelle, wo einst Karl der Große aus den Händen des Papstes die Kaiserkrone empfangen hatte, zu Weihnachten 1046 in der Peterskirche zu Rom wurde Heinrich von Clemens II. — diesen Namen hatte sich der Gewählte beigelegt — gekrönt, mit ihm seine zweite Gemahlin, Agnes von Poitou. Wie Kaiser und Papst als vertraute Freunde zusammenwohnten und immer zusammen gesehen wurden, so

gingen sie auch in allen kirchenpolitischen Fragen Hand in Hand, das geistliche und das weltliche Schwert Gottes schienen in eines verschmolzen, nie trat der theokratische Charakter des Kaiserthums so offen und so glänzend zu Tage wie während des Aufenthalts Heinrichs III. in der ewigen Stadt. Der Papst sah den Gebieter und Freund, die Kirche ihren Schutzherrn und Befreier im Kaiser. Auch die Ausdehnung der kaiserlichen Macht über Unteritalien schien ohne Schwertstreich zu gelingen; die normannischen Fürsten, die hier den Kampf gegen die Griechen mit Glück geführt hatten, erbaten und erhielten vom Kaiser Belehnung mit den eroberten Gebieten.

So Großes war gelungen, so leuchtender Ruhm dem deutschen Namen erworben, — und dennoch sah sich Heinrich nach seiner Rückkehr nach Deutschland wieder gezwungen, den Kampf mit trotzig widerstrebendem Partikularismus aufzunehmen. Mittelpunkt aller gegen Kaiser und Reich feindseligen Bestrebungen war Herzog Gottfried von Lothringen. In Flandern und Friesland mußte der Kaiser das Schwert ziehen, auch gegen Ungarn, wo alle Germanisirungspläne am nationalen Widerstand scheiterten, mußte er wiederholt zu Felde ziehen. Um die Sonderbestrebungen der Großen zu unterdrücken und die Kaisergewalt gegen fürstliche Vielherrschaft sicher zu stellen, adoptirte er das System der Ottonen: wo er konnte, suchte er die geistlichen Fürsten vor den weltlichen zu begünstigen und die großen Herzogthümer aufzulösen oder zu schwächen. Es gelang aber nicht überall auf friedlichem Wege. In Sachsen ertrug man es ohnehin nur mit Widerwillen, daß durch die königliche Dynastie der Frankenstamm wieder die leitende Stellung errungen hatte, in Baiern machte die Verleihung des Herzogthums an den unmündigen Kaisersohn Heinrich ungünstigen Eindruck, in Italien gewann unvermuthet der aus Lothringen verjagte Herzog Gottfried

durch Vermählung mit Beatrix, der Wittwe des Markgrafen Bonifacius von Tuscien, neuen Anhang und Einfluß. Die Gefahr, Italien zu verlieren, bewog den Kaiser zu einem zweiten Zug über die Alpen (1055). Mit Muth und Geschick vertrat Beatrix vor seinem Richterstuhl die Sache ihres Gemahls: nicht auf Empörung sinne er, sondern habe, aus seinem Vaterland verbannt, bei ihr eine Freistätte gefunden, und sie berufe sich auf ihr Recht, kraft dessen sie als freie Frau einem freien Mann die Hand reichen könne. Der Kaiser aber, „die Linie der Gerechtigkeit verlassend", führte die hohe Frau als Gefangene mit sich. Als bald darauf Friedrich, ihr Sohn aus erster Ehe, starb, übertrug der Kaiser die Verwaltung der ausgedehnten Reichslehen dem Papst. Alle seine Gegner in Italien demüthigte er, die Macht der Fürsten und der Städte wurde aufs äußerste eingeschränkt, nie hat ein Kaiser mit so gewaltiger persönlicher Energie und Beharrlichkeit die Zügel der Regierung gehandhabt. Die Welt sah mit Staunen auf den Herrscher, vor dessen Thron Freund und Feind ehrfurchtsvoll die Kniee beugten, der dem Ziel der Kaiserpolitik, die Oberhoheit über die abendländische Christenheit zu erringen, so nahe gekommen, wie sein Vorgänger, der große Otto, — aber nur ein gewaltiger, nicht ein fester und sicherer Bau war aufgerichtet. „Weder die politischen Institutionen des Reichs," sagt Giesebrecht, „noch die Zuneigung der wankelmüthigen Menge sicherte Heinrich in der unvergleichlichen Macht, die er erreicht hatte; nur allein der Glaube der Welt an sein Glück, der zauberische Glanz seiner gebietenden Persönlichkeit, die rasche Folge namhafter Siege, der erwünschte Ausgang aller seiner bisherigen Unternehmungen konnten ihn unangefochten auf solcher Machthöhe erhalten. Nichts hatte er mehr zu fürchten, als die Launen des Glücks; jede Niederlage durch äußere Feinde bedrohte zugleich die Sicherheit seiner Herrschaft im Innern." Es wird uns überliefert, daß

sein Charakter mild, ja weichherzig war; dessenungeachtet ließ er gegen Uebertreter des Rechts die rücksichtsloseste Strenge walten. Er schonte nicht Herzoge und Bischöfe, wenn sie gegen die Hoheit des Reichs conspirirten; Frevler gegen den Landfrieden strafte er mit aller Härte. Wenn er aber, um die herzogliche Gewalt zu schwächen, mit Vorliebe Fremde an die Spitze der alten Stammesherzogthümer setzte, so rief er dadurch nur Mißtrauen und Mißstimmung der Völker wach, ohne an den Erhöhten eine kräftige Stütze zu gewinnen. „Die Mißstimmung gegen die strenge Herrschaft des Kaisers war allgemein; er thronte in einsamer Höhe, gefürchtet und gehaßt, ohne den Dienst und den Dank der Liebe."

Charakteristisch für seine Regierung ist, daß er, der unbeschränkteste Machthaber seiner Zeit, trotzdem für Gesetzgebung nur geringe Wirksamkeit entfaltete, hierin ganz und gar unähnlich seinem großen Vorbild Karl. Eifriger strebte er diesem nach in Förderung von Kunst und Wissenschaft. In Goslar, also mitten im Sachsenland, das nur mit Mißvergnügen auf die wachsende Macht des Kaisers blickte, ließ er Dom und Palast, die großartigsten Bauwerke jener Zeit, aufführen; Umfang, Höhe und Schmuck dieser Bauten sollten Zeugniß geben von der Machtfülle des Kaiserthums. Aus Neigung und Interesse unterstützte er auch wissenschaftliche Bestrebungen. Wenn auch nicht, wie unter Karl und den Ottonen, der Kaiserhof Sammelpunkt der hervorragendsten Gelehrten des Abendlands war, so zeigte sich Heinrich doch als Gönner der Wissenschaft durch seine Bemühungen, in den Klosterschulen die erlahmten Studien wieder in Schwung zu bringen, und ließ es auch sonst an Lohn und Aufmunterung nicht fehlen. Ungefähr zehn Jahre nach seinem Tode klagt ein gelehrter Mönch, Gozechinus, mit Wehmuth, jetzt sei das goldene Zeitalter für Tugend, Zucht und Wissenschaft dahin; jetzt gelten, sagt er, Gaukler und Possenreisser weit mehr

als die Wissenschaft, die mag nun in den Schenken betteln gehen. Französische und lombardische Gelehrte widmeten ihre Werke dem „wohl in wissenswerther Kunde erfahrenen“ Kaiser. Mit Berno von Reichenau unterhielt er literarischen Verkehr und in Tegernsee ließ er Bücher für sich abschreiben. Auch von seiner zweiten Gemahlin Agnes wird gerühmt, daß sie literarische Studien begünstigte, bis sie als Wittwe ganz in ascetische Andachtsübungen sich versenkte.

Offenen Widerstand und Aufruhr wagten nun zwar die Fürsten und Großen, die so oft sein rächender Arm ereilt hatte, nicht mehr zu erheben. Dagegen kam es insgeheim zu gefährlicherer Verschwörung, sogar ein Mordanschlag auf den Kaiser war von den Verräthern geplant, an deren Spitze ein Bischof, ein naher Verwandter Heinrichs stand, Gebhard von Regensburg. Die Belehnung des jungen Heinrich mit dem Herzogthum Baiern, das Gebhard selbst an sich zu bringen gehofft hatte, scheint seinen Groll hervorgerufen zu haben. Auch der abgesetzte Konrad von Baiern und Welf, der letzte Sprosse des Mannsstammes des uralten mächtigen Geschlechts, waren in das Complott verwickelt, doch starben gerade diese beiden einflußreichsten Verschworenen, ehe noch der Aufstand recht losgebrochen war. Auf die erste Kunde von den verrätherischen Umtrieben brach Heinrich gegen den treulosen Bischof auf, den er unvorbereitet und ungerüstet überraschte und gefangen nahm. Durch ein Fürstengericht wurde Gebhard zur Kerkerstrafe verurtheilt. Dann eilte der Kaiser an die Westgrenze, um eine Verbindung seiner Feinde Balduin von Flandern und Gottfried von Lothringen mit König Heinrich von Frankreich zu verhindern. Er traf mit diesem in Ivois zusammen. Der Franzose hielt offenbar des Kaisers Lage für gefährlicher als sie war, denn er glaubte mit drohenden Worten die Herausgabe Lothringens an Frankreich, wozu es naturgemäß und rechtlich gehöre, fordern zu dürfen. Entrüstet über solche

Sprache forderte der Kaiser den König zum Zweikampf, ein Gottesurtheil sollte das gute Recht des deutschen Reichs auf Lothringen bekräftigen. Es kam jedoch nicht dazu, denn der Franzose, entweder der Rechtsbegründung seines Anspruchs oder der eigenen Waffentüchtigkeit mißtrauend, floh in der nächsten Nacht aus Ivois. Erschüttert durch das mannhafte Eintreten des Kaisers für Recht und Reich, unterwarf sich Herzog Gottfried freiwillig und erlangte für sich Verzeihung und Befreiung seiner Gemahlin. Auch Bischof Gebhard und die andren Verschworenen fanden Gnade.

Der äußere Erfolg war demnach auch diesmal wieder ein glänzender, aber es fehlte nicht die traurige Kehrseite. Auf seinen Heereszügen hatte der Kaiser allenthalben Gelegenheit, den Nothstand und die dadurch hervorgerufene Mißstimmung des Volkes kennen zu lernen. In Folge von andauerndem Mißwachs hatten sich Theuerung und die schreckliche Begleiterin des Hungers, eine Typhusepidemie, eingestellt. Und wenn auch im Westen Sicherheit und Ruhe für den Augenblick hergestellt schienen, so war dagegen im Osten der Bestand der deutschen Marken aufs gefährlichste bedroht. Der Nachfolger Bretislaws, Spitiniew von Böhmen, verhehlte nicht, daß er die Abhängigkeit vom deutschen Reich als drückende Last empfinde. Die Liutizen hatten ihre Verwüstungszüge erneuert und ein sächsisches Heer vernichtet. Auch die Früchte der gegen Ungarn unternommenen Feldzüge waren verloren und es lag offen zu Tage, daß sich dieses Land nicht als Provinz behaupten lasse. Im Süden aber wandten sich die von Heinrich selbst mit Unteritalien belehnten Normannen nicht mehr feindlich gegen die Griechen, sondern gegen Papst und Kaiser. Fast im nämlichen Augenblick, da das Höchste erreicht schien, war Alles gefährdet. Fast schien es eine unlösbare Aufgabe, so zahlreiche und so widerspenstige Vasallen in Gehorsam zu halten. Jeder Erfolg des deutschen Schwertes

an den Grenzen ward sofort wieder in Frage gestellt durch Verrath und Auflehnung der deutschen Vasallen selbst, die niemals zögerten, zur Bekämpfung kaiserlicher Uebermacht mit den Fremden sich zu verbünden.

Da kann die Nachricht nicht überraschen, daß der Kaiser in den letzten Lebensjahren in Trübsinn verfiel, denn er, der so Großes vollbracht, mußte jetzt, da er das Ende seiner Tage nahen fühlte, sich selbst eingestehen, daß seine Schöpfung ohne festen Grund- und Eckstein.

Einige Freudentage brachte ihm noch ein Besuch des Papstes Victor II. in der Kaiserburg zu Goslar, aber auch auf dieses Fest warf die Kunde von einer Niederlage der Deutschen an der Havel düsteren Schatten. Sie beschleunigte den Tod des Kaisers. Umgeben vom heiligen Vater und vielen Bischöfen und Fürsten empfing er die Sakramente; darauf empfahl er dem Papst seinen unmündigen Sohn und seine Gattin und befahl, Alle, welche aus politischen Gründen noch in Haft gehalten seien, in Freiheit zu setzen. Am 5. Oktober 1056 verschied er, noch nicht 39 Jahre alt.

Ein vornehmer Römer, erzählt Kardinal Humbert, einer der Begleiter Victors II., begab sich gerade damals nach Bodfeld, um den Papst aufzusuchen. Er hatte sich eben in einem Dorfe der Ruhe überlassen, als er plötzlich durch Klageruf der Bevölkerung geweckt ward. Man theilte ihm mit, der Kaiser sei todt und diese Botschaft erfülle Jedermann mit Trauer. Humbert konnte diese Betrübniß nur gerechtfertigt finden, denn wie habgierig und streng auch der Verstorbene gewesen, so habe doch niemand so ernst und gerecht wie er über den Landfrieden gewacht. „Möchte Gott," setzt er hinzu, „uns Fürsten geben, die ihre Unterthanen, Arm und Reich, und sich selbst zu regieren vermögen, denn von diesem Königlein Heinrich können wir auf lange Zeit kein Regiment erwarten."

Heinrich IV.

1056 — 1106.

Wer möchte Wasser meinem Haupte leihen und einen Zährenquell meinen Augen," so beginnt ein treuer Anhänger Heinrichs IV. seine bald nach dem Tode des Kaisers verfaßte Lebensbeschreibung, „daß ich bejammere, nicht den Untergang einer bezwungenen Stadt, nicht die Gefangenschaft geringen Volks, nicht den Verlust meiner Habe, sondern den Tod Heinrichs, des kaiserlichen Herrn, der meine Hoffnung war und einziger Trost, der — um von mir zu schweigen — mehr als das gewesen ist: Der Stolz Roms, die Zierde des Reichs, die Leuchte der Welt!" Dagegen ruft ein anderer Geschichtschreiber jener Zeit, Bruno von Magdeburg, ein grauenhaftes Wehe über seinen Kaiser, denn: „So viel unmenschliche Mordthaten hat er vollbracht, daß es nur zweifelhaft bleibt, ob er mehr wegen schändlicher Wollust oder wegen ruchloser Grausamkeit gebrandmarkt werden muß."

Vielgepriesen, vielverlästert, — und Lob und Tadel, wenn wir von übertreibenden Superlativen absehen, nicht ohne Berechtigung! Heinrichs IV. Charakterbild erinnert an jenen vierten König in Goethe's „Märchen": „Das Metall, woraus er

gegossen war, konnte man nicht unterscheiden, genau betrachtet, war es eine Mischung der drei Metalle, aus denen seine Brüder gebildet waren, aber beim Gusse schienen diese Materien nicht recht zusammengeschmolzen zu sein; goldene und silberne Adern liefen unregelmäßig durch eine eherne Masse hindurch und gaben dem Bilde ein unangenehmes Ansehen." Heinrich war ohne Zweifel eine hochbegabte Natur mit glänzenden Vorzügen; seine Anhänger rühmen an ihm angeborne Würde, Scharfblick, Milde und Leutseligkeit. „Bald ließ er den Kaiser blicken," berichtet der oben genannte Biograph, „bald nur den schlichten Ritter, und bekundete mit dem Einen die Würde, die ihm innewohnte, mit dem Andern seine Demuth. Er war so scharfsinnig und einsichtsvoll, daß er, wenn die Fürsten bei einer Rechtsentscheidung oder in Staatsverhandlungen unentschlossen waren, alsbald den Knoten löste und, als hätte er aus den Geheimnissen der Weisheit selbst geschöpft, das Rechte und Nützliche bezeichnete. Er merkte auf die Worte Anderer, sprach selber wenig und gab nicht voreilig seine Meinung ab, sondern erwartete die der Andern. Hatte er sein scharfes Auge auf eines Menschen Antlitz geheftet, so durchdrang er die Regungen seines Innern und sah mit Lynceischen Blicken, ob jener im Herzen Haß oder Liebe trage. Auch das darf man rühmen, daß er, im Gewühl der Fürsten über alle Anderen hervorragend, sich selbst zu überragen schien, wenn sich in seinen Zügen furchtgebietende Hoheit zeigte, welche blitzartig die ihm ins Auge Blickenden zurückscheuchte, während er unter seinen Hausgenossen und in engerem Kreise nur mit sanfter Miene und an Gestalt den Andren gleich gesehen ward." Dieses Bild zeigt uns aber den gereiften Mann; in jüngeren Lebensjahren trat er nichts weniger als würdevoll auf, und wenn wir auch den furchtbaren Beschuldigungen seiner Feinde nicht Glauben schenken, so ist doch nicht zweifelhaft, daß ihn Hang nach sinnlicher

Lust, Jähzorn und Rachsucht zu vielen Thorheiten und mancher Frevelthat verleiteten. Für seine Charakterentwicklung ist vor Allem seine Erziehung verantwortlich zu machen; inmitten einer eigennützigen, herrschsüchtigen Umgebung konnte er nicht lernen, sich selbst zu beherrschen, und damit ist auch ausgesprochen, daß er kein wahrhaft großer Herrscher war. Nicht mit Unrecht ist Heinrich IV. so oft zum Helden dramatischer Gedichte gewählt worden, denn mit seinen großen Vorzügen und Fehlern ist er so recht eine tragische Gestalt, die für die Aufgabe, jenes trotzige und verzagte Ding zu malen, das wir das Menschenherz nennen, wirksame Farben bietet.

Heinrich war, als das Reich auf ihn überging, kaum sechs Jahre alt. Die Kaiserin-Wittwe Agnes führte daher als Vormünderin die Regentschaft nicht ohne Klugheit und günstige Erfolge. Allein im Verhältniß zum Ausland trat nach dem Tode des starken Heinrichs III. naturgemäß eine Schwächung der deutschen Autorität bemerkbar hervor. Zum Unglück für das Reich folgte Papst Victor II. seinem kaiserlichen Freunde bald ins Grab, und sein Nachfolger, Nikolaus II., sagte sich durch Wort und That von der Interessengemeinschaft mit dem deutschen Kaiserthum los und trat deshalb in engste Verbindung mit den normannischen Fürsten in Unteritalien, die ebenfalls die deutsche Lehenshoheit geringschätzig verwarfen. Zugleich befreundete sich Nikolaus mit der kirchlich-politischen Demokratie in der Lombardia, welche, die Pataria geheißen, die Interessen des Bürgerthums und des Mönchthums gegen den aristokratischen Conservatismus der Fürsten und Bischöfe vertrat. Die letzten Pläne des päpstlichen Ehrgeizes fanden schon jetzt darin symbolischen Ausdruck, daß Nikolaus eine doppelte Krone — die sich zur Zeit Ludwigs des Baiern in eine dreifache verwandelte — auf's Haupt sich setzte, deren Bedeutung eine Inschrift dahin erklärte, daß der eine Reif die geistliche, der andere die weltliche Herrschaft des Nach-

folgers Petri darstelle. Der einflußreichste Rathgeber des Papstes bei diesen Neuerungen war Kardinal Hildebrand, einer der hervorragendsten Männer des Mittelalters, alle Zeitgenossen überragend an Verstandesschärfe, Energie und Feuereifer.

Eben wollte man sich in Deutschland aufraffen, um die römische Agitation, die unzweideutig feindselig gegen das Kaiserthum gerichtet war, zu unterdrücken, — als eine unerhört kecke und willkürliche That eines deutschen Kirchenfürsten das Reich selbst in gefährliche Verwirrung brachte. Anno, der ehrgeizige Erzbischof von Köln, in der Absicht, der Kaiserin die Zügel der Regierung zu entreißen, entführte den jungen König im Frühjahr 1062 aus dem Palast in Kaiserswerth, indem er ihn auf sein im Rhein liegendes Schiff lockte und nach Köln brachte. Trotz aller Gewaltmaßregeln war aber auch Anno nicht im Stande, Ruhe und Ordnung im Reich herzustellen, hatte er ja doch durch sein eigenes Beispiel Ehrfurcht und Scheu vor der königlichen Würde untergraben. Heinrichs leidenschaftlichem Temperament suchte er durch eiserne Strenge entgegenzuwirken, zog sich aber dadurch nur Abneigung und Haß des Knaben zu. Um so größeres Gefallen fand dieser an Adalbert, Erzbischof von Bremen, einem feingebildeten Mann von einschmeichelnden Manieren und frivoler Weltanschauung. Adalbert wußte durchzusetzen, daß Heinrich schon zu Pfingsten 1065, obwohl erst fünfzehn Jahre alt, in Worms mit dem Schwert umgürtet und mündig erklärt wurde. Damit hörte das vormundschaftliche Interregnum auf und der Knabe oder vielmehr sein vertrauter Rathgeber Adalbert übernahm die Regierung. Des neuen Mentors Nachgiebigkeit gegen die sinnlichen Schwächen seines Zöglings wirkte ebenso schädlich wie Anno's Härte. Um immer neue Mittel zur Befriedigung seiner abenteuerlichen Baulust zu finden, ließ er seinen jungen Freund den niedrigsten Aemter-

und Pfründenverkauf treiben. Endlich stürzte auch ihn die Eifersucht der Fürsten. Auf einem Reichstag zu Tribur wurde Heinrich durch Androhung der Absetzung förmlich gezwungen, den Erzbischof aus seiner Umgebung zu entfernen. Diesem Gewaltstreich folgte ein Fürstenregiment; die einflußreichste Rolle spielte der sächsische Graf Otto von Nordheim, den Agnes mit dem Herzogthum Baiern belehnt hatte, dessen Ränkesucht und Herrschbegierde seine glänzenden Fürstentugenden verdunkelten. Heinrich war von der Regierung gänzlich zurückgedrängt und verbrachte seine Tage mit Schmausereien und Gaukelspiel. Muthwillige Abenteuer schienen ihn allein zu beschäftigen, aber in seiner Brust brannte vor Allem das Verlangen, Rache zu nehmen an seinen Feinden. Endlich fand er auch Gelegenheit; eines Mordplanes gegen den König bezichtigt, wurde Otto verhaftet und seines Herzogthums entsetzt, während seine angeblichen Mitschuldigen grausameres Strafgericht traf.

Selbst König sein! Darnach trachtete der Jüngling mit gieriger Hast; ihm war aber dieser Begriff nur gleichbedeutend mit Schrankenlosigkeit und Willkür. Die demüthigenden Erlebnisse seiner Jugend und der Zwang, der ihm durch fremde Herrschsucht auferlegt worden war, hatten seine Seele mit Bitterkeit und Menschenverachtung erfüllt. Er umgab sich mit einem Schwarm junger Ritter, deren übermüthiges Prahlen ihm mehr galt als die Stimme reiferen Urtheils. Ueberall schleppte er auch mit sich Schaaren von Söldnern, deren Zuchtlosigkeit die Anwesenheit des Königs zu lästiger Landplage machte. Am bittersten klagten über diesen Druck die Sachsen, bei denen Abneigung und Mißtrauen gegen die Salier überhaupt schon feste Wurzel gefaßt hatten, denn sie ertrugen nur mit Unmuth, daß sie aufgehört hatten, der herrschende Stamm zu sein, während sie noch der mächtigste waren. Willkürliche Absetzung ihres Herzogs Magnus wegen angeb-

licher Theilnahme an der Verschwörung Otto's von Nordheim entfachte offenen Aufstand. Heinrich mußte heimlich Nachts von der Harzburg entfliehen. Darauf rief Otto von Nordheim das Sachsenvolk, ja das ganze Reich zum Kampf gegen die Tyrannei des Königs, der durch Mißbrauch seiner Gewalt das Anrecht auf Treue und Gehorsam verwirkt habe. Bald klirrte Sachsen von Waffen; auch viele andere Fürsten erhoben sich gegen den König, der auf den Fürstentagen der schwersten Verbrechen angeklagt wurde. Heinrich, gänzlich von Feinden umgeben, von seinen Freunden verlassen, mußte sich zu schimpflichen Zugeständnissen bequemen und durch einen im Februar 1074 zu Gerstungen geschlossenen Vertrag alle Forderungen der Sachsen bewilligen. Doch war der Friede nicht von langer Dauer. Die Sachsen selbst brachen ihn, da sie bei der Zerstörung der verhaßten Zwingburg, der Harzburg, auch die Kirche nicht schonten, ja sogar die Gräber der Ahnen des Königs entweihten. Dieses Sacrilegium rief im Reich solche Entrüstung wach, daß sich nunmehr Baiern, Franken und Böhmen in großer Zahl um die Fahne des Königs schaarten. Bei Hohenburg an der Unstrut gelang es ihm, den Heerbann der Sachsen aufs Haupt zu schlagen. Nun stellten sich ihre Fürsten unterwürfig und gnadeflehend im Lager des Siegers, wurden aber gefangen genommen und mit schonungsloser Härte behandelt. Aus hilflosester Lage war Heinrich wie durch ein Zauberwort auf eine Höhe unumschränkter Macht emporgehoben, wie sie kaum einer seiner Vorfahren erreicht hatte. Nur sein Wille galt im Reich, jeder Widerstand wurde als Felonie gezüchtigt, das Fürstenthum schien besiegt und für immer gebrochen, — da trat gegen Heinrich ein neuer Gegner auf, dessen Macht er nicht gewachsen war. Gerade jetzt erscholl aus Rom eine Sprache, die dem Sieger unerträglich erscheinen mußte und in ihm den Entschluß wach rief, den römischen Bischof — seit April 1073 nahm der

hochstrebende Hildebrand selbst als Gregor VII. den päpstlichen Stuhl ein — von seiner angemaßten Höhe herabzustürzen. Die sächsische Dynastie und noch Heinrich III. hatten im Papstthum eine befreundete Macht gesehen und unterstützt. Jetzt aber offenbarte sich, daß zwischen Kaiserthum und Papstthum, wenn man die letzten Consequenzen ziehe, ein feindlicher Gegensatz bestehe, und da keiner der beiden Gewalthaber geneigt war, von seinen Interessen etwas zu opfern, entspann sich jener großartige Kampf um den Vorrang der geistlichen vor der weltlichen Macht, der wohl seither durch manche Friedensschlüsse unterbrochen wurde, aber nicht beendet ist, denn noch heute ist der Widerspruch der kirchenrechtlichen Anschauung in dieser Prinzipienfrage mit der staatsrechtlichen nicht gelöst.

Gregor VII. sah seine Lebensaufgabe darin, der Kirche nicht nur innerhalb ihres eigenen Gebiets Unabhängigkeit zu sichern, sondern auch unbeschränkte Machtvollkommenheit des Papstthums in weltlichen, wie in geistlichen Dingen zum obersten Gesetz zu erheben. Gregor war kein Schwärmer und kein Heuchler, er glaubte felsenfest an seine Mission und erblickte in ihrer Durchführung das Heil der Fürsten und Völker. Wie die Sonne ihr Licht, erklärte er, so habe das Papstthum seine Macht unmittelbar von Gott, während das Kaiserthum gleich dem Mond nur mit geborgtem Licht leuchte und seine Macht nur vermöge der Verleihung durch den Papst besitze. Gregor war der Durchführung einer solchen Riesenaufgabe gewachsen durch seine Geistes- und Willenskraft, womit er über Alles, was ihm nahte, eine dämonische Gewalt ausübte. Um der Kirche ein starkes Heer zu schaffen, lenkte auch er in jene Reformideen ein, die schon seine Vorgänger als Verbündete der Kaiser ins Auge gefaßt hatten, und seinem Feuereifer gelang, was früher am Widerstand des Clerus gescheitert war.

Simonie war nach seiner Auffassung auch das Investiturrecht der Könige, die wichtige Befugniß, die Bisthümer aus eigener Machtvollkommenheit zu vergeben. König Heinrich dagegen sah darin ein auf uraltes Herkommen gestütztes Recht und seine Anschauung theilte anfänglich fast der ganze deutsche Clerus. Dadurch ließ er sich, nachdem einige Briefe in gereiztem Ton gewechselt waren, zu schroffstem Auftreten verleiten. Im Jäner 1077 sprach ein deutsches Nationalconcil die Absetzung des „falschen Mönch Hildebrand“ aus, da er ohne Genehmigung des deutschen Königs das römische Bisthum erschlichen habe. Gregors Antwort war ein in Form eines schwungvollen Gebets an den Apostel Petrus ausgesprochenes Anathem über Heinrich und seinen Anhang. Gregor hoffte in dem auf Tod und Leben entbrannten Kampf Bundesgenossen an den alten Widersachern des Königthums in Deutschland selbst zu finden und sah sich in dieser Zuversicht nicht betrogen. Namentlich in Sachsen, wo der Haß gegen Heinrich im Volk nicht erloschen war, begrüßte man den Papst als Retter deutscher Freiheit. Wie ein Sturmwind erhob sich der sächsische Heerbann, die königlichen Burgen wurden zerstört und ein mit schwachen Streitkräften unternommener Feldzug Heinrichs gegen die Rebellen endete beim ersten Anlauf in Schmach und Scham. Der günstigste Augenblick, um die Kraft des Königthums zu brechen, schien gekommen; deshalb traten die deutschen Herzoge zusammen, um über den Gebannten zu Gericht zu sitzen. Sie trafen mit den päpstlichen Legaten die Abrede, es sollte im Februar 1077 auf einem Reichstag zu Augsburg über Heinrichs Schicksal entschieden werden, bis dahin habe er sich des königlichen Namens und aller Regierungshandlungen zu enthalten. Ohnmächtig mußte Heinrich zulassen, daß dem Königthum ein so schimpfliches Brandmal aufgedrückt werde. Denn der Bann übte seine Wirkung, einer der Bischöfe nach dem andern

fiel ab und suchte Frieden mit Rom, die ihm treu gebliebenen Städte mußte er in schimpflichem Zwang selbst übergeben. Um sich aus dieser bedrängten Lage zu befreien und den Uebermuth der Fürsten zu brechen, gab es nur ein Mittel, das ein hochsinniger Fürst verschmäht hätte, das aber für den Augenblick in der That die drohenden Wetterwolken zerstreuen konnte. Wenn es ihm gelang, den Papst zu versöhnen, konnte er hoffen, in Deutschland wieder die Oberhand zu gewinnen. Lossprechung vom Bann: dieses Ziel faßte er vor Allem ins Auge. Gesandte, die er deshalb an Gregor schickte, wurden abgewiesen, — da brach er selbst nach Italien auf. Weder die strenge Winterkälte, noch die Unwegsamkeit der Alpenpässe schreckten ihn zurück; nur seine ihm treu ergebene Gattin Bertha und einige Diener begleiteten ihn. Der tüchtigste Geschichtschreiber jener Epoche, Lambert von Hersfeld, überliefert eine ausführliche Schilderung der gefährlichen Winterreise. „Die Berge, welche zu übersteigen waren, welche mit den Gipfeln fast bis in die Wolken ragen und sich in unermeßliche Weiten ausdehnen, starrten so von Schnee und Eis, daß auf den steilen, schlüpfrigen Abhängen zu Fuß und zu Pferd nur mit äußerster Gefahr fortzukommen war. Die Männer mußten mit Aufwand aller Kräfte die Hindernisse zu überwinden suchen; bald auf Händen und Füßen kriechend, bald auf die Schultern ihrer Führer sich stützend, bisweilen auch, wenn der Fuß auf dem schlüpfrigen Boden ausglitt, fallend und weite Strecken fortrollend, langten sie, fortwährend in Lebensgefahr schwebend, endlich doch in der Ebene an. Die Königin und ihre Kammerfrauen wurden auf Ochsenhäuten von den Führern herabgezogen.“ In der Lombardei begrüßten die Gegner des Papstes mit freudigem Erstaunen die unerwartete Ankunft des Königs, aber Heinrich wies ihre Ehrenbezeugungen zurück. Als reuiger Sünder, erklärte er, sei er nach Italien gekommen und

hege keinen andren Wunsch, als den Papst durch Demuth und Bußfertigkeit zu versöhnen. Gregor hatte sich aus Furcht, Heinrich werde die Absolution mit Gewalt erzwingen, nach einem festen Schloß seiner Freundin, der Gräfin Mathilde von Tuscien, Canossa, begeben und weigerte sich lange, den König zu empfangen. Nur auf Bitten der Gräfin gestattete er endlich, daß der Gebannte zu Canossa Kirchenbuße leiste. Drei Tage lang stand Heinrich im Büßerhemd mit bloßen Füßen vor dem Burgthor, bis ihm endlich Einlaß gewährt ward. Umgeben von Cardinälen und fürstlichen Frauen empfing Gregor den deutschen König. Mit ausgestreckten Armen auf dem Boden liegend, bekannte dieser, er sei schuldig, Gottes und der Kirche heilige Gebote verletzt zu haben, und bat um Gnade und Vergebung. Darauf endlich hob ihn der Papst auf, sprach die Absolutionsformel und ertheilte dem Büßer den päpstlichen Segen. Nach einem Frühmahl schied Heinrich aus der Burg, nachdem er nochmals gelobt, daß er den Reichsfürsten nach dem Spruche des heiligen Vaters Genugthuung leisten werde. So endete die Scene von Canossa, wodurch ein mächtiger Umschwung im geschichtlichen Lebensgang der mittelalterlichen Menschheit zu symbolischem Ausdruck gelangte: als Quelle und Ausfluß aller Macht in Kirche und Staat galt jetzt der Papst.

Eine Erniedrigung des deutschen Königthums bedeutet der Tag von Canossa, das ist unverkennbar, aber der König hatte erreicht, was er wollte: er war vom Banne gelöst und damit war der Augsburger Tag vereitelt. Niemand wird glauben, daß Heinrich, während er vor dem Burgthor stand, von aufrichtiger Reue durchdrungen war. Gewiß haßte er den Priester, der ihn seine Ueberlegenheit so schmerzlich empfinden ließ, noch leidenschaftlicher als zuvor, und ebenso wenig war Gregor befriedigt und ausgesöhnt. Als Heinrich in der Lombardei bei Feinden der Curie ehrenvolle Aufnahme

fand, war sofort das alte Mißtrauen rege und bald entbrannte wieder der kaum geschlichtete Streit. In einer Versammlung deutscher Fürsten in Forchheim erschienen auch zwei päpstliche Legaten, die in zweideutigen, aber genugsam verständlichen Ausdrücken zur Absetzung des Königs, der reumüthige Stimmung nur geheuchelt habe, und zur Vornahme einer neuen Königswahl aufforderten. Ihr Wunsch fand bereitwillig Gehör. Am 15. März 1077 wurde Herzog Rudolf von Schwaben, nachdem ein schmählicher Handel um die Wahlstimmen vorausgegangen war, zum König ausgerufen. Namentlich die Städte hielten aber an Heinrich fest, und als dieser, von lombardischen Vasallen unterstützt, nach Deutschland zurückkehrte, mußte Rudolf eilig sein eigenes Herzogthum verlassen. Dagegen fand er in Sachsen entschlossene Anhänger. Unter dem Schlachtruf: Heiliger Petrus! kämpfte jetzt derjenige Stamm, der das deutsche Kaiserthum begründet hatte, für Rom und den Schützling des Papstes. Ganz Deutschland war ein Schlachtfeld. In diesen Tagen zeigt sich uns Heinrich fast wie ein andrer Mann. Uebermuth und Verzagtheit der Jugendjahre waren abgestreift: es schien, als wäre er in den Bußtagen von Canossa zum Mann gereift. An Streitkräften war der Gegner weit überlegen und überdies hatte Heinrich fast nur Bürger und Bauern gegen ein wohlgerüstetes Ritterheer aufzubieten. Er erlitt deshalb auch wiederholt Niederlagen, allein immer wieder schritt er ungebeugten Muthes zum Angriff. In einer Schlacht an der Elster 1080 fiel Rudolf; die rechte Hand war ihm abgehauen worden, die nämliche, wie er wehmüthig klagte, womit er einst seinem königlichen Herrn Treue geschworen hatte. Die Gegner waren jetzt ohne Haupt und damit war Heinrich Herr der Lage. Mit gewaffneter Hand wandte er sich gegen Gregor, der schon während des Krieges aufs Neue den Bann ausgesprochen hatte, und drang siegreich bis vor die Mauern Roms.

Nach dreijähriger Belagerung wurde die Stadt im März 1084 erstürmt, der Papst behauptete sich aber in der festen Engelsburg. In St. Peter dagegen versammelte Heinrich ein Concil, das einen Gegenpapst, Clemens III., aufstellte. Darauf wurden Heinrich und Bertha mit großer Pracht gekrönt. Als jedoch Robert Guiscard, der Normannenherzog, mit starker Heeresmacht anrückte, verließ Heinrich die Stadt, die von den Normannen gestürmt und geplündert wurde. Gregor, der die habgierigen Freunde gerufen hatte, mußte vor der Rache des Volks entfliehen und starb verbannt und verlassen in Salerno. „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und das Unrecht gehaßt, deshalb sterbe ich in der Verbannung!" waren die letzten Worte des großen Mannes. Er selbst hat sein Ziel, ein geistliches Weltreich zu gründen, nicht erreicht, aber sein System vererbte sich auf seine Nachfolger, und in mehr denn einem der großen, kraftvollen Päpste des Mittelalters lebte sein Plan wieder auf, auch noch die Manen Gregors waren der furchtbarste Feind des Kaiserthums und der Kaiser.

Schon im August 1081 hatten viele deutsche Fürsten einen neuen Gegenkönig aufgestellt, Landgraf Hermann von Luxemburg. Wieder mußte der in die Heimat zurückkehrende Kaiser Schritt für Schritt den Reichsboden zurückerobern. In seinem Rücken zettelte sogar sein eigener Sohn Konrad eine Verschwörung an. Angeblich wegen Beunruhigung des Gewissens über die kirchliche Politik seines Vaters suchte er einen Bund der lombardischen Städte gegen ihn zu stiften. Und um das Maß der Schmach voll zu häufen, bot des Kaisers zweite Gemahlin Adelheid, eine russische Fürstin, der Welt ein schmähliches Schauspiel, indem sie, auf einer Kirchenversammlung zu Piacenza die schmutzigsten Beschuldigungen gegen ihren Gatten erhebend, sich selbst am schimpflichsten entehrte. Sein häusliches Elend empfand Heinrich bitterer, als das Ungemach des Krieges und den Fluch der Kirche;

nur mit Mühe verhinderte man, daß er Hand an sich selbst lege. Eine günstigere Wendung für die kaiserliche Sache brach sich Bahn mit dem Abfall des mächtigen alten Herzogs Welf von der päpstlichen Partei. Andere deutsche Fürsten folgten seinem Beispiel und söhnten sich mit dem Kaiser aus, so daß er bei seiner Rückkehr nach Deutschland 1097 kaum noch einen Feind in Waffen traf. Nicht wahrer Friede und aufrichtige Versöhnung aber waren wieder gekehrt, nur die allgemeine Erschlaffung machte des Kampfes müde. Noch lastete auf dem Haupt des Kaisers der Bann und seine Wirkung kehrte wieder, sobald ein neuer Feind gegen den Kaiser auf den Kampfplatz trat.

In jener Zeit ergriff die großartige Bewegung, welche unter dem Namen Kreuzzüge bekannt ist, das Abendland. Nicht der Kaiser, sondern der Papst, gab die Losung aus: Befreiung des heil. Grabes aus den Händen der Ungläubigen! und: Gott will es, erscholl es durch alle Lande. Deutschland stand anfänglich theilnahmslos dem großen Unternehmen gegenüber, was sich aus seiner Verwicklung in den Investiturstreit und seiner Stellung zum Papstthum erklärt. Nur ein Herzogthum, das halbfranzösische Lothringen, nahm hervorragenden Antheil am ersten Kreuzzug, die rein deutschen Lande ließen ihn mit Verwunderung oder Spott an sich vorüberrauschen. Allmählich aber übte das nie gesehene Schauspiel auch auf die Deutschen fesselnden Reiz. Eine neue Welt war plötzlich erschlossen, Abenteuer, wie sie kaum die Phantasie der Dichter zu erfinden im Stande, waren zur That, glänzende Fürstenthümer von einfachen Rittern erbeutet worden. Religiös-schwärmerische Begeisterung ergriff alle Völker. Auch die Deutschen konnten nicht länger gleichgiltig auf die Triumphe blicken, welche das französische Ritterthum, von der christlichen Idee getragen, im Osten errang, und noch wichtigere Erwägung knüpfte sich daran. Durch die Befreiung

Jerusalems hatte das reformirte Papstthum die öffentliche Meinung für sich gewonnen, für den Augenblick waren durch diesen Erfolg alle Großthaten der Kaiser verdunkelt. Heinrich konnte sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß das Kaiserthum Macht und Ansehen einbüßen werde, wenn es länger der Strömung des Zeitgeistes widerstrebe. Am Fest Epiphaniä 1103 ließ er daher im Dom zu Mainz verkünden, auch er wolle nach dem heiligen Grabe ziehen und die Regierung gänzlich an seinen zweiten Sohn Heinrich abtreten. Da er aber die Kreuzfahrt nicht unternehmen wollte, ehe im Innern des Reichs der Friede gesichert wäre, faßte der junge Heinrich, voll Ungeduld, zur Herrschaft zu gelangen, den Entschluß, die Thronentsagung des Vaters zu erzwingen. Mit der Erklärung, der Bann löse alle Bande des Gehorsams und mache den Widerstand gegen den mit dem Brandmal Kains Gezeichneten zur Pflicht, erhob er die Fahne des Aufruhrs, und der Papst gab dem unnatürlichen Sohn den kirchlichen Segen. Die Mehrzahl der deutschen Fürsten trat sofort auf die Seite des Rebellen, nur an den Städten fand Heinrich sicheren Rückhalt. Durch schnöden Verrath fand der Kampf zwischen Vater und Sohn im Dezember 1105 ein Ende. Der junge Heinrich lud den Vater zu einer Zusammenkunft an der Mosel ein und verbürgte sich für persönliche Sicherheit mit seiner Ehre. Er spielte auch die Rolle des reuigen Sohnes vortrefflich, aber Fußfall und Thränen, Handschlag und Eide waren eitel Trug! Sobald der Vater sein bewaffnetes Gefolge entlassen hatte, erklärte der Sohn, der gebannte Kaiser werde wohl daran thun, den weiteren Verlauf des gegen ihn eingeleiteten Verfahrens auf der Burg Böckelheim abzuwarten, — der Kaiser war der Gefangene seines Sohnes. Wie ein gemeiner Verbrecher wurde der Greis behandelt, er durfte sich nicht den Bart abnehmen lassen, man quälte ihn durch Hunger und Durst. Wie Hiob war er der Spott aller Menschen.

„Wie viel Kränkungen und Beleidigungen,“ erzählt Helmold, der Verfasser einer Slavenchronik, „der erhabene Held in jenen Tagen erdulden mußte, das ist schwer zu erzählen und schmerzlich zu hören. Ihn kränkten seine Freunde, ihn höhnten seine Feinde. Zuletzt richtete ein armer, aber gelehrter Mann an ihn die Worte: „Du, der du unter bösen Thaten alt geworden bist, jetzt kommen die Sünden zur Vergeltung, die du früher begangen hast, da du ein ungerechter Richter warst und den Gerechten unterdrücktest, den Schuldigen aber frei ließest.“ Als nun einige anwesende Männer von Gefühl über solche Worte in Zorn geriethen, beschwichtigte sie der Kaiser selbst: „Zürnet ihm nicht! Seht, mein Sohn, dem ich das Leben gegeben, trachtet mir nach dem Leben, warum soll ein Fremder besser handeln? Lasset ihn fluchen, denn der Herr hat's ihn geheißen!“ — Es war auch dort der Bischof von Speier, einst vom Kaiser hoch bevorzugt, denn er hatte in Speier der Mutter Gottes eine herrliche Kirche erbaut und außerdem die Stadt und den Bischofspalast reich geschmückt und begnadet. Nun sagte der Kaiser zu diesem seinem Freunde: „Siehe, des Thrones entsetzt, habe ich alle Hoffnung von mir gethan und mir frommt nichts mehr, als dem Ritterthum zu entsagen. Darum gib mir eine Pfründe zu Speier, auf daß ich ein Knecht sei meiner Gebieterin, der Mutter Gottes, der ich stets ergeben gewesen bin. In den Wissenschaften bin ich genugsam bewandert und kann noch auf dem Chor dienen.“ Da antwortete jener: „Behüte Gott, deinen Wunsch kann ich nimmermehr erfüllen!“ Da erseufzte der Kaiser und weinte und sprach zu den Umstehenden: „Erbarmet euch mein, erbarmet euch mein, die Hand Gottes hat mich geschlagen!“

Endlich war erreicht, was der unnatürliche Sohn wollte: der Greis ließ erklären, er sei bereit abzudanken. Ein Fürstentag wurde nach Ingelheim berufen. Auf hohem Thron führte

der junge König den Vorsitz, ein päpstlicher Legat ertheilte der Versammlung den Segen. Man ersparte dem alten Kaiser keine Schmach, ließ ihm keine Gnade widerfahren. Er beklagte selbst mit rührenden Worten seinen Trotz gegen die heilige Kirche, dennoch blieb ihm Lossprechung vom Bann verweigert, welche er weinend und wehklagend erflehte. Gebeugt vom Sturm feindseliger Leidenschaft, der ihn umtobte, wiederholte er auch die Erklärung freiwilligen Verzichts auf die Krone. Dennoch wurde er als Gefangener in Ingelheim zurückgehalten. Da gelang es ihm, zu entfliehen! Zu Schiff erreichte er Köln, und das Ungeahnte wurde Ereigniß! Er fand zu einem letzten Entscheidungskampf zahlreichen Anhang in den Städten und bei den Bischöfen im Rheingebiet, und der junge Heinrich erlitt eine schmähliche Niederlage an der Mosel. Noch einmal leuchtete der Stern des alten Kaisers heller auf, — dann erlosch er. Dem Ruhelosen war ein ruhiges Ende beschieden. Sterbend sandte er Boten des Friedens an den Papst und seinen Sohn; diesem überschickte er auch zum Zeichen der Vergebung Schwert und Ring und erbat sich nur als Gnade Sicherung des Lebens der Getreuen, die in den letzten Kämpfen und Gefahren bei ihm ausharrten. Am 7. August 1106 verschied er zu Lüttich, aufrichtig betrauert von den Bürgern und insbesondere von den Armen der Stadt. Sein letztes Wort war eine Bitte, es möchte ihm zu Speier im Münster eine Ruhestätte vergönnt werden. Man weigerte aber der Leiche des Gebannten die Ruhe in geweihter Gruft und die Kirche sprach keinen Segen über den Todten. Nur ein aus Jerusalem zurückgekommener Pilger, den niemand kannte, weilte unermüdlich an seinem Sarg in frommem Gebet; im Tode ward dem Kaiser zu Theil, was er im Leben nie gefunden hatte: Friede und Treue.

Heinrich V.

1106—1125.

Harte, häßliche Züge zeigt Heinrichs V. Charakterbild. Wenn uns Etwas mit der abstoßenden Erscheinung aussöhnen könnte, so wäre es nur die bewundernswerthe Kraft, womit er die Herrschaft errang und behauptete. Er erinnert an die trotzigen Nordlandskönige der mythischen Vorzeit, denen auch kein andres Gesetz galt als ihr Wille und keine Schranke als die Grenze ihrer Kraft. Herrschsucht war der Kern seines Wesens; was seine Wege zu durchkreuzen drohte, wurde entweder unterwühlt oder zermalmt, denn er war ebenso ein Meister in der Kunst der Verstellung, wie ein Kriegsmann von kühnster Energie. In der Beharrlichkeit, womit er seine Ziele verfolgte, gemahnt er an Heinrich III., in der Beherrschung aller diplomatischen Künste an seinen Vater, aber ihm mangeln die sittliche Größe Heinrichs III. und die bei Heinrich IV. oft zum Durchbruch kommende Herzensgüte.

So lange der Vater am Leben, hatte der Sohn unbegrenzte Ehrfurcht vor der Kirche und ihren Dienern zur Schau getragen und jede grobe Verletzung der Kindespflicht mit ehrerbietiger Scheu vor den Befehlen und Strafmandaten der Kirche

zu rechtfertigen gesucht. Wie Unrecht aber die gregorianische Partei gehabt hatte, auf diese kirchliche Gesinnung des jungen Königs zu bauen und ihn deßhalb im Krieg mit seinem Vater zu unterstützen, zeigte sich sofort, als er selbst die Zügel erfaßte und eine Maske nicht mehr für nöthig erachtete. Als Papst Paschalis mit ihm in Verbindung trat, um mit dem deutschen Reich Frieden zu schließen, bewies sich Heinrich durchaus nicht nachgiebiger als sein Vater. Auch er beanspruchte als Kronrecht Belehnung der Bischöfe mit Ring und Stab. Zwischen Kaiser und Papst gähnte eine Kluft wie in den Tagen Gregors VII. und wie damals waren die deutschen Bischöfe in treue Anhänger und heftige Gegner der Curie gespalten und mußten demgemäß von Papst oder Kaiser Anfechtung und Strafe erleiden. Unerschüttert durch Warnungen und Drohungen fuhr Heinrich fort, nach seinem Belieben Bisthümer und geistliche Pfründen zu vergeben, und spielte gegenüber dem Papst bald glatte Entschuldigungen aus, bald begnügte er sich mit stolzem Hinweis auf das Uebergewicht seiner Macht.

Durch die fast fünfzig Jahre lang ununterbrochen fortdauernden Wirren des Investiturstreits hatte nicht minder die auswärtige Machtstellung des Reichs gelitten, wie die innere Ordnung. Polen und Ungarn hatten sich längst auch dem Namen nach der Unterordnung unter das deutsche Reich entzogen, Italien und Burgund waren thatsächlich unabhängig, nicht viel besser stand es mit dem Wendenland. Heinrich machte zwar den Versuch, den Einfluß der deutschen Krone auf Polen und Ungarn durch Verhandlungen und mit gewaffneter Hand wieder zu heben, aber nicht mit sonderlichem Glück. Mit größerem Nachdruck betrieb er die Wiederherstellung der deutschen Herrschaft in Italien.

Im Herbst 1110 überschritt er die Alpen. Auf den roncalischen Feldern, wo gewöhnlich eine große Heerschau

abgehalten wurde, ergab sich, daß das Heer dreißigtausend Ritter zählte, wohlgerüstete, glänzende Schaaren, die von vielen Reisigen und Troßknechten begleitet waren. Vor solcher Kriegsmacht beugte sich auch der stolze Sinn der immer mächtiger emporwachsenden lombardischen Städte, ja sogar die alte Markgräfin Mathilde, die Freundin Gregors VII., knüpfte freundschaftliche Verbindungen mit dem König an. Auch mit Paschalis wurde wegen der Kaiserkrönung und wegen Erledigung des Investiturstreits durch Gesandte unterhandelt. Der Papst selbst brachte jetzt einen neuen Ausgleich in Vorschlag. Die Bischöfe sollten ihre weltlichen Hoheitsrechte, ihre fürstliche Stellung aufgeben, die Hochstifte säcularisirt werden: damit wäre der Gegenstand der Investitur und folglich auch das Recht der Investitur beseitigt gewesen. Es war eine überaus kühne, großartige Idee, im Sinne der Pataria der Verweltlichung des Clerus entgegenzutreten, damit er uneingeschränkt und ungestört seine geistlichen Aufgaben löse. Der Kaiser stimmte im Princip dem Plane bei, der ihm freie Verfügung über bedeutende Lehen und Einkünfte versprach, aber der päpstliche Antrag fand um so energischeren Widerstand an den Bischöfen selbst, denen ein Verzicht auf eine glänzende und einträgliche Stellung zugemuthet war.

Unter allen äußeren Zeichen freundschaftlichen Einverständnisses wurde Heinrich vom Papst in Rom aufgenommen. Vor dem Eintritt in die Kathedrale St. Peter leistete Heinrich das übliche Kaisergelübde, wodurch er die römische Kirche und den Papst in allen Bedrängnissen zu schützen und zu vertheidigen versprach. Darauf küßte ihn der Papst und führte ihn durch die sogenannte silberne Pforte in die Kirche, das zahlreiche bewaffnete Gefolge des Kaisers füllte die weiten Räume. Als nun die Urkunde zur Verlesung kam, wodurch der Papst den Bischöfen bei Strafe des Bannes gebot, alle Regalien, als da seien Herzogthümer, Grafschaften, Münze,

Zölle, Märkte, Vogteien dem Reich zurückzugeben, erhob sich in den Reihen des Clerus ein Sturm des Unwillens, Alles drang in leidenschaftlichster Erregung auf den Papst ein. Heinrich, dem eine allgemeine Mißstimmung gegen den heiligen Vater nur willkommen war, that Nichts zu seiner Vertheidigung. Die heilige Handlung konnte nicht fortgesetzt werden, der König zog sich mit seinen Anhängern in ein Seitengemach zur Berathung zurück. Nach einiger Zeit kehrte er zurück und ließ eine Erklärung ablesen, er müsse, da sich der früher vereinbarte Vertrag als unausführbar erweise, auf sofortiger Krönung bestehen. Dessen weigerte sich aber Paschalis und nun folgten Scenen rohester Gewaltthätigkeit der deutschen Ritter und Knechte. Paschalis selbst wurde gefangen genommen, viele Geistliche erlitten Mißhandlung, die kirchlichen Gewande und Gefäße wurden geplündert und geschändet. Nur Konrad von Salzburg äußerte seinen Unwillen, was er fast mit dem Leben gebüßt hätte. Inzwischen war das Gerücht von der Gefangennahme des Papstes zu den Römern gedrungen. Sobald der Morgen graute, stürmten bewaffnete Volksschaaren gegen die Leostadt an. Ihnen warf sich Heinrich selbst, obwohl noch nicht einmal angekleidet, mit dem Schwert entgegen, anfänglich nur von wenigen Begleitern umgeben. Fünf Römer erschlug er mit eigener Hand, sank aber dann verwundet vom Pferde und wurde nur mit Mühe aus dem Getümmel gerettet. Drei Tage lang dauerte der Kampf an der Tiberbrücke, endlich zogen sich die Deutschen zurück, schleppten aber den Papst und viele Cardinäle als Gefangene mit sich. Weil die Verwüstungszüge ins römische Gebiet fortgesetzt wurden und viele vornehme Bürger den Tod fanden oder in Gefangenschaft geriethen, gab endlich der Papst dem stürmischen Drängen Heinrichs nach: er erklärte das Investiturverbot Gregors VII. für aufgehoben und gab seine Zustimmung zur Kaiserkrönung. Ohne den herkömmlichen Volksjubel, bei ver-

sperrten Thoren fand nun in St. Peter die Feier Statt, unmittelbar darauf verließ Heinrich die Stadt. Scheinbar war der lange Streit zwischen Kirche und Reich durch den glänzendsten Sieg des Reichs beendigt. Auch sonst erhöhte der Kaiser in Italien sein Ansehen durch Demüthigung der Republik Venedig und enge Verbindung mit der Markgräfin Mathilde, die er durch Uebertragung der Reichsverwesung Liguriens zu beschwichtigen und zu gewinnen wußte. Mit starker Hand, aber auch mit grausamer Härte trat er gegen widerstrebende Fürsten und Städte auf und behandelte Italien ganz wie eine eroberte Provinz.

Allein der Widerstand der gregorianischen Partei war noch nicht gebrochen. In Italien und Frankreich regte sich bald eine Opposition gegen die erzwungenen Zugeständnisse des Papstes; auf einer Synode zu Rom willigte endlich auch Paschalis ein, daß seine durch Gewalt erpreßte Erklärung als ungiltig widerrufen werde. Der Kaiser nahm jedoch darauf keine Rücksicht und fuhr fort, sein Investiturrecht auszuüben, unterstützt von den meisten deutschen Bischöfen und Fürsten, die, wie ihr Oberhaupt, nur wenn das eigene Interesse es empfahl, Pietät gegen die Kirche zur Schau trugen.

Bisher war fast Alles, was Heinrich angestrebt hatte, glücklich erreicht, das kaiserliche Ansehen erhöht und gestärkt worden; ihn verließ aber das Glück, als er sich, wie einst sein Vater, mit den Sachsen entzweite. Die alte Abneigung dieses Stammes gegen die salischen Könige wurde durch Verletzung der Rechte des Herzogs Lothar auf die Erbschaft der Grafen von Weimar von Neuem aufgeregt. Sie schlugen den kaiserlichen Feldhauptmann, den sagenberühmten Grafen Hoyer von Mansfeld, am Welfesholze bei Eisleben und die Sache Heinrichs wäre verloren gewesen, wenn nicht seine Neffen, die Brüder Friedrich und Konrad von Stauf, sich als kräftige und treue Stützen des Kaiserthrones bewährt hätten.

Doch war nicht abzuwenden, daß sich in diesen endlosen Wirren die weltlichen Reichsfürsten als eine Art unabhängiger Mittelmacht erhoben, die endlich auch im Streit zwischen Kaiser und Papst den Frieden dictirte.

In Calixtus II. war ein Mann von versöhnlichem Charakter auf den Stuhl Petri gekommen, dem es Ernst war mit dem Streben nach Erlösung aus dem für alle Parteien verderblichen Kriegszustand. Auch jetzt noch wurden auf Synoden und Reichstagen Minen und Gegenminen eröffnet, allein die allgemeine Friedenssehnsucht überwand zuletzt doch alle Hindernisse. Am 23. September 1122 wurde zu Worms eine Urkunde unterzeichnet, wodurch der Kaiser der heiligen römischen Kirche die Investitur durch Ring und Stab als Geschenk überließ, während er die Belehnung mit dem Scepter sich vorbehielt. Dieser Vertrag, das Wormser oder Calixtinische Concordat genannt, brachte endlich den Investiturstreit, der fünfzig Jahre lang geistliche und weltliche Waffen sich kreuzen ließ, zur Ruhe.

In den letzten Regierungsjahren war der Kaiser hauptsächlich in Händel, die mit den englischen Thronwirren in Verbindung standen, verwickelt; dem deutschen Volke wurde er dadurch noch mehr entfremdet. Am 23. Mai 1125 starb er zu Utrecht. Kein Sohn, keine liebende Tochter stand an seinem Sterbelager. Wenn auch die Krone, um deren willen er schmachvollen Frevel auf sich geladen hatte, nicht auf seinem Haupte wankte, so war doch dieses trübe Lebensende gerechte Sühne für den Tag von Ingelheim.

Lothar.

1125—1137.

Im römischen Reich," sagt der Geschichtschreiber Bischof Otto von Freising, „gab es bis auf unsre Zeit zwei berühmte Geschlechter, das der Heinriche von Waiblingen und das der Welfen von Altdorf; das eine pflegte dem Reiche Kaiser, das andere große Herzoge zu geben. Beide Geschlechter waren, wie es bei ruhmbegierigen Großen gewöhnlich der Fall ist, von gegenseitiger Eifersucht erfüllt, welche das Reich häufig in Unruhen stürzte." Der Ausspruch war zugleich ein prophetisches Wort, denn noch in höherem Maße als in den Tagen des großen Geschichtschreibers, der 1158 starb, fand es seine Erfüllung im nächstfolgenden Säculum: der Streit zwischen beiden Geschlechtern beschwor nicht bloß über das Reich endlose, blutige Kriege herauf, sondern verwandelte sich allmählich in den wichtigeren Kampf der kirchlichen und der weltlichen Gewalt, des kaiserlichen und des päpstlich-hierarchischen Systems. Das war kein Kampf mit einer Einzelmacht, die, wenn auch überlegen, durch Muth und Klugheit zu überwinden gewesen wäre, sondern mit der Zeit, der unüberwindlichen, und mit unsichtbaren und gefeiten Mächten: Himmelshoffnung und Höllen-

furcht. Oft schien es, als siegten die stolzen Kaiser, die nicht Söhne, sondern Schöpfer einer Zeit sein wollten, allein bald erstand der Gegner wieder aus dem Scheintod, und Kaiserhaus und Kaisermacht fanden in diesem Geisterkampf den Untergang.

Die Staufer zählen nicht zu den ältesten historischen Geschlechtern des Reichs, man konnte sie gegenüber den Welfen, die schon zu Heinrichs IV. Zeiten das Herzogthum Baiern inne hatten und großartige Erbgüter ihr eigen nannten, Emporkömmlinge nennen. Erst um das Jahr 1000 wird zum ersten Mal ein „Fridrich de Stoufe" genannt und erst durch seinen Enkel erlangt das Geschlecht Bedeutung und Ansehen. Friedrich von Stauf war der entschiedenste Parteigänger der salischen Kaiser und erhielt zum Lohn das Herzogthum Schwaben und die Hand der Kaisertochter Agnes. Ihren Söhnen Friedrich und Konrad hinterließ Heinrich V. alle seine Besitzungen und dem Aelteren vertraute er den Schutz der Kaiserin und die Reichsinsignien an, was keine andere Auffassung zuließ, als daß er ihn als Nachfolger im Königsamt angesehen wissen wolle. Ueberdies war Friedrich Eidam des Welfen Heinrich, Herzogs von Baiern, der kräftige Unterstützung gewähren konnte. Er war seiner Freigebigkeit und Leutseligkeit wegen populär, hatte sich auch kriegerischen Ruhm erworben, aber — im Kampfe gegen die Feinde der Heinriche, insbesondere gegen Erzbischof Adalbert von Mainz, der jetzt als Erzkanzler des Reichs die einflußreichste Stellung inne hatte. Diese Parteistellung beraubte ihn der Krone. Adalbert lenkte die Wahl der Fürsten, die auch das sichere, selbstbewußte Auftreten des Thronbewerbers argwöhnisch machte, auf Herzog Lothar von Sachsen, obwohl dieser, ein hochbetagter Greis, auf den Knieen und unter Thränen die Wähler beschwor, nicht ihm das schwer lastende Herrscheramt aufzubürden. Seine Erhebung war ein Sieg der Gegner der

salischen Politik, denn Lothar, der Sohn Gerhards von Supplinburg, der in der Sachsenschlacht an der Unstrut den Tod gefunden hatte, war schon durch Familientradition auf die päpstliche Partei verwiesen. Päpstliche Legaten betrieben auch auf dem Wahltag zu Mainz auf's thätigste seine Erhebung. Um seine Dankbarkeit zu beweisen, beeilte sich der trotz seines kaum ernstlich gemeinten Widerstrebens Gewählte, eine „Bestätigung“ des Papstes einzuholen, und erbot sich zu dem wichtigen Zugeständniß, daß die Belehnung mit dem Scepter künftig nur an schon geweihte Kirchenfürsten erfolgen dürfe.

Lothar war ein gehorsamer Sohn der Kirche, ohne jedoch, wie vielleicht manche von seinen Wählern gehofft hatten, bloß ein gefügiges Werkzeug zu sein. Nur in Streitfragen zwischen Staat und Kirche war er gegen die Wünsche von Papst und Clerus so lange als möglich nachgiebig, im Uebrigen aber behauptete er trotz seines hohen Alters die königlichen Rechte mit staunenswerther Festigkeit und Ausdauer.

Der Staufer hatte zwar anfänglich das Wahlergebniß anerkannt und dem Gewählten Huldigung geleistet. Als aber Lothar Zurückgabe der salischen Güter und Lehen forderte, da sie nicht Privateigenthum, sondern Reichsgut seien, zog Friedrich zum Schutz seiner Rechte das Schwert. Das Glück begünstigte ihn, seine Waffenerfolge ließen ihn Ansehen und Anhänger im ganzen Reich gewinnen, während den König seine Wähler im Stiche ließen. Da that dieser den entscheidenden Schritt, der die Krone wieder auf seinem Haupte befestigte, er trat in engstes Bündniß mit dem Haus der Welfen. Der Schwiegervater Friedrichs von Staufen, Herzog Heinrich, war gestorben; die herzogliche Gewalt in Baiern und die meisten Hausgüter in Schwaben und Sachsen erbte der gleichnamige Sohn. Schon im zwanzigjährigen Jüngling trat ein so stark entwickeltes Selbstbewußtsein hervor, daß ihn die Freunde den „Hochgemuthen“,

die Gegner den „Stolzen" nannten. Ihm gab Lothar seine erst zwölfjährige Tochter Gertraud zur Gattin. Auf dem Gunzenleh am Lech wurde die Hochzeit gefeiert: ein Ereigniß von weltgeschichtlicher Bedeutung, denn erst seit diesem Tag traten Staufer und Welfen in feindlichen Gegensatz. In seinem Eidam hatte nun Lothar einen Bundesgenossen, der dem Staufer mindestens ebenbürtig an Streitkräften und Energie war. Es ist nicht aufgeklärt, warum Friedrich den eigenen Anspruch auf die Krone plötzlich aufgab zu Gunsten seines jüngeren Bruders Konrad, der am 18. Dezember 1127 von einigen Fürsten zum König gewählt wurde. Ihn ließ jedoch der Widerstand des Clerus weder in Deutschland, noch in Italien zu dauernden Erfolgen gelangen. Enger noch schloß sich der Clerus an Lothar an, als dieser, folgsam der Mahnung des heiligen Bernhard, Abts von Clairveaux, als Schirmherr des vom römischen Adel verfolgten Papstes Innocenz II. auftrat. Um ihn zurückzuführen, zog er gegen Rom. Da die Römer St. Peter, wo nach altem Herkommen sonst die Krönungsfeier Statt fand, verschlossen hielten, empfing Lothar im Lateran 1133 die Kaiserkrone. Es waren nicht gerade große Triumphe, die Lothar in Italien errang, aber der Gewinn war nicht zu unterschätzen, daß die Christenheit in ihm den Patron des rechtmäßigen Papstes erblickte. Nach seiner Rückkehr fand endlich der Bürgerkrieg ein Ende durch Unterwerfung der staufischen Brüder. Die Versöhnung war dem feurigen Mahnworte des hl. Bernhard gelungen, der durch die Macht des Kaiserthums den Gegenpapst Anaclet zu stürzen hoffte. Jetzt erst war Lothar in Wahrheit Kaiser, und nachdem er sieben Jahre hindurch nur mittels fremder Hilfe sich mit Mühe auf dem Throne behauptet hatte, folgen nun fünf Jahre, die zu den glänzendsten der ganzen Kaiserzeit gehören. „Zur Zeit Lothars," schrieb ein sächsischer Priester, „begann ein neues Licht zu scheinen; nicht in Sachsen

allein, sondern im ganzen Deutschland herrschten Ruhe, Ueberfluß und Friede zwischen Reich und Kirche.“ Alles nahte unterwürfig dem Hofe des siegreichen, friedfertigen Kaisers; auch von Nachbarvölkern fanden sich häufig Gesandte auf den glänzenden Reichstagen ein, um streitige Angelegenheiten der kaiserlichen Entscheidung zu unterbreiten. Um auch jenseits der Alpen den deutschen Namen wieder zu Ehren zu bringen, unternahm Lothar 1136 eine zweite Heerfahrt nach Italien. Während er bei seinem ersten Zuge Deutschland in den Wirren eines Bürgerkriegs zurückließ, waren jetzt alle Widersacher gedemüthigt. Damals führte er nur ein kleines Heer mit sich, jetzt verfügte er über eine stattliche Kriegsmacht, und das Banner trug jener Staufer Konrad, der sich ehedem selbst König von Deutschland und Italien genannt hatte. Einige Städte Oberitaliens mußten den Widerstand schwer büßen. Eine großartige Versammlung in den roncalischen Feldern gab Zeugniß, welche Achtung jetzt der kaiserliche Name in Italien genoß. Bis nach Sicilien, wohin der Normanne Roger geflüchtet, führte Lothar sein siegreiches Heer, nur die Weigerung der Deutschen, noch weiter zu ziehen, verhinderte die gänzliche Vernichtung der Normannenmacht. Er überließ die Beendigung des Kampfes seinem Eidam Heinrich, dem er durch große Lehen auch in Italien eine glänzende Stellung sicherte, und trat, da er schon seine Kräfte schwinden fühlte, langsam den Rückzug an. Kaum hatte er deutschen Boden erreicht, so verschied er zu Breitenwang im Lechthal unweit Hohenschwangau in einer Bauernhütte, am 3. Dezember 1137. „Ein tapferer und vor Allem der Kirche Gottes treu ergebener Mann!“ rühmt ein Chronist. Auch Helmold hebt hervor, daß Lothar wie kein Andrer die Eintracht zwischen Staat und Kirche aufrecht erhalten habe, — freilich nur dadurch, daß er dem „geistlichen Schwert“ unbedingt den Vorrang zugestand. Zumal der letzte Kriegszug

in Italien hatte aber das Haupt des alten Kaisers mit hellem Schein umgeben, wenn auch keineswegs erreicht war, was er angestrebt hatte. Die normannische Macht lebte kräftiger auf als zuvor und auch das Schisma war nicht beseitigt. Erst als Innocenz II. mit Roger von Sicilien Frieden machte, gelangte er zur Anerkennung und Herrschaft, — damit war aber auch der Einfluß in Rom, den Lothar dem Kaiserthum durch fromme Fügsamkeit sichern wollte, vernichtet.

Konrad III.

1138—1152.

Sterbend hatte Lothar seinem Eidam, dem Welfen Heinrich, die Reichsinsignien übergeben und dadurch als Wunsch zu erkennen gegeben, daß dieser mächtigste deutsche Fürst nach ihm die Krone trage. Als Herr über großartige Allode und Lehen in Schwaben, Baiern, Sachsen und Italien konnte Heinrich sich rühmen, seine Macht reiche von Meer zu Meer, von Dänemark bis Sicilien. Wäre es ihm gelungen, das Königsscepter zu erringen, so hätte er ohne Zweifel in Deutschland und Italien ein starkes Regiment geschaffen. Allein es wiederholten sich die Vorgänge wie nach Heinrichs V. Tod: aus Furcht vor dem Uebermächtigen vereinten sich viele Fürsten zur Abwehr der ihrer eigenen Selbstständigkeit drohenden Gefahr. Ein andres Oberhaupt fand sich leicht in der Person desjenigen Fürsten, der schon einmal den Versuch gewagt hatte, die höchste Würde zu gewinnen, und nur mit Bitterkeit im Herzen vor dem überlegenen Gegner sich gedemüthigt hatte. Konrad von Staufen hatte sich nach seiner Unterwerfung mit großer Klugheit benommen und insbesondere

an deutsche Kirchenfürsten eng angeschlossen. Seine Anhänger glaubten nicht erst den auf Pfingsten 1138 nach Mainz ausgeschriebenen Wahltag abwarten zu dürfen, sondern wagten einen verwegenen Staatsstreich. Schon im Februar 1138 wurde Konrad zu Lützelcoblenz von einigen geistlichen und weltlichen Fürsten zum König ausgerufen und unmittelbar darauf zu Aachen gesalbt und gekrönt. Die Spötter, die von einer „Winkelwahl" sprachen, hatten Recht, nie war die auf altes Herkommen begründete Reichsverfassung so gröblich verletzt worden. Nichtsdestoweniger bestätigte der Papst das Wahlergebniß, und in Deutschland selbst war die Furcht vor Heinrichs Uebermacht wirksamste Bundesgenossin Konrads. Sein Anhang wuchs, allein das ungesetzliche Verfahren bei Erhebung des ersten Hohenstaufen warf nicht bloß einen dunklen Schatten auf die Anfänge der neuen Dynastie, sondern Konrad selbst und seine Nachfolger hatten mittelbar unter den Folgen jener Wahl zu leiden. Denn die beiden Mächte, denen Konrad seine Erhöhung verdankte, Papstthum und Fürstenstand, stellten immer höhere Anforderungen, die nicht bewilligt werden konnten, wenn man nicht dem Kaiserthum selbst jede feste Grundlage entziehen wollte. Heinrich der Stolze unterwarf sich im ersten Augenblick der Ueberraschung und lieferte die Reichsinsignien aus. Konrad aber, künftige Rache des übermächtigen Nebenbuhlers fürchtend, wollte ihn stürzen, nicht unterwerfen, und warf ihm selbst den Fehdehandschuh zu durch die Erklärung, nach altem Reichsherkommen könne Jeder nur ein Herzogthum besitzen, Heinrich müsse also das später erlangte Herzogthum Sachsen zurückgeben. Dessen weigerte sich Heinrich und von Neuem entbrannte der Bürgerkrieg. Konrad entging in Augsburg mit Noth einem Ueberfall; nach Würzburg entkommen, sprach er über den Welfen die Acht aus und verlieh Sachsen dem

Markgrafen Albrecht dem Bären. Ueber Baiern setzte er den Markgrafen Leopold aus dem babenbergischen Hause. Beide Schützlinge des Königs konnten sich aber gegen den Welfen nicht behaupten. Ganz Sachsen war bald wieder in seinen Händen, und eben schickte er sich an, auch Baiern zurück zu erobern, als ihn zu Quedlinburg ein Fieber hinwegraffte, am 20. Oktober 1139. Einem zehnjährigen Sohne hinterließ er seinen Namen, seinen Ruhm und seine Ansprüche. Aber auch der hochstrebende, trotzige Sinn des Vaters vererbte sich auf den Sohn und gleich ihm erfuhr er deshalb die Veränderlichkeit des Glücks so schmerzlich wie wenige Sterbliche. Für den Unmündigen führten seine Mutter Gertraud und sein Oheim Welf den Krieg fort und Sachsen wurde von den treuen Hütern dem jungen „Löwen" gerettet. In Schwaben dagegen, wo der König selbst im Felde stand, wurden die welfischen Parteigänger schwer bedrängt. Konrad schlug den zum Entsatz von Weinsberg herbeieilenden Herzog Welf und zwang die Stadt zur Uebergabe. Die bekannte, romantisch klingende Erzählung von den Frauen von Weinsberg, denen vom König gestattet worden, zu retten, was sie tragen könnten, und die nun ihre Männer auf den Schultern davontrugen, wird zwar nur von einem Chronisten erzählt, der aber sonst nicht als unzuverlässiger Gewährsmann gilt. Endlich führte eine Heirat zum Ausgleich; Leopolds Bruder und Erbe, Heinrich, von dem Ausruf, den er gewöhnlich im Munde führte, Jasomirgott genannt, vermählte sich mit der Mutter Heinrichs des Löwen, und die im Mai 1142 zu Frankfurt gefeierte Hochzeit gestaltete sich demnach zu einem frohen Versöhnungs- und Friedensfest.

Ein trübes Bild boten aber die auswärtigen Verhältnisse des Reichs. In Ungarn wurde der durch deutsche Waffen unterstützte König vertrieben; ebenso mißlang in Polen der Versuch, einen deutschen Schützling auf den Thron zu bringen;

in Burgund geberdeten sich die einheimischen Großen wie unabhängige Herren; in Italien schien selbst die Erinnerung an den kaiserlichen Namen erlöschen zu wollen. Zwar drohte die weltliche Herrschaft der Päpste in Trümmer zu gehen, allein ihr unversöhnlicher Feind, der Reformprediger Arnold von Brescia, war zugleich ein Empörer gegen das kaiserliche Regiment. Er lehrte, die Kirche müsse wieder geistlich und arm werden wie in apostolischen Zeiten; zugleich aber forderten seine geharnischten Predigten Umsturz der bestehenden Ordnung und Wiederaufrichtung der altrömischen Republik. „Ein Mann in der Mönchskutte,“ sagt der Geschichtschreiber des mittelalterlichen Rom, Gregorovius, „bleich und vom Fasten abgezehrt, stand geisterhaft auf den Trümmern des Capitols und redete zu den versammelten Vätern auf demselben Lokal, wo einst fürstliche Senatoren, die schwelgerischen Gebieter über hundert Villen und Paläste, geredet hatten, und seine glühende Deklamation, deren Stoff oder Schmuck die Kirchenväter und Virgil, das Justinianische Gesetz und die Bibel zugleich hergaben, erklang in einem corrumpirten Latein, der Lingua rustica oder Bauernsprache, welche Cicero oder Varro mit Entsetzen würden angehört, die aber ein Jahrhundert später Virgil als die Sprache der ‚Göttlichen Comödie‘ mit Staunen würde vernommen haben.“

Hingerissen von den schmeichelnden Worten des Volksredners vertrieben die Römer den Papst und die Cardinäle aus Palästen und Stadt. Eugen war ein Verbannter wie Gregor VII., aber wie damals wurde offenbar, daß Einfluß und Macht des Papstthums nicht an weltlichen Besitz gebunden seien. Noch immer stand das Papstthum an der Spitze der Bewegung der Geister, die Tausende von Streitern zu Schutz und Rettung der gefährdeten Heiligthümer in das Morgenland rief. Namentlich das mächtige Pathos des hl. Bernhard wirkte auf Hoch und Nieder gleich unwiderstehlich, und es scheint

auch nur seiner Beredsamkeit gelungen zu sein, in Konrad den Entschluß wachzurufen, zur Wiedereroberung Edessa's auszuziehen. Zu Thränen gerührt von den Worten des heiligen Mannes, der im Dom zu Speier die Noth der Christen im heiligen Lande schilderte, soll Konrad plötzlich ausgerufen haben: „Ich erkenne die Gnade des Himmels, ich will der Mahnung Gottes folgen!" Tausende nahmen mit ihm das Kreuz, im Eifer für die heilige Sache schien aller Familienzwist und Fürstenhader begraben. Auch im Norden sollte gegen die Ungläubigen das christliche Schwert gezogen werden; Heinrich der Löwe und sein Gegner Albrecht der Bär zogen vereint als Kreuzfahrer über die nördlichen Marken. Die hier erzielten Erfolge wurden von allerwichtigster Bedeutung für die Culturentwicklung Deutschlands, immer weiter dehnte sich auf Ost- und Nordseeküsten das dem Christenthum und deutscher Art und Herrschaft eroberte Gebiet aus.

Das große Kreuzfahrerheer sammelte sich im Mai 1147 bei Regensburg; nicht weniger als 70,000 geharnischte Ritter sollen gezählt worden sein. In Byzanz schuf, wie bei dem ersten Kreuzzug, das Mißtrauen der griechischen Regierung Schwierigkeiten; freilich trugen Zuchtlosigkeit und Raubgier des Trosses, der sich dem Kreuzheer angeschlossen hatte, nicht wenig dazu bei, daß die Griechen in ihren Glaubensgenossen schlimmere Feinde als die Seldschucken erblickten. Ohne loyale Mitwirkung der Griechen aber thürmten sich für den Durchzug eines großen Heeres durch Kleinasien fast unüberwindliche Hindernisse auf, Hungersnoth und Fieber lichteten die christlichen Schaaren, in Hohlwegen und Waldschluchten fielen Tausende dem Säbel der in aufgelösten Rotten schwärmenden Feinde zur Beute. Bei Doryläum wandte sich das Heer, als es alle Berghöhen von Feinden besetzt sah, zu schimpflicher Flucht, nur ein kleiner Rest vereinigte sich in Nicäa mit dem französischen Kreuzheer, das auf dem gefahrloseren See-

weg Palästina erreicht hatte. Die Könige Konrad und Ludwig fielen sich weinend in die Arme und schwuren, mit gemeinsamen Kräften die Tücke der Byzantiner zu strafen und unentwegt nur für die heilige Sache zu streiten. Allein bald erwachte Eifersucht zwischen beiden Nationen und hemmte alle nöthigen Unternehmungen. Konrad führte plötzlich gegen den byzantinischen Hof eine versöhnliche und freundschaftliche Sprache und brachte selbst als Gast des Kaisers Manuel fast den ganzen Winter in Konstantinopel zu. Erst im März 1148 kehrte er mit neu eingetroffenen deutschen Schaaren zur Fortsetzung des Feldzugs nach Ptolemais zurück. Es gelang, in einer großen Schlacht bei Damaskus die Moslemin aufs Haupt zu schlagen, namentlich Konrad selbst soll an diesem Tage Wunder der Tapferkeit verrichtet haben, unter Andrem wird erzählt, er habe mit einem Schwerthieb einem feindlichen Reiter Kopf, Schulter und Brust zerspalten. Alle Erfolge wurden jedoch sofort wieder vereitelt durch Uneinigkeit und Zwist im christlichen Lager. Den morgenländischen Christen zumal kam es nicht in den Sinn, für die Sache des Glaubens Opfer zu bringen, sondern sie wollten sich nur der Kreuzfahrer bedienen, um ihre eigene Herrschaft zu befestigen und zu erweitern. Ihre Treulosigkeit erbitterte die beiden abendländischen Könige so sehr, daß sie beschlossen, in die Heimat zurückzukehren und das heilige Land seinem Schicksal zu überlassen. So schimpflich endete der zweite Kreuzzug, dessen glorreiches Gelingen der hl. Bernhard in frommem Wahn mit Bestimmtheit prophezeit hatte.

Die Niederlage des Königs im fernen Osten rief bei der welfischen Partei in Deutschland neue Hoffnung wach, die neue Dynastie zu stürzen. Wieder kam es im Süden und Norden Deutschlands zu verheerendem Kriege. Herzog Welf wurde zwar bei Flochberg unweit Bopfingen vom königlichen Heere geschlagen, aber um so stolzer behauptete sich Heinrich

der Löwe im Norden und herrschte wie ein unabhängiger König über Sachsen und Slaven.

Alle Hoffnungen sah Konrad gescheitert, als sein Lebensende nahte. In Italien herrschte normannischer Einfluß, Deutschland war durch den endlosen Bürgerkrieg in eine verzweifelte Lage gerathen, die alten Nebenländer des Reichs waren verloren. Nur ein Lichtblick wurde dem Sterbenden zu Theil; die an sein Sterbelager gerufenen Fürsten gelobten ihm, seinen kraftvollen Neffen, Friedrich von Schwaben, zum Nachfolger zu wählen. Konrad selbst verzichtete auf Erhöhung seines minderjährigen Sohnes Friedrich, denn er sah, daß in solcher Zeit nur ein kräftiger, energischer Regent dem gefährdeten Reiche fromme. Theilweise sind die eingerissenen Mißstände den Charakterschwächen Konrads selbst beizumessen, namentlich sein Wankelmuth und seine Unzuverlässigkeit werden von Zeitgenossen getadelt. Das emphatische Lob des Gottfried von Viterbo, der ihn dem Seneca an Weisheit und dem Hektor an Tapferkeit gleich stellt, sinkt erheblich an Werth, wenn man die Klage des königlichen Kanzlers vernimmt, man habe sich nie recht auf Konrads Wort verlassen können. Gelehrten Studien war er nicht abhold und suchte sogar den Umgang mit Gelehrten, verspottete aber auch gelegentlich ihre phantastische Selbstüberhebung und trügerische Beweisführung. In lakonischer Kürze, aber treffend schildert ein Kölner Annalist Konrads III. Regierung: „Die Zeiten dieses Königs waren überaus traurig; schlimme Witterungsverhältnisse, andauernde Hungersnoth und zahlreiche Fehden herrschten. Konrad selbst war jedoch ein tapferer Kriegsmann und, wie es einem Könige ziemt, von stolzer Gesinnung. Dennoch führte das Mißgeschick das Reich unter ihm der Auflösung entgegen.“

Friedrich I.

1152—1190.

Schwere Aufgaben harrten nach Konrads III. Tod der Lösung. Wiederaufrichtung eines starken Kaiserthums war nicht möglich ohne Beendigung des Streits zwischen Staufern und Welfen, ohne Befreiung der kaiserlichen Gewalt von hierarchischer Bevormundung, die sich Lothar allzu willig hatte gefallen lassen, ohne Niederwerfung der Lombarden und Normannen. Diese Ziele faßte auch der neue König sofort in's Auge. Den Zug nach Italien verschob er zwar auf Wunsch der Fürsten, dagegen wurden seine Bemühungen für Beilegung des Familienhaders bald von Erfolg gekrönt. Nicht bloß zu Anerkennung und Huldigung wollte er den Welfen Heinrich bewegen, sondern ihn zum Freund gewinnen. Trotz des Protestes der mit ihm verschwägerten babenbergischen Familie erkannte er die Ansprüche Heinrichs auf Baiern als begründet an. Somit waren die zwei mächtigsten Herzogthümer in Heinrichs Hand vereinigt und namentlich der Besitz Sachsens bot ihm weiten Spielraum zu Eroberung und Gebietsvermehrung. Friedrich erreichte zwar durch diese Nachgiebigkeit seinen nächsten Zweck, des starken Herzogs Hilfe für seine

italienischen Feldzüge, aber später enthüllte sich, welch gewagtes Spiel es war, so fest und zuversichtlich auf die Treue eines Mannes zu bauen, dem nur sein eigenes Interesse als Richtschnur seines Handelns galt. Wiederholt erlaubte sich der Herzog, ohne auf den gebotenen Landfrieden zu achten, willkürliche Gewaltthat gegen Fürsten und Städte, die seinen Plänen widerstrebten. Als der ihm treu ergebene Graf Adolf von Schauenburg sich weigerte die Todesloer Salinen abzutreten, ließ sie Heinrich ohne Weiteres verschütten. Einem ähnlichen, gegen Bischof Otto von Freising gerichteten Gewaltstreich verdankt die Stadt München ihre Entstehung. Vergebens führten die beleidigten Reichsstände bei Friedrich Klage; um die Unterstützung des mächtigen Welfen nicht zu verlieren, ließ er jene Uebergriffe ungeahndet.

Die Stellung des Staufers zum Papstthum war augenblicklich insofern günstig, als die Curie durch die von Arnold von Brescia wachgerufene Bewegung und durch das feindselige Andrängen der Normannen gegen das römische Gebiet gezwungen war, bei dem deutschen König Schutz zu suchen. Zu Constanz wurde ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß zwischen König und Papst geschlossen. Rettung der gefährdeten Kirche! konnte daher als Losung ausgegeben werden, als das Reichsheer im September 1154 vom Lechfeld aus über die Alpen zog. In der Lombardei traf es auf ernsten Widerstand. Die Städte der Po-Ebene waren durch Handel und Gewerbe reich geworden und mit dem Wohlstand der Bürger war auch das Verlangen nach Selbstständigkeit und Freiheit gewachsen. Da sie sich stark genug fühlten, durch eigene Kraft Recht und Gut zu sichern, wiesen sie den deutschen Schutz zurück und weigerten sich, ein Herrscherrecht anzuerkennen, das nur auf Eroberung, nicht auf den freien Willen des Volks begründet sei. Als Haupt der Bewegung trat Mailand auf; hier wurde ein königliches Schreiben in

demonstrativer Weise zerrissen und ein Aufruf an alle Landsleute erlassen, mit vereinten Kräften die fremde Tyrannei abzuwehren, denn den heiligen Namen Vaterland verdiene nur der Boden, der freie Bürger trage. König Friedrich besaß zum Angriff auf Mailand nicht hinreichende Macht, nahm aber strenge Rache an kleineren Bundesstädten und ließ sich zu Pavia, der alten Hauptstadt des Langobardenreiches, am 15. April 1155 als König Italiens krönen. Um auch die Kaiserkrone zu gewinnen, verstand er sich unbedenklich zur Auslieferung Arnolds von Brescia an die Curie. Gesandte des römischen Volks, das sich, auf Arnolds Ideen eingehend, in republikanischen Träumen wiegte, entließ er mit höhnischem Abschiedswort. Ihr hochmüthiges Auftreten, sprach er, erinnere in gar Nichts an die Weisheit des alten Rom, das sie immer im Munde führten. „Wie die altrömische Tugend und Kraft, so ist auch die Herrschaft vom entarteten römischen Geschlecht auf die Franken und von diesen auf die Deutschen übergegangen: wer will dem Herkules seine Keule entwinden?“ Diese Sprache, der Ausdruck stolzesten Nationalbewußtseins, war für Papst und Volk in Rom verständlich; sie ließ als des Kaisers Ueberzeugung erkennen, daß den deutschen Königen als Nachfolgern der römischen Imperatoren die Weltherrschaft nach römischem Recht zustehe. Am 18. Juni 1155 ritt Friedrich in die Leostadt ein und empfing Scepter und Krone aus den Händen des Papstes. Noch am nämlichen Tage erhob sich wieder ein Volksaufstand, der nur durch Kühnheit und List Heinrichs des Löwen gedämpft werden konnte. Dieser Angriff hatte aber zur Folge, daß sich das Schicksal Arnolds von Brescia erfüllte. Ohne Verhör und Urtheil erlitt er auf Befehl des Stadtpräfekten den Flammentod, die Asche wurde in den Tiber gestreut. Furcht und Entsetzen ließen das Volk schweigen, allein das rechtswidrige Verfahren gegen den „Märtyrer der Freiheit“, das unglückliche Opfer des vorübergehenden Bundes

der kaiserlichen und päpstlichen Interessen, steigerte noch in ganz Italien den Deutschenhaß. Friedrich mußte nicht bloß Rom, sondern auch, da die Deutschen ungeduldig auf Heimkehr drangen, Italien verlassen, wo sofort die antikaiserlichen Elemente die Oberhand gewannen.

Um so eifriger sann Friedrich in Deutschland auf Stärkung seiner Macht, um die ganze Kraft des Reichs zur Verwirklichung seiner Kaiserpläne aufbieten zu können. Mit rücksichtsloser Strenge wachte er über den Landfrieden und zog die Friedensstörer in schwere Strafe. Das Gesetz hatte wieder starken Schutz, der Schwache gegen Raub und Bedrückung eine mächtige Stütze. „Die Menschen schienen wie umgewandelt,“ sagt der Freisinger Chronist, „der Boden fruchtbarer, der Himmel milder geworden zu sein.“ Der Streit zwischen den beiden Fürsten, welche auf Baiern Ansprüche erhoben, wurde dadurch beigelegt, daß der Welfe Heinrich das Herzogthum Baiern erhielt, der Babenberger aber die von Baiern abgetrennte Ostmark, die, mit besonderen Privilegien ausgestattet, zum unabhängigen Herzogthum „Oesterreich“ erhoben wurde. Damit schien eine neue Aera des Friedens eingeleitet zu sein. Mit Befriedigung konnte der Kaiser auf das erste Lustrum seiner Regierung zurückblicken, denn Vieles und Wichtiges war erreicht. Auch er selbst fand echtes Glück in seiner Verbindung mit Beatrix, der Erbin von Hochburgund, die zu Würzburg im Juni 1156 durch glänzende Feste gefeiert wurde. Je günstiger aber die in Deutschland geschaffene Lage war, desto empfindlicher mußte sich der Kaiser durch die neuesten Vorgänge in Italien verletzt fühlen. Papst Hadrian hatte sich im beschämenden Gefühl der Abhängigkeit vom Kaiserthum mit den Normannen verbunden und dieser Friede mit Sicilien bedeutete den Krieg mit Deutschland. Noch herausfordernder geberdeten sich die Lombarden, die mit vereinten Kräften alle von Friedrich zerstörten Städte wieder aufbauten

und die kaiserlich gesinnte Stadt Pavia wegen Landesverraths verwehmten und befehdeten.

Zu Pfingsten 1158 entbot daher der Rothbart den deutschen Heerbann zur zweiten Romfahrt. Zwölf Volksstämme waren unter den zusammenströmenden Kriegsmannen vertreten; nie hatte ein deutscher Kaiser so gewaltige Heeresmassen über die Alpen geführt. Gegen das trotzige Mailand richtete sich der erste Angriff. Mit wechselndem Glück wurden Thaten des kühnsten Heldenmuthes von Belagerern und Belagerten ausgeführt, deren begeisterte Schilderung in dem Gedicht Ligurinus an die Kampfepisoden der Ilias erinnert. Endlich mußte jedoch die Uebergabe der Stadt in demüthigender Form vollzogen werden. Mit der Aufpflanzung der kaiserlichen Banner auf den Mauerzinnen Mailands konnte die Unterwerfung des Lombardenlandes als vollendet gelten. Doch das Schwert kann nur Wunden schlagen, das Gesetz allein Wunden heilen. Es war daher vor Allem Friedrichs Bestreben, dem unklaren, schwankenden öffentlichen Recht eine festere Grundlage zu schaffen. In den Septembertagen 1158 sah die roncalische Ebene eine glänzende Versammlung. Abgeordnete der italischen Städte und die berühmtesten Rechtslehrer traten mit den kaiserlichen Räthen zusammen, um Befugnisse und Pflichten des Kaisers und der Stände Italiens festzusetzen. Auf Grund des alten Imperatorenrechts wurden dem Kaiser die zahlreichen, nutzbringenden Regalien zugesprochen, welche einst Trajan und Justinian innegehabt hatten, und auch sonst Einkünfte und Rechte in reichstem Maße. Wäre es möglich gewesen, allen diesen Bestimmungen Geltung zu schaffen, so wäre ein monarchischer Staat in Italien aufgerichtet worden, wie es bisher nie gelungen war. Seit den Tagen Otto's des Großen konnte sich kein Deutscher solcher Macht und Glorie rühmen, die Juristen feierten in überschwänglichen Ausdrücken den Kaiser, „aller Gesetze Quell“,

„den Herrn der Welt". Nicht minder stolz aber faßte Friedrich selbst seinen Beruf und seine Lebensaufgabe auf. Italiens Besitz galt ihm nur als Pfand des Gelingens kühnerer Pläne, als Uebergang zur Herrschaft über das gesammte Mittelmeergebiet, den „Erdkreis" der Alten.

Noch war aber der Freiheitssinn der Lombarden nicht gebrochen, die, sobald sie erkannten, was auf dem Spiele stehe, den Verzweiflungskampf wieder aufnahmen, und noch gefährlicherer Kampf entbrannte zwischen Kaiserthum und Kirche. Anlaß zum Streit gab der Anspruch des Kaisers auf die Regalien in den Besitzungen der Gräfin Mathilde, die der römische Stuhl als Erbe und unabhängigen Besitz betrachtete. Gegenseitige Anklagen und Forderungen principieller Natur schlossen sich daran, und wie zu Zeiten Heinrichs IV. steigerte sich die Sprache der Briefe und Gesandten bis zu unerträglichem Schimpf und Spott. Der Kaiser wies höhnisch darauf hin, daß der päpstliche Stuhl so oft nur durch die deutschen Kaiser vor Zertrümmerung bewahrt wurde; auf Alexanders Seite spottete man der Barbaren, die nur durch die heilige Kirche aus armseligen Höhlenkönigen zu weltgebietenden Kaisern erhöht worden seien. Die Hoffnung auf Unterstützung durch geistliche Waffen ließ die Scheu der Lombarden vor offener Widersetzlichkeit schwinden. In Mailand beschimpfte und verjagte der Pöbel kaiserliche Gesandte; diese Verletzung des Völkerrechts war das Signal zum Ausbruch des Kampfes, der von beiden Parteien mit schonungsloser Wuth geführt wurde. Auf die Zerstörung des kaiserlichen Trezzo antwortete Barbarossa mit der Einäscherung von Crema. Im Lager vor Crema erhielt er Kunde vom Tode Hadrians IV. Das Cardinalscollegium war seit Langem in eine hierarchische und in eine kaiserliche Partei gespalten; eine einhellige Wahl konnte mithin nicht erfolgen, es kam zum Schisma. Die Kaiserlichen wählten

Victor IV., die Mehrzahl der Cardinäle Alexander III., der sich wie Gregor VII. und Hadrian IV. als Werkzeug Gottes fühlte, dazu berufen, durch Kirchenherrschaft für das Menschengeschlecht ein besseres Zeitalter heraufzuführen. Schon als Gesandter Hadrians hatte er einst zu Besançon dem Kaiser das stolze Wort zugeschleudert, von wem denn der Kaiser die Krone habe, wenn nicht vom Papst; nur Friedrichs Gebot hatte ihn damals vor dem Zorn seiner Getreuen geschützt. Die beiden Päpste verfolgten sich jetzt gegenseitig mit Bannflüchen, auch über Kaiser Friedrich wurde das Anathem gesprochen, die ganze Christenheit spaltete sich in zwei Heerlager. In Italien und Deutschland hatte der kaiserliche Papst zahlreicheren Anhang, dagegen galt der von der Mehrheit der Cardinäle erhobene Alexander in Frankreich und England als das wahre Haupt der Kirche und fand auch in Deutschland manche offene und viele heimliche Bekenner.

Endlich konnte gegen das Haupt der lombardischen Rebellen der entscheidende Schlag geführt werden. Durch deutsche Hilfsvölker, die Heinrich der Löwe über die Alpen führte, war der Kaiser in den Stand gesetzt, Mailand von allen Seiten einzuschließen. Um die Mauern wogte ein Kampf, wie ihn nur leidenschaftlicher Rachedurst anfachen kann. Nicht das Schwert der Feinde, nur die furchtbarste Hungersnoth erzwang endlich im März 1162 die Uebergabe. Unbedingte Unterwerfung wurde gefordert und zugestanden. In langem Zug nahten nun die Einwohner, ihr kriegerisches Palladium, das Carroccio, mit sich führend, dem Thron im kaiserlichen Lager. Friedrich, mit den prunkvollen Abzeichen seiner kaiserlichen Würde angethan, blickte mit finstrer Miene auf den Trauerzug. Zum letztenmal tönte vom Carroccio herab der kriegerische Schall der Posaunen, dann senkte sich die stolze Fahne vor dem Kaiser und alles Volk fiel zur Erde

nieder und flehte weinend und jammernd um Gnade. Kaum blieb, so wird von deutschen Augenzeugen berichtet, bei diesem Schauspiel ein Auge thränenleer, nur des Kaisers Antlitz blieb starr und finster. Sein Kanzler Rainald, der nämliche, den einst als kaiserlichen Gesandten der Mailänder Pöbel mit Steinwürfen verfolgt hatte, verlas das strenge Urtheil. Alle Einwohner mußten die Stadt verlassen und sich in vier Flecken anbauen, die Stadt selbst, der Herd verbrecherischen Aufruhrs, wurde den Flammen übergeben. Wenn es auch nur eine Sage ist, daß der Kaiser über die öde Stätte, wo einst Mailand gelegen war, den Pflug gezogen und Salz in die Furchen gestreut habe, furchtbar war das Strafgericht, das der Zorn des Kaisers über die blühende Stadt verhängte. Wochen lang loderten mächtige Feuersäulen empor, und was die Flamme verschonte, zerstörte die neidische Wuth der kaiserlich gesinnten Nachbarstädte. Von der Stätte der Vernichtung weg begab sich Friedrich nach Pavia, wo mit kaiserlichem Glanz das Osterfest gefeiert wurde. Der Fall der stärksten Stadt schreckte die übrigen Gesinnungsgenossen, der Widerstand der störrigen Lombarden schien in Blut und Rauch erstickt zu sein.

Nun war es ein Leichtes, den kaiserlichen Papst im Triumph nach Rom zu führen und die Aufhebung des Schisma zu erzwingen. Wie ein Bergstrom ergoß sich 1166 das kaiserliche Heer über den Kirchenstaat; Rom wurde von allen Seiten mit Wällen eingeschlossen und durch Feuerpfeile beunruhigt. Die Römer drängten zur Uebergabe und Alexander mußte, um nicht etwa als Friedenspreis ausgeliefert zu werden, nächtlicher Weile nach Benevent fliehen. Darauf wurde Paschalis III., der nach dem Tode Victors IV. erhoben worden war, mit festlichem Prunk in die Hauptstadt der Christenheit eingeführt. Des Kaisers Macht stand jetzt im Zenith, — da schien plötzlich des Himmels Hand, — wie es von

den wundergläubigen Zeitgenossen aufgefaßt wurde, — zum Schutz seines wahren Stellvertreters auf Erden einzugreifen. Eine furchtbare Pest brach im deutschen Lager aus, die in Kurzem den größten Theil des deutschen Heeres hinwegraffte. So verheerend trat die Krankheit auf, daß häufig diejenigen, welche Todte begruben, selbst in die Grube stürzten und den Geist aufgaben. Der Sturmwind des Herrn, frohlockte Alexander, schüttelte die Vermessenen, die ihre Hand wider die Mutter Kirche ausstreckten, wie dürres Laub vom Baume der Zeit. Nur ein kleines Häufchen kraftloser Gestalten kehrte in die Po-Ebene zurück und mußte sich durch die allerorten lauernden Feinde stehlen. Diese Katastrophe erhöhte das Ansehen Alexanders mehr als ein glänzender Sieg; der flüchtige Kaiser ward von den Chronisten mit dem König von Assur verglichen, dessen Geschwader der Engel des Herrn schlug, so daß er heimziehen mußte mit Schande. Dem widrigen Verhängniß trotzend wies jedoch Friedrich alle Vermittlungsversuche zurück und erklärte fest und feierlich auch als Flüchtling: „Durch Gottes Gnade bin ich römischer Kaiser, ist Paschalis Papst, denn ich habe seiner Wahl mein kaiserliches Siegel aufgedrückt!" —

Noch stand Heinrich der Löwe in diesem Kirchenstreit in ausgesprochenem Gegensatz zur Tradition des Welfenhauses auf Friedrichs Seite, und ebenso fest hielt noch der Kaiser an der Politik, daß er nur mit diesem Freunde vereint die Anschläge der Feinde vereiteln könne. Er opferte unbedenklich dieser Freundschaft seinen Verwandten Pfalzgraf Konrad und andere Fürsten, die mit dem Welfen in Streit gerathen waren. Auch dachte er nicht daran, der immer weiter um sich greifenden Macht des Löwen Schranken zu ziehen, so daß es fast den Anschein gewann, als wolle er Heinrich ganz Deutschland überlassen und den Schwerpunkt der kaiserlichen Macht nach Italien verlegen. Ein von Heinrich in

Braunschweig aufgestellter, den Rachen weit aufsperrender Löwe deutete sinnbildlich die wenig friedlichen Anschläge des Herzogs gegen seine Nachbarn an. Deßhalb bildete sich, wie im Süden gegen die vom Kaiser aufgebürdete „ägyptische Knechtschaft“ der lombardische Städtebund, im Norden eine Coalition geistlicher und weltlicher Fürsten, die entweder Groll wegen erlittener Unbill oder Furcht vor kommender Gefahr zu Gegnern Heinrichs machte. Als es jedoch zu offenem Kampfe kam, behauptete der Herzog fast überall die Oberhand. Noch wurde der Krieg mit leidenschaftlicher Erbitterung fortgeführt, als der Kaiser im Frühjahr 1168 aus Italien zurückkehrte und, als habe ihn kein Unglück betroffen, mit der alten Energie und Ueberlegenheit die Leitung der Reichsgeschäfte übernahm. Ein merkwürdiger Zug in der Geschichte Barbarossa's, dem nur aus Otto's I. Tagen Aehnliches entgegengestellt werden kann! Wiederholt erleidet Friedrich furchtbare Niederlagen und ist aller Kraft zu weiterem Widerstand beraubt, die Krone scheint von seinem Haupt zu gleiten, — da erhebt er sich wieder so kräftig und selbstbewußt wie vor dem schweren Unfall und sogar die siegreichen Feinde erkennen freiwillig seine Ueberlegenheit an und huldigen ihm als Gebieter. Auch diesmal brachte er den Streit Heinrichs mit seinen Gegnern rasch zum Austrag und fällte für ihn günstige Entscheidung.

Sonst geschah aber Manches, was zur Entfremdung der Freunde führte. Auch der Kaiser hatte die Nothwendigkeit eingesehen, seine Hausmacht zu verstärken, und seinen Söhnen erledigte Besitzungen in Schwaben und Franken verliehen. Auch mit Herzog Welf trat er deßhalb in Verbindung. Dieser war nie ein guter Wirth gewesen und war es noch weniger nach seines einzigen Sohnes Tod. In Memmingen führte er üppigen Hofhalt und verschwendete für Gelage, Jagden und Turniere große Summen. Heinrich weigerte sich,

seine Schulden zu tilgen, dagegen kam ihm der Kaiser mit freigebiger Unterstützung entgegen und wurde dafür zum Erben der alten welfischen Güter in Schwaben und Baiern eingesetzt. Dadurch fühlte sich der Herzog in seinen Hausinteressen beeinträchtigt, ein Keim des Mißtrauens war gesäet und die Aufreizung sogenannter Freunde mochte noch weiter dazu beitragen, daß der Hader zwischen Waiblingern und Welfen wieder erwachte.

Inzwischen war der kaiserliche Papst Paschalis III. gestorben und durch Wahl der ghibellinischen Cardinäle Calixtus III. erhoben. Friedrich erkannte ihn als rechtmäßigen Papst an und suchte ihm in Deutschland mit aller Strenge, in den übrigen abendländischen Reichen durch diplomatische Verhandlungen Obedienz zu verschaffen. Seine Bemühungen fanden aber nur so weit Geltung, als sein starker Arm reichte. Frankreich und England blieben auf Seite Alexanders, der griechische Kaiser und der König von Sicilien traten mit ihm in enge Verbindung und am festesten schlossen sich an ihn die lombardischen Städte. Mailand war längst, Dank dem patriotischen Eifer der Bundesstädte, aus den Trümmern wieder erstanden, und am Tanaro als Stützpunkt gegen Pavia eine starke Bundesfestung angelegt, die nach dem hochverehrten Gönner republikanischer Freiheit den Namen Alexandria erhielt.

Dieser Name war für den Kaiser ein nie verstummender Mahnruf, den Ungehorsam Italiens endlich zu zügeln. Im Herbst 1174 zog er wieder über die Alpen. Ein Angriff auf die neue Trutzburg mißlang und mußte aufgegeben werden, als ein lombardisches Heer zum Entsatz heranzog. In beiden Lagern trug man aber Scheu vor einer entscheidenden Schlacht, ja es wurden sogar Friedensunterhandlungen angeknüpft, die zu einem in Montebello abgeschlossenen Vertrag führten. Eine Versöhnung kam aber nicht zu

Stande, denn Alexander ließ, um nicht seine thätigsten Bundesgenossen zu verlieren, unannehmbare Forderungen aufstellen. Kein Theil wollte Zugeständnisse machen, ehe er Alles gewagt hatte. Die Lombarden hofften, daß der Kaiser, der den größeren Theil seines Heeres entlassen hatte, keinen ernsten Widerstand leisten könne, während dieser auf Hilfe aus Deutschland sein Vertrauen setzte. Allein unerwartet kam die Unglücksbotschaft: der mächtigste der Fürsten, bisher des Kaisers treuester Freund und Kriegsgenosse, Heinrich der Löwe, weigere jeden Beistand.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sich Heinrich zu dem trotzigen Ton, den er plötzlich gegen seinen Kaiser anschlug, durch die Hoffnung ermuthigt fühlte, aus den tief einschneidenden kirchlichen Wirren für seine Sache politische Vortheile zu ziehen. Auffällig war, daß er gerade damals auf Land- und Hoftagen von zahlreichen Anhängern Alexanders umgeben war. Als schriftliche Unterhandlungen fruchtlos blieben, versprach sich Friedrich besseren Erfolg von einer persönlichen Zusammenkunft; Aug in Auge seinem Waffenbruder gegenüberstehend, hoffte er, werde Heinrich Scheu tragen, den eignen Vortheil über das Wohl des Ganzen zu setzen. Ob die Unterredung zu Chiavenna oder zu Partenkirchen in Baiern stattfand, ist ungewiß. Ebenso weichen die näheren Nachrichten über die denkwürdige Scene auseinander. Glaubhaft wird berichtet, Heinrich habe als Lohn für seinen Waffendienst die Stadt Goslar gefordert, der Kaiser habe jedoch verschmäht, mit sich markten zu lassen, worauf der Herzog abzog. Ein nicht unzuverlässiger Gewährsmann, Otto von St. Blasien, weiß auch zu erzählen, daß der Kaiser, um seiner flehentlichen Bitte Nachdruck zu geben, das Knie vor ihm gebeugt habe. Heinrich dagegen habe dem Kaiser zugerufen: „Was ist denn der Gewinn dieser ewigen wälschen Kriege? Was der Ersatz für die Tausende, die Pest und Feindesschwert dahin-

rafften? Ich bin es müde, für Chimären meine Kraft zu opfern!" Jedenfalls lagen aber der Weigerung des Herzogs noch andre politische Motive zu Grunde, zur Entscheidung führte wohl das Verlangen nach Unabhängigkeit. Mag er auch nicht auf die Kaiserkrone selbst sein Begehren gerichtet haben, so wollte er doch ein freier unabhängiger König des Nordens werden; er müßte nicht ein Welfe, ein Sohn Heinrichs des Stolzen gewesen sein, um einen zweiten Platz im Reich nicht auf die Dauer unerträglich zu finden.

Von den Gegnern Heinrichs erhielt Friedrich um so bereitwilliger Hilfe, doch war sie nicht ausreichend gegen die wohlgerüsteten Lombarden. Er wollte daher die Ankunft des kriegerischen Erzbischofs Christian von Mainz erwarten, aber die Lombarden überfielen ihn am 29. Mai 1176 bei Legnano und erfochten den glorreichsten Sieg. Das ganze Lager und eine große Menge Gefangener fielen in die Hände der Sieger. Der Kaiser selbst, den man im Schlachtgetümmel schwer getroffen vom Pferde hatte stürzen sehen, wurde todt geglaubt und das blüthengeschmückte Mailand frohlockte: Den Tyrannen deckt ewige Nacht und seiner Größe Traum ist mit ihm verschlungen! Da erschien er plötzlich zur höchsten Freude der Seinen in Pavia, und ein lombardischer Chronist kann den Zweifel nicht unterdrücken: „Was ist gewonnen, wenn er lebt?"

Allein Friedrich war in jenen Stunden, da er einsam bei den Todten lag, ein Andrer geworden. Er erkannte, wie sich seine Lage verändert habe und was sie erheische. Es war der große Wendepunkt in seiner Geschichte. Er sah ein, daß er das seit zwei Jahrzehenten beharrlich vertheidigte System nicht länger festhalten, daß er zugleich den Kampf mit dem republikanischen Geist der Städte und mit der Kirche nicht führen könne. Der Entschluß, dieser Einsicht nachzugeben, war gewiß kein leichter, und es gibt von seinem staatsmännischen Geist glänzendes Zeugniß, daß er,

sich selbst überwindend, sich für überwunden bekannte und dem bereitwillig entgegenkommenden Papst die Hand zur Versöhnung bot. So kam es zwischen ihnen zum Frieden von Venedig, der auch Waffenstillstand mit den Lombarden zur Folge hatte. Am 24. Juli 1177 hatte Alexander die Genugthuung, daß der nämliche Kaiser, der noch vor Kurzem nur von „dem, den man Alexander nennt" sprach, ihm in der Vorhalle der Markuskirche die Füße küßte. Aller Jubel und alles Festgepränge konnten die Niederlage des Kaiserthums nicht verbergen. Allerdings reichten die faktischen Zugeständnisse, die Alexander erlangte, nicht entfernt an das Ideal Gregors VII. Was Friedrich einräumte, war nur Ebenbürtigkeit der beiden höchsten Gewalten der Erde. Und was auch diesmal den besiegten Kaiser unmittelbar nach der Demüthigung in Venedig als Sieger erscheinen ließ, war die bedrängte Lage des Papstthums im meuterischen Rom. Nur unter dem Schutz der kaiserlichen Waffen konnte Alexander 1179 im Lateran ein allgemeines Concil eröffnen, und als der große Papst bald darauf starb, mußten kaiserliche Wachen seine Leiche schirmen, die der Pöbel Roms mit Schmutz bewarf.

Der Friede von Venedig wurde als frohes Ereigniß auch in Deutschland gefeiert. Hatte doch endlich der Kirchenstreit, der weite Landschaften, namentlich das ganze Salzburgische Gebiet in eine Wüste verwandelt hatte, ein Ende! Das Auftreten des Kaisers nach seiner Rückkehr macht gar nicht den Eindruck eines Gedemüthigten und Besiegten, allein der Fußfall in der Markuskirche war nicht vergessen und verziehen, das hatte bald derjenige zu fühlen, der die Tage von Legnano und Venedig verschuldet hatte.

Herzog Heinrich hatte wohl darnach getrachtet, zum unvermeidlichen Waffengang seine Kräfte zu verstärken, aber seine hochfahrende Strenge war nicht dazu angethan, die Mißvergnügten

und Neuerungssüchtigen, die sonst allzeit die Heere der deutschen Gegenkönige furchtbar machten, in sein Lager zu führen, und der Versuch, in England und Dänemark Hilfe zu finden, blieb erfolglos. Dagegen war für seine alten Gegner der rechte Augenblick zur Schilderhebung gekommen. Die geistlichen Fürsten des sächsischen Gebiets, deren Unabhängigkeitsgelüste der Herzog so energisch gezügelt hatte, eröffneten den Kampf. Heinrich führte deshalb Klage vor dem Kaiser, aber nur seine Feinde fanden geneigtes Ohr. Doch ließ sich Friedrich weder durch das Drängen der Fürsten, noch durch eigene Erbitterung zu übereiltem Verfahren hinreißen. In aller Form wurde ein Lehensproceß eingeleitet. Erst als Heinrich, der die Unparteilichkeit der Richter in Zweifel zog, nach dreimaliger Ladung vor dem Reichshofgericht nicht erschien, wurde er geächtet und seiner Aemter und Güter verlustig erklärt. Das alte Herzogthum Sachsen wurde auf einem Reichstag zu Gelnhausen getheilt; die westliche Hälfte erhielt Erzbischof Philipp von Köln, die östliche Bernhard von Anhalt. Baiern wurde am Sonnwendtag 1180 zu Regensburg an den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, den eifrigsten Vorkämpfer staufischer Politik, verliehen, aber die Steirische Mark davon abgetrennt. Während früher Friedrich in einem starken Herzogthum seine Stütze und des Reiches Pfeiler sah, trachtete er jetzt darnach, die Macht der Herzogthümer zu schwächen, um künftiger Gefährdung der Reichsverfassung vorzubeugen.

Gegen den Geächteten wurde der Reichskrieg eröffnet, denn Heinrich dachte nicht an Unterwerfung, sondern vertraute, wie die Pegauer Annalen sagen, mit fester Zuversicht auf seine Kriegsmacht und sein gutes Glück. Der vielen sächsischen Fürsten, die ihn umkläfften, erwehrte er sich leicht, allein die Lage änderte sich, als der Kaiser selbst gegen ihn zu Feld rückte. Durch herrisch übertriebene Ansprüche entfremdete sich Heinrich eben jene Männer, deren Treue

allein ihn retten konnte; einer von seinen Vasallen nach dem andren fiel zum Kaiser ab. Von seinen Freunden verlassen, vom Clerus gebannt, vom Reich geächtet, jedes Schimmers von Macht und Hoffnung beraubt, gab der Welfe endlich den Widerstand auf und suchte einen Theil zu retten, wo Alles nicht mehr zu behaupten war. Zu Erfurt warf er sich dem Kaiser zu Füßen und bat um Gnade. Friedrich küßte ihn und beklagte, daß sein Waffenbruder sich selbst Strafe zugezogen habe, die nicht mehr erlassen werden könne. Nur die Erbgüter Braunschweig und Lüneburg blieben sein Eigenthum, doch mußte er drei Jahre lang deutsches Gebiet meiden und ging nach England zu seinem Schwiegervater König Heinrich II.

Auch im Süden ruhten endlich die Waffen, da ja der Kaiser entschlossen war, zum gleichen Ziel einen andern Weg als vorher einzuschlagen und nicht durch Gewalt, sondern durch milde Nachgiebigkeit die Lombarden an sich zu fesseln. Auf einem Reichstag zu Konstanz am 25. Juni 1183 kam es zum Friedensschluß, der zwar gegenüber den roncalischen Mandaten dem Städtebund wesentliche Freiheiten einräumte, aber immerhin die kaiserliche Oberhoheit entschieden betonte.

So wurde — nach dreißigjährigen Kämpfen! — das Fest der Schwertleite der beiden ältesten Söhne des Kaisers, das zu Pfingsten 1184 in Mainz gefeiert wurde, ein Friedens- und Freudenfest, wobei die hohe Stellung, die das Reich unter Barbarossa gewonnen hatte, so recht zu vollgiltigem Ausdruck gelangte. Fürsten, Bischöfe und Ritter waren aus allen Theilen des Reichs hierher gekommen, Gesandte aus allen Ländern des Erdkreises, man zählte 40,000 Helme. Die Stadt konnte die Menge der Gäste nicht fassen, deßhalb ward auf der anmuthigen Ebene am Rhein eine luftige Zeltstadt aufgebaut, in deren Mitte das kaiserliche Zelt hoch und weit wie ein Palast emporragte. Alles Volk wurde vom Kaiser bewirthet, ihm selbst leisteten Könige und

Herzoge Truchsessen- und Schenkendienst. Die Hoheit des Kaisers, die Schönheit der Frauen, die Tapferkeit und der Waffenprunk der Ritter, die mannigfaltigen Spiele, die fröhlichen Gelage fanden lebendige Schilderung in Heinrichs von Veldekin Eneit. Als Friedrich mit fünf Söhnen im Jubel des Festes einherzog, durfte er wohl als ein glücklicher Sterblicher gelten. Wenn auch bisher sein ganzes Leben nur ein Gewittertag, jetzt hob sich im Westen der Wolkenschleier, königlich erschien die Sonne und verhieß der still gewordenen Erde einen herrlichen Abend. Die deutsche Nation blickte vertrauensvoll zum Kaiser empor, die Nachbarvölker erkannten neidlos seine Ueberlegenheit an, wie ein zweiter Dietrich von Bern ragte er über alle Zeitgenossen hervor.

Zwar trübte sich bald wieder das Verhältniß zum römischen Stuhl, da die Investiturfrage Anlaß zu neuen Reibungen gab, allein es kam nicht mehr zu ernsteren Conflicten. Ja, es gelang dem Kaiser sogar, den Papst von seinem mächtigsten Bundesgenossen zu isoliren. Er warb für seinen Sohn um die Hand der Erbin des letzten Normannenkönigs, Constanze, wodurch ein neuer wichtiger Zuwachs der staufischen Hausmacht vorbereitet wurde. Mailand erbat sich als ehrenvolle Auszeichnung, daß die Hochzeit in seinen Mauern gefeiert werde: ein charakteristisches Merkmal des radikalen Umschwungs der italienischen Verhältnisse.

Dagegen fehlte es auch in den nächsten Jahren nicht an Aufstand und Bürgerkrieg in Deutschland. Gerade jener Philipp von Köln, der aus der Welfenbeute den Löwenantheil gewonnen hatte, zettelte gegen den Kaiser eine Verschwörung an, deren Fäden sich auch nach Rom und England und Dänemark erstreckten.

Da änderte sich plötzlich die Scene. Papst Gregor VIII. ließ von Kampf und Intrigue gegen das deutsche Kaiserthum ab und suchte gerade durch diese Macht der Kreuz-

zugsbewegung festere Grundlage zu sichern. Denn Jerusalem war wieder in die Hände der Saracenen gefallen, das Ergebniß des ersten Kreuzzuges wie Spreu im Winde zerstoben. Ein neuer Kreuzzug allein konnte Rettung bringen. Im ganzen Abendland wurden wieder die Geister lebendig und der Drang, christliches Heldenthum durch kriegerische Thaten im Morgenland zu bewähren, war diesmal in Deutschland am regsten. Auch der alte Kaiser glaubte seinem vielbewegten Leben keinen würdigeren Abschluß geben zu können, als daß er sich an die Spitze eines Unternehmens stellte, das Heil und Ehre im Siege, wie im Untergang verhieß. Jedoch nicht religiöser Eifer allein, sondern auch politische Erwägung mochten den Entschluß wachgerufen haben, denn gerade jetzt galt es, sich als Haupt des christlichen Abendlandes, als „Schwert Gottes" zu bewähren.

Ein glänzendes Heer sammelte sich im Mai 1189 um Regensburg, „so zahlreich wie der Sand am Meer, wie die Sterne am Himmel", rühmt der Kölner Annalist. In Oesterreich und Ungarn wurden die Kreuzfahrer auf's beste aufgenommen, dagegen häuften sich die Hindernisse im byzantinischen Reich. Erst als Friedrich Miene machte, gegen Konstantinopel zu ziehen, gab der griechische Hof seine Opposition auf und kam den eingegangenen Verpflichtungen redlicher nach. In Kleinasien stellten sich alsbald mit entsetzlicher Treue jene Unglücksfälle ein, welche auch sonst die christlichen Heerschaaren gelichtet hatten. Natur und Menschen verbanden sich wider sie, doch wütheten Hungersnoth und Krankheiten weit verheerender als Schwerter und Pfeile des Feindes. „Vom 28. April 1190 an," berichtet der österreichische Cleriker Ansbert, der selbst am Zuge theilnahm, „litten wir zwanzig Tage lang Leiden, wie sie seit Jahrhunderten unerhört waren." Wo man einen wohlwollenden Freund zu finden hoffte, stieß man auf einen fanatischen Feind. Durch einen Thronwechsel

in Ikonium war an Stelle des mit Friedrich verbündeten Sultans ein Eidam Sultan Saladin's, Kutbeddin, getreten. Die Deutschen waren von erdrückender Uebermacht eingeschlossen, ein finstres Verhängniß schien unabwendbar! Die Bischöfe legten schon ihre Stolen an, um im vollen Ornat den Todesstreich zu empfangen, aber der Kaiser selbst führte nochmals eine todesmuthige Schaar gegen den Feind mit dem Ruf: Christus ist unser Kaiser! Christus siegt! Solchem Anprall vermochte der Feind nicht zu widerstehen. Religiöse Begeisterung, die selbst in den Lüften himmlische Bundesgenossen erblickte, lieh den Erschöpften neue Kräfte, nach glorreichem Siege in offener Feldschlacht stürmten sie auch die Stadt Ikonium. Jetzt schien aber auch das Maß der Beschwerden und Gefahren zur Neige zu gehen. In Armenien kamen dem Kreuzheer die Sympathien der christlichen Bewohner entgegen, mit dem schwierigen Uebergang über die wildzerklüfteten Berge am Saleph schien das letzte Hinderniß, das vom heiligen Ziele trennte, überwunden, — da ließ ein tragisches Ereigniß auch diesen Angriff auf das Morgenland scheitern. Die Fluthen des Saleph wurden das Grab des alten Kaisers, der beim Baden durch einen Schlagfluß gelähmt wurde. Wie ein Lauffeuer flog die Schreckenskunde durch das Heer. „Das überlassen wir," sagt der Kölner Annalist, „zu fühlen, nicht zu lesen, einem Jeden, daß er erwäge die Klage, Trauer und Verzweiflung der Menge, die in fremdem Lande zurückgelassen war, rathlos, ohne Trost und Haupt!" Nicht minder schmerzlich empfand man den Verlust im Reiche. Er war der Lebensodem seiner Zeit, mit ihm schien der Quell des Raths und der Hoffnung versiegt und mit banger Angst fragte man sich, was für ein Angesicht wohl die neue Zeit ohne Kaiser Barbarossa tragen werde.

Eine eingehende Schilderung der äußeren Erscheinung und der Lebensweise Friedrichs gibt der Domherr Radewin

von Freising, der Fortsetzer der Biographie des Kaisers, die Otto von Freising in offiziellem Auftrag schrieb. Man hat sie als unzuverlässig verworfen, weil der Schriftsteller theilweise die Schilderung des Westgothenkönigs Theoderich II. durch Apollinarius Sidonius auf seinen Helden übertrug, aber gewiß mit Unrecht. Der Zeitgenosse Radewin, der ohne Zweifel den Kaiser selbst zu sehen Gelegenheit hatte, entlehnte sicher nur diejenigen Phrasen, die auch für die Charakteristik Friedrichs passend waren; in allem Wesentlichen stimmen auch die ebenfalls auf Augenschein beruhenden Nachrichten des Italieners Otto Morena und des Wibald von Corvey mit Radewin's Angaben überein.

„Der hehre Kaiser Friedrich," — so beschließt Radewin im Jahr 1160 sein Werk — „ragt an Charakter, wie durch äußere Erscheinung so hervor unter den Zeitgenossen, daß wohl auch diejenigen, die ihm nicht näher traten, gern von ihm hören werden. Seine Persönlichkeit ist von Gott und von der Natur mit den glücklichsten Vorzügen im Uebermaß ausgestattet. Sein Charakter ist der Art, daß selbst der Neid daran Nichts auszusetzen findet. Friedrich ist ein schöner Mann, mehr als mittelgroß, ohne jedoch zu den Größten zu zählen. Er trägt gelbes Haar, das auf der Stirne gekräuselt ist, aber die Locken bedecken nicht völlig das Ohr, denn die kaiserliche Würde erheischt, daß sie ebenso wie der Backenbart geschoren sind. Seine Augen sind scharf und durchdringend, die Nase wohlgeformt, der Bart röthlich, die Lippen fein, der Mund zierlich abgerundet. Aus den Gesichtszügen spricht ein heiterer, aufgeweckter Geist. Die Zähne sind wohlgeordnet und von blendender Weiße. Sein nerviger Hals ist von starker Röthe angehaucht. Die Schultern ragen breit hervor, die Hüften sind stark und kräftig, der Schritt fest, die Stimme klar, die ganze Erscheinung männlich. Er genießt eine dauerhafte Gesundheit, ausgenommen, daß er bisweilen an Wechsel-

fieber leidet. Er liebt den Krieg, aber nur weil er ein Mittel zum Frieden ist. Sein Arm ist so tapfer, wie sein Geist gewandt, und auf herzliches Mitgefühl darf jeder Flehende zählen. Werfen wir einen Blick auf seine Lebensweise, so sehen wir, daß er schon die Frühmetten entweder allein oder nur mit geringem Gefolge besucht. Dem geistlichen Stand zollt er so hohe Achtung, daß er allen Italienern zum Muster dienen kann. In den Stunden, die dem Gottesdienst geweiht sind, muß ehrerbietigste Stille beobachtet werden, Niemand darf sie durch irgend ein Anliegen oder Geschäft unterbrechen. Nach verrichteter Andacht geht er schon früh Morgens an die Regierungsgeschäfte. Wenn eine Jagd abgehalten wird, so ist ihm keiner in allen ihren Künsten überlegen; ohne daß er einen Bogenspanner und Pfeilaufleger braucht, schießt er, was man nur haben will. Bei der Tafel wird an der schönen Mittelstraße zwischen königlichem Ueberfluß und karger Nüchternheit festgehalten. Beim Spiel legt er alle Majestät ab, nie schüchtert er als Fürst ein, wo er Privatmann sein will. Auch wenn er als Richter auftritt, sieht man ihn nie die Strenge bis zu blutdürstiger Uebertreibung, die Untersuchung bis zu übertriebener Spitzfindigkeit treiben. Im Freundesgespräch verbannt er allen Eigenwillen und läßt sich gern einen guten Rath gefallen. Er studirt die Schriften und die Geschichte der Alten mit großem Eifer. Almosen vertheilt er an Arme mit eigener Hand. Den Zehenten alles seines Einkommens giebt er treulich an Kirchen und Klöster. In seiner Muttersprache weiß er sich ganz gut auszudrücken, Latein aber kann er besser verstehen als sprechen. Seine Kleidung ist die vaterländische, nicht kostbar und üppig, aber auch nicht ärmlich. Im Lagerleben sucht er mehr auf der Bahn des Mars, als der Venus den Lorbeer. Obwohl auf Erweiterung der Grenzen seines Reiches bedacht, läßt er doch nicht die Pflichten des Landesvaters außer Acht, an vielen

Orten hat er zu Verschönerung und Bequemlichkeit Anstalten begründet. Die von Karl dem Großen angelegten Paläste bei Nimwegen und Ingelheim stellte er im alten Glanze wieder her, weil sie zwar dauerhaft gebaut, aber durch Zeit und Vernachlässigung in Verfall gerathen waren. Dies gilt auch von dem königlichen, aus rothen Steinen gebauten Hause bei Lautern (Kaiserslautern), das er auf der einen Seite mit einer Mauer, auf der andern mit einem Fischteich umgeben ließ, der allerlei für Auge und Zunge Ergötzliches enthält. Dicht daran stößt ein Thiergarten, wo Wild gehegt wird. Alles ist mit königlicher Pracht und großem Luxus angelegt. Auch in Italien hat er durch Wiederherstellung der Münster und Pfalzen in Monza, Lodi und andren Städten Denkmäler seiner Freigebigkeit gestiftet, die ihn bei der späten Nachwelt im Andenken erhalten werden. Die Könige von Spanien, England, Frankreich, Dacien, Böhmen und Ungarn waren zwar eifersüchtig auf seine Macht, waren ihm aber doch so zugethan, daß sie ihn schriftlich und durch Gesandte ihrer Ergebenheit versicherten. Der griechische Kaiser Manuel trug ihm aus freien Stücken ein Freundschaftsbündniß an und nannte sich ihm zu Liebe nicht mehr römischer Kaiser, sondern Kaiser von Neu-Rom. Kurz, Friedrich kannte während seiner ganzen Regierung keinen ehrenvolleren Ruhm und keine höhere Lust, als dem römischen Kaiserthum wieder durch eigene Thatkraft den alten Glanz zurückzuerobern."

Mit dem mächtigen Aufschwung des politischen Lebens in Deutschland unter der langen und kampfreichen Regierung des größten Hohenstaufen hängt innig zusammen ein neues Aufleben der Reichsgeschichte. Otto von Freising, Radewin, Otto von St. Blasien bezeichnen den Höhepunkt mittelalterlicher Historiographie, Mittelpunkt ihrer Geschichtswerke ist der Kaiser. Die Entwicklung der übrigen Wissenschaften hielt damit nicht gleichen Schritt; freier und reicher blühten sie

auf in den romanischen Ländern, Denker und Lehrer wie Bernhard und Abälard hat das staufische Deutschland nicht aufzuweisen. Dagegen fällt in das Zeitalter Friedrichs die Blüthezeit der deutschen Dichtung. Die glänzende Entfaltung weltlicher Herrlichkeit am kaiserlichen Hofe, die Hochfluth religiöser Inbrunst und Begeisterung, die Aufschließung einer neuen Welt durch die Kreuzzüge, die Phantastik des Ritterthums, das lebhafte Bewußtsein nationaler Größe, alle diese Elemente ließen die Geister lebendig werden und brachen einer vollständigen Entfaltung des poetischen Lebens der Nation Bahn. War doch der „edel Stoufaere“ selbst eine poetische Gestalt, in der die Einheit des deutschen Volkes glänzend verkörpert war. Nur hinweisen dürfen wir auf die unbekannten Dichter, welche die altnationalen epischen Stoffe von den Nibelungen und von der Kudrune in neue Formen gossen, auf die herrlichen Anfänge höfischer Poesie mit ihrer tiefsinnigen Auffassung des Ritterwesens und ihrem ebenso sinnigen, wie glühenden Minnedienst. Getragen von religiöser Begeisterung und stolzem Nationalgefühl hob sich auch die Kunst. Das christliche Prinzip des Emporstrebens zum Himmel kam zur Herrschaft im gothischen Styl, der in Deutschland zwar nicht seine Geburtstätte hatte, aber seine schönsten Triumphe feierte. Eine freudige, von berechtigtem Selbstgefühl geschwellte Thätigkeit finden wir auch auf allen Gebieten des socialen Lebens. Gerade unter der Regierung Barbarossa's, die durch den Kampf mit der Kirche und mit den lombardischen Städten an die militärischen und finanziellen Kräfte des Reichs so hohe Anforderungen stellte, breitete sich die deutsche Cultur siegreich über die alten Grenzen aus, eroberte sich weite Strecken bisher slavischer Lande. Allerdings hat nicht Friedrich I. persönlich an diesen segensreichen Bestrebungen mitgearbeitet, sondern Heinrich der Löwe und Albrecht der Bär sind ihre hochverdienten Träger. Allein auch aus Friedrichs Kaiserpolitik

erwuchsen schöne Früchte. Man wird die Tausende beklagen, die auf den Römerzügen Barbarossa's in fremder Erde ihr Grab fanden, aber der deutsche Volksgeist gewann durch die Berührung mit italienischer Sitte und Bildung eine Fülle wohlthätiger Anregung. Nach dem Vorbild der lombardischen Communen nahm auch das deutsche Städtewesen mächtigen Aufschwung. Unter Friedrich I., der die von Heinrich IV. inaugurirte Politik mit Entschiedenheit fortführt, erringt neben Adel und Clerus auch das Volk höhere politische Bedeutung und kräftig entwickelt sich das deutsche Bürgerthum, das später in den Zeiten politischer Ohnmacht und Auflösung allein das beste Stück nationalen Lebens rettete.

Heinrich VI.

1190—1197.

„Ich grüße mit Gesang die Süße,
Die ich nicht meiden will und mag,
Der ich des Herzens frohe Grüße
Wohl bringen möchte jeden Tag.

Der irrt sich sehr, der es nicht glaubt,
Daß manchen Tag ich möcht' erleben,
Der ohne Krone säh' mein Haupt,
Wär' sie mir nur in Lieb' ergeben!"

Wenn wir, was eine Autorität, Jakob Grimm, vertheidigt, in Kaiser Heinrich den Sänger dieses Liedes zu erblicken haben, so müssen wir staunen ob des schroffen Gegensatzes, in dem sein kaiserliches Walten zu der hier ausgesprochenen elegischen Stimmung steht. Man wäre versucht zu glauben, daß in dieser Brust einst ein schönes Liebesleben geweckt und — zerstört wurde, daß erst der Fürst, der sich nicht in seinem Hause eine Welt bauen durfte, den Entschluß faßte, die ganze Welt als sein Haus zu besitzen. — Doch kehren wir auf den festen Boden geschichtlicher Thatsachen zurück! —

Heinrich, der Erstgeborne Friedrichs I., war, so schildert ihn sein jüngster Biograph Töche, von zartem Körperbau, seine Brust jedoch breit und hochgewölbt, das Gesicht mager, aber nicht unschön, die Stirn groß und edel, das Haar röthlichblond, der Bart nur spärlich. Von Leibesübungen liebte er namentlich die Falkenbeize, dagegen war er im Waffendienst und in der Kunst des Kriegswesens weniger geübt. Alle seine Zeitgenossen rühmen seine wissenschaftliche Bildung. Ein politischer Herrscher in gutem, wie in schlimmem Sinn, sah er im Recht nur einen Parasiten der Macht und in der Ehre nur die Buhlerin des Erfolgs. Was zum Ziele führte, hielt er auch für recht gethan, und als Ziel galt ihm nur Herrschaft. Ein treffendes Charakterbild entwirft ein geistesverwandter Gegner, der Grieche Niketas: „Man sah ihn immer in Sorge angespannt und jedem Genusse feind. Nur wie er eine Monarchie aufrichten und sich zum Herrn aller Reiche machen könne, beschäftigte ihn. Im Geiste dachte er an die Cäsaren Antonius und Augustus, er trachtete verlangend nach ihrem Reich und sprach beinahe wie Alexander: Dieses und Jenes, Alles ist mein! Bleich und gedankenvoll sah er aus. Da er erst spät Speise zu sich nahm und man ihn warnte, er möge zusehen, daß seine Gesundheit nicht Schaden leide, erwiderte er: Andre Menschen mögen zu Tisch sitzen, wenn es ihnen bequem ist, ein König aber, der seinen Namen nicht Lügen strafen will, muß zufrieden sein, wenn er Abends Zeit zur Erholung findet.“ Voll Ungeduld, der Dinge Lauf nach seinem Willen zu lenken, zog er die Furcht der Liebe vor. Unnöthige Großmuth verschmähte er, Milde war ihm fremd, doch war er bei Ritterschaft und Volk, die einen starken Herrscher nicht zu fürchten hatten, nicht unbeliebt.

Wie begründet aber sein Mißtrauen gegen die Fürsten war, zeigte sich sogleich nach seinem Regierungsantritt. Mit

der Absetzung Heinrichs des Löwen war nur die Krone des Baumes abgehauen, aber der Stamm nicht entwurzelt. Sobald der alte Kaiser den deutschen Boden verlassen hatte, kehrte Heinrich trotz seines Gelübdes, während der Kreuzfahrt des Kaisers den vaterländischen Boden zu meiden, nach Deutschland zurück, wo er mit dem jungen König leichtes Spiel zu haben wähnte. Die Fürsten und Städte, die ehedem gegen die Welfenmacht den Schutz des Kaisers angerufen hatten, wurden mit Fehde überzogen. König Heinrichs Stellung war ohnehin durch das Mißgeschick des Kreuzheeres in Syrien gefährdet, aber indem er den Muth des Glücklichen zeigte, erhaschte er das Glück. Ueberraschend schnell rückte er mit einem Reichsheer gegen Lübeck, und der Empörer mußte sich zu einem Vergleich verstehen, der den jungen König als Sieger erscheinen ließ.

Sofort brach er dann nach Italien auf, um seine eigenen Hausrechte zu vertheidigen. König Wilhelm II. war zu Palermo kinderlos gestorben; vertragsmäßig sollte nun das reiche Erbe an seine Muhme Constanze und ihren Gemahl Heinrich fallen. Sofort regte sich aber in Apulien und Sicilien nationale Opposition gegen die Fremdherrschaft. Ein illegitimer Sprößling des Königsstammes, der ritterliche Tankred, erhob Anspruch auf die Krone und wurde vom Papst bestätigt und unterstützt. Als Heinrich nach Italien kam, wußte er, ein Meister in allen diplomatischen Künsten, die Streitigkeiten der Städte mit Bischöfen und Fürsten so klug zu seinem Vortheil auszubeuten, daß er bei den ehemaligen Todfeinden des Imperiums nicht bloß Anerkennung, sondern auch kräftige Hilfe fand. Durch einen wenig ehrenvollen Vertrag, der die Stadt Tusculum den Römern preisgab, erlangte er auch am 14. April 1191 die Kaiserkrone. Jeden Widerstand mit schonungsloser Grausamkeit züchtigend, drang er bis Capua und Salerno vor; der Schrecken mit seinem Gorgonenhaupt zog

vor ihm her und sprengte die Thore der Städte und Burgen. Da brach bei der Belagerung von Neapel, wie einst vor den Mauern Roms, im kaiserlichen Lager die Pest aus und lichtete die Reihen der Belagerer. Heinrichs des Löwen gleichnamiger Sohn, der als Geißel den Kaiser begleitet hatte, entfloh in die alte Heimat, um auf's Neue, wenn die staufische Macht in Italien in den Staub fiele, das Welfenbanner aufzupflanzen. Um das Maß des Unheils voll zu machen, wurde die Kaiserin Constanze von den aufständischen Bürgern von Salerno gefangen genommen und an Tankred ausgeliefert. Sieglos mußte Heinrich den Rückzug nach Deutschland antreten. Hier hatte bereits Heinrich der Löwe, der, wie sein Gegner, den Erfolg höher schätzte als sein verpfändetes Wort, abermals eine Verschwörung angestiftet. Da sich Aussicht bot, das lästige Joch, das Kaiser Friedrich durch die Stärkung der kaiserlichen Gewalt den Fürsten auferlegt hatte, abzuschütteln, fand sein Aufruf bei Vielen bereitwillig Gehör. Noch höher stieg die Erbitterung gegen den jungen Kaiser, als einer seiner Gegner, Albert von Brabant, von deutschen Rittern in Rheims ermordet und der Kaiser als Urheber der Blutthat bezeichnet wurde. Ein furchtbarer Rachekrieg entbrannte am Niederrhein; die Verschworenen fanden auch Rückhalt an außerdeutschen Staaten, die ein übermächtiges Kaiserthum fürchteten. In diesem bangen Augenblick rettete den Kaiser ein glückliches Ereigniß, das den Arm seiner Gegner lähmte: der englische König Richard Löwenherz, der mächtige Bundesgenosse der Welfen, wurde auf der Rückkehr aus dem gelobten Lande in Wien gefangen genommen. Richard hatte sich bei jeder Gelegenheit als Feind des Kaisers und der Deutschen erwiesen; zuletzt noch bei der Eroberung von Akkon hatte er die Nation beschimpft, indem er die von Herzog Leopold von Oesterreich auf einem Thurm von Akkon aufgepflanzte Fahne herabwerfen ließ. Auf der Rückkehr

wurde er durch Sturm nach Görz verschlagen und sah sich gezwungen, den gefährlichen Landweg durch Oesterreich einzuschlagen. Zu Erdberg bei Wien wurde er erkannt, verhaftet und an Kaiser Heinrich ausgeliefert, der ihn in die Burg Trifels bringen ließ, unbekümmert um den Schrei der Entrüstung, daß er es wage, einen freien König, einen Streiter Christi festzuhalten. In ihm besaß er ja die werthvollste Geißel, einen Vortheil, den er klug und glücklich ausbeutete. Da Richard befürchten mußte, an seinen erbitterten Feind, König Philipp von Frankreich ausgeliefert zu werden, bot er selbst Alles auf, um die befreundeten aufständischen Fürsten zur Unterwerfung zu bewegen. Mit Unrecht werden von englischen Historikern diese Vorgänge so dargestellt, als ob das Verhalten Heinrichs gegen den Gefangenen nur auf Geldgier und Krämersinn zurückzuführen wäre. Es war ein Akt der Nothwehr und Richard hatte nur zu büßen, was er durch Unterstützung der deutschen Rebellen verschuldet hatte. Auch die Erklärung, wozu Heinrich den englischen König bei seiner Freigebung zwang, seine Krone als deutsches Lehen aus der Hand des Kaisers zu nehmen, darf nicht als Selbstüberhebung und Mißbrauch der Gewalt verurtheilt werden, denn Heinrichs Gebot erklärt sich aus der Idee kaiserlicher Oberhoheit und Allgewalt, die in der Anschauung der Zeit wurzelte.

Daß aber Heinrich solchen Gedanken überhaupt nachhängen konnte, beweist, welcher Umschwung sich zu seinen Gunsten vollzogen hatte. Durch das reiche englische Lösegeld war er in Stand gesetzt, mit Söldnerschaaren den letzten Widerstand seiner Feinde zu brechen. Zum Drittenmal beugte Herzog Heinrich das Knie. Durch eine Hochzeit sollte der Familienstreit ausgeglichen werden, wie er mit einer Hochzeit begonnen hatte. Der junge Welfe Heinrich und Agnes, die Tochter des Pfalzgrafen Konrad, des nächsten Verwandten

des Kaisers, hatten einen aufrichtigen Herzensbund geschlossen, — ein seltener Lichtblick in jener Zeit, da fürstliche Ehen nur als Haupt- und Staatsactionen galten! — und endlich den Widerstand des Kaisers und des Herzogs überwunden.

Jetzt konnte Heinrich an Wiedereroberung seines sicilischen Reichs denken. Tankred war gestorben und seine Wittwe Sibylla konnte die Ansprüche ihres Sohnes Wilhelm nicht gegen die unbändige Sippe der Barone, geschweige gegen die Heeresmacht des Kaisers vertheidigen, der im Mai 1194 zum zweitenmal auf italienischen Boden trat. Bald stand der junge Herrscher, dem selbst in Haupt und Brust ein Feuermeer gährte, am Fuß des Aetna, bald wehte das kaiserliche Banner von den Zinnen Palermo's. Hier wurde dem glücklichen Sieger am 26. Dezember 1194 ein Sohn geboren, der zum Zeichen seines doppelten Erbrechts und Herrscherberufs die Namen des deutschen und des normannischen Großvaters, Friedrich Roger, erhielt.

An die Geburt dieses langersehnten Leibeserben knüpften sich weitaussehende Entwürfe des Vaters. Das deutsche Reich hatte seit seiner Gründung am schwersten durch innere Wirren gelitten und an sein Elend eine Kraft vergeudet, womit es die Christenheit hätte beherrschen können. Den Quell des Unheils sah Heinrich in der Wählbarkeit des Königs. Ein Wahlreich sei stets der weite Tummelplatz der Leidenschaften, denn wer den König wähle, betrachte ihn auch gern als sein Geschöpf, und überdies sei immer dem Papst die Möglichkeit gegeben, sich als listigen Friedensstifter aufzudringen; Bürgschaft für Deutschlands künftiges Glück dagegen sei die Erblichkeit des Kaiserthrons. Demgemäß that Heinrich sofort nach seiner Rückkehr einleitende Schritte. Es gelang wirklich, die einflußreichsten Fürsten des Reichs für diese Umgestaltung des deutschen Staatsrechts zu gewinnen, allein Erzbischof Adolf von Köln erhob mit andren Kirchenfürsten Opposition.

Ihren Widerstand hoffte Heinrich am leichtesten mit Hilfe des Papstes zu brechen und diese war für ihn gerade damals leicht zu erreichen. Da auch der dritte Kreuzzug an der Zersplitterung der Kräfte und an der Planlosigkeit und Selbstsucht der Kreuzfahrer gescheitert war, rief die Curie unermüdlich Fürsten und Völker zu einem neuen Unternehmen auf. Diese Idee ergriff jetzt Heinrich mit ganzer Seele: alle Kräfte des Abendlands wollte er in seiner gewaltigen Hand zusammenfassen und damit nicht etwa bloß die Scholle Palästina, sondern alles Land vom Nil bis zum Tigris an sich reißen und die Einheit des römischen Reichs wiederherstellen.

Am Charfreitag 1195 nahm der Kaiser aus den Händen des Bischofs von Sutri das Kreuz. Er gedachte nicht durch blinden Ungestüm zu siegen; um des Erfolgs sicher zu sein, knüpfte er schon von der Heimat aus ein Netz diplomatischer Fäden im Morgenland an. Schon hatte Fürst Boemund von Antiochia den Lehenseid geleistet, Leo von Armenien eine Erklärung abgegeben, daß er sich fortan „Von Gottes und des römischen Reiches Gnaden König" nennen wolle, schon hatte König Amalrich von Cypern sein Reich unter deutsche Hoheit gestellt, — schon waren also die Schlüssel des Morgenlandes in des Kaisers Händen. Ein Unternehmen bereitete sich vor, das, wenn man die Fülle der Kräfte, die Einheit und Umsicht der Leitung, die Großartigkeit des Ziels in's Auge faßt, bisher nicht seines Gleichen hatte und eine neue Epoche der Weltgeschichte anzukündigen schien. Inzwischen vergaß Heinrich über dem Fernliegenden nicht die nächste Aufgabe, sondern bediente sich des aus allen Ländern zusammenströmenden Kreuzheeres zur Unterwerfung von Unteritalien. Der Ruhm tapfrer Thaten wurde durch unmenschliche Grausamkeit befleckt. Der Schrecken sollte seine Herrschaft befestigen, jeder Widerstand gegen die

„Pilger“ wurde in Blut und Brand erstickt. Anders freilich als wir urtheilten die Zeitgenossen über solche Schonungslosigkeit. Der Cleriker Ansbert findet die Energie des Kaisers bewundernswerth und Abt Arnold von Lübeck sieht in den massenhaften Hinrichtungen in Apulien nur „gerechte Rache“. Der Anblick der durch Nichts und Niemand eingedämmten Machtfülle des Kaisers wirkte auf die Zeitgenossen berauschend, nur ein armer Minnesinger aus Perigord, Cairol, spottete über den Herrn, der gegen den Himmel Bolzen abschieße, die ihm auf die eigene Mütze zurückfallen würden.

Wie rasch wurde das Wort des Spötters wahr! Auf der Höhe des Sieges ereilte den Kaiser, der erst zweiunddreißig Jahre zählte, ein finstres Geschick. Ein Fieber, das er sich auf der Jagd in den Bergschluchten bei Messina zugezogen hatte, brachte ihm den Tod am 28. September 1197. „Er hat die Deutschen wieder groß und gefürchtet gemacht bei allen Völkern,“ ruft der Mönch Otto von St. Blasien aus, „und sicher hätte er bei längerem Leben des Reiches alten Glanz wieder heraufgeführt, — in alle Ewigkeit soll sein Tod beklagt werden.“

Philipp
1198—1208
und
Otto IV.
1198—1212.

Nur für das Heute galten die Triumphe der Hohenstaufen: dies offenbarte sich am deutlichsten bei Heinrichs VI. Tod, denn ein einziger Tag änderte die ganze Lage. Alle Kräfte, die des Kaisers mächtiger Wille zusammengehalten und sich dienstbar gemacht hatte, suchten jetzt wieder ihre eigenen Bahnen. Erloschen war die Gefahr für die Selbständigkeit der abendländischen Staaten, des byzantinischen Reichs, der ägyptischen Macht. In dem langen Kampfe zwischen Kirche und Staat, der schon beinahe zu Gunsten des Kaiserthums entschieden war, fiel nun, als hätten Friedrich und Heinrich nur für ihre Gegner gearbeitet, ein leichter Sieg dem Papstthum zu. Dem deutschen Volke ersparte der plötzliche Tod Heinrichs VI. das blendende Unglück einer Weltherrschaft, aber dafür ward der Jammer des Bürgerkrieges sein Loos. Ausgeschlossen von den hohen Zielen, die ihm Heinrich gesteckt hatte, verzehrte sich die überströmende Kraft und Thatenlust der Nation in

inneren Kämpfen. Das bleiche Gespenst des Hungers zog hinter den Rotten der Krieger einher, Städte und Dörfer sanken in Asche, nur ein Gewerbe blühte, der Raub, denn es gab keinen Damm für die wild hereinfluthende Zügellosigkeit des Faustrechts. Italien, das eben noch so vollständig unterworfen schien, war gleichsam über Nacht dem Reich verloren. Die Wittwe Heinrichs, Constanze, trug kein Bedenken, offen zu zeigen, daß sie sich als Enkelin der Hauteville, nicht als Hohenstaufin fühle, sie verbannte alle Deutschen von ihrem Hofe. Nie war die Sache des Kaiserthums so gefährdet — und Erbe des kaiserlichen Namens war ein dreijähriger Knabe. Auch bei den Anhängern des staufischen Hauses machte sich deshalb immer entschiedener die Ueberzeugung geltend, in solcher Zeit sei es unmöglich, die Rechte eines Kindes zu wahren, und Philipp, der letzte von den fünf Söhnen, die noch vor kaum zwanzig Jahren lebensfroh den Kaiser Barbarossa umgeben hatten, müsse selbst die Krone tragen. Ihm trat aber als gefährlicher Nebenbuhler entgegen der zweite Sohn Heinrichs des Löwen, Otto, der Neffe König Richards von England, der sofort allen Fürsten für Begünstigung seines Neffen den reichsten Lohn in Aussicht stellte. So kam es zu zwiespältiger Wahl. Zu Arnstadt wurde im März 1198 Philipp als König ausgerufen, einen Monat später Otto auf einer Fürstenversammlung zu Köln. So loderte der alte Familienstreit, der nach Heinrichs des Löwen Tod erloschen, auf's Neue in hellen Flammen auf. Wo zwei Könige herrschen wollen, herrscht keiner. „O weh dir, deutschem Lande," klagt der patriotische Sänger Walther von der Vogelweide, „Wie ziemet dir die Schande, Daß selbst die Mücke hat ein Haupt, Doch du der Ehren bist beraubt!"

Die Nebenbuhler waren sich unähnlich in Temperament, Sitte und Neigungen. Otto glich an kühnem Muth, aber auch an leidenschaftlicher Heftigkeit und Fehdelust ganz seinem

Oheim Richard. „Ein Mann von hoher Gestalt in vollkommenstem Ebenmaß, mit fröhlichem Antlitz und wohllautender Stimme," sagt eine Chronik von Tours. Walther tadelt seine Kargheit: „Wär' er so milt als lank, Er hette tugende vil besezzen." Am Hofe Richards hatte er sich ganz in englische Sitte eingelebt und war so recht der Vertreter normannisch-englischen Ritterthums. Philipp dagegen, der anfänglich zum Geistlichen bestimmt und für diesen Beruf erzogen war, wird als ein leutseliger, freundlicher Herr von milder Gesinnung geschildert, ein Freund der Wissenschaft und der heimischen Dichtkunst. Als König erwies er sich nicht schwach und unkriegerisch, suchte aber doch lieber durch klug geleitete Unterhandlung als durch Waffengewalt zum Ziele zu gelangen. Gold, Güter und Versprechungen vertheilten beide Könige mit freigebiger Hand, und es macht einen beklemmenden Eindruck, zu sehen, wie fast aller Fürsten Parteistellung nur durch äußere Vortheile bedingt war. Das nordwestliche Deutschland, wo der englische Einfluß besonders wirksam war, stand auf Seite Otto's, im Süden und Nordosten begünstigte man Philipp; dieser hatte zahlreicheren Anhang, jener aber fand dafür reichen Ersatz in den günstigen Beziehungen zu England und zum römischen Stuhl.

Die Tiara trug Innocenz III., ein Herrscher von altrömischer Kraft und List, der das Programm Alexanders III.: Befreiung Roms und Italiens von kaiserlicher Hoheit und Gründung eines großen Bundes aller christlichen Staaten unter der Leitung der Curie! wieder aufnahm und mächtig förderte. Der Streit der Könige leistete den besten Vorschub. Beide bemühten sich, ihre Sache durch einen schiedsrichterlichen Spruch des Papstes zu befestigen. Innocenz zögerte lange mit der Entscheidung. Erst als der Krieg in Deutschland zu Gunsten des Staufers auszugehen schien und damit die Gefahr herantrat, daß Philipp den Plan seines Vor-

gängers in's Leben rufe und die Krone in seinem Hause erblich mache, trat die Curie offen auf Seite des Welfen. In Rundschreiben an die deutschen Fürsten wurde dargelegt, warum Philipp, der seinen Neffen meineidig um die Krone betrogen habe, verworfen, Otto dagegen, der einem Geschlechte entstamme, das stets fromme Gesinnung an den Tag gelegt habe, anerkannt werden müsse. In der Kathedrale zu Köln verkündigte ein päpstlicher Legat für König Otto den Segen, für Philipp den Fluch der Kirche. Allein der deutsche Clerus war über solche Einmischung des Papstes in innere deutsche Verhältnisse höchst ungehalten. Ein scharfer Protest gegen die päpstliche Bulle wurde sogar von Anhängern Otto's unterzeichnet. Nur Wenige wurden des Kirchenbanns wegen der staufischen Partei untreu, dagegen machte der trotzig hochfahrende Sinn Otto's, ein Erbe seines Vaters, viele Anhänger abspenstig. Zuletzt fielen fast alle von ihm ab und huldigten dem Staufer unter der Bedingung, daß er wegen der bei der früheren Wahl vorgefallenen Unregelmäßigkeiten nochmals die Königsweihe vollziehen lasse. Dies geschah zu Aachen am 6. Jäner 1205. Ohnmächtig mußte sich Otto mit wenigen Getreuen in die Stadt Köln zurückziehen, bis auch diese den Widerstand gegen den Staufer aufgab. Nun floh er nach England und erhielt von seinem Oheim, König Johann, reiche Subsidiengelder. Bei seiner Rückkehr fand er aber die Lage so verändert, daß gar nichts mehr für ihn zu hoffen war. Denn auch sein letzter Bundesgenosse war ihm verloren, der Papst stand in reger Correspondenz mit Philipp und ihre Aussöhnung war nur noch eine Frage der Zeit. In Rom war man dazu um so mehr bereit, weil man das böse Beispiel nicht länger dauern lassen wollte, daß sich der Kirche zum Trotz ein gebannter Kaiser auf dem Thron behaupten könne. Da rief abermals ein Tag einen gänzlichen Umschwung der Lage hervor. Am 21. Juni 1208

wurde zu Bamberg die Hochzeit Herzog Otto's von Meran mit einer Nichte Philipp's gefeiert. Nach dem Mahl zog sich der König in die Schlafkammer zurück, da stürzte plötzlich Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, ein Brudersſohn jenes tapferen Feldhauptmanns unter Friedrich Barbaroſſa, ein heißblütiger, jähzorniger Mann, mit entblößtem Schwert in's Gemach. Der König verbat sich den Scherz, aber Otto drang mit den Worten: „Ein Scherz ist's wahrlich nicht!" auf ihn ein und stieß ihm das Schwert in den Hals. Leblos stürzte Philipp zu Boden. Der hinzuspringende Truchseß wurde ebenfalls verwundet, der Bischof von Speier versteckte sich, ungehindert floh der Mörder aus Gemach und Stadt; zugleich mit ihm suchten der Bischof von Bamberg und sein Bruder Markgraf Heinrich von Andechs das Weite. Den Anlaß zur blutigen That konnten sich die Zeitgenossen nicht recht erklären, wir kennen ihn. Man wußte damals nur, daß König Philipp einst die Hand seiner Tochter Beatrix dem Pfalzgrafen zugesagt hatte und offenbar zögerte, sein Versprechen zu erfüllen. Wir wissen aber aus den Verhandlungen Philipp's mit dem Papste, daß er eben diese Tochter schon dem Neffen des Papstes zur Ehe versprochen hatte. Im Zorn über die erfahrene Zurücksetzung griff Pfalzgraf Otto zum Schwert. Die Flucht des Bischofs und seines Bruders könnte allerdings den Verdacht wecken, daß diese um das Vorhaben des Pfalzgrafen gewußt, daß also bei dem Complott auch politische Gründe mitgespielt hätten, aber es läßt sich schlechterdings nicht absehen, was die Andechser durch den Tod Philipp's hätten gewinnen können.

„Eine in Deutschland unter Deutschen unerhörte That ist geschehen!" schrieb ein Mönch von Salmansweiler in diesem Jahr in seiner Chronik nieder, „ein König ist ermordet worden, ich weiß nicht, welchen Namen ich diesem Frevel geben soll. Die Sonne ist untergegangen und es ist Nacht geworden!

Wehe mir, daß ich erleben mußte, was bisher nur in den wilden Mären der barbarischen Vorzeit erzählt wurde!"

„Gewalt siegt ob!" klagt auch Walther von der Vogelweide, und der Weheruf war gar wohl gerechtfertigt, denn mit dem König schien auch das Gesetz gestorben. Wilde Anarchie wucherte im ganzen Reich, Auflösung und Untergang waren unvermeidlich, wenn nicht rasch wieder dem lockeren Gefüge der Glieder ein Haupt gegeben wurde. Die staufische Partei konnte auch jetzt nicht daran denken, den im fernen Süden weilenden Knaben auf den Schild zu heben, denn die aus den Fugen gerissene Zeit forderte einen Mann. Da lag der Gedanke einer Verständigung mit dem Welfen nahe, und je eher man sich für ihn erklärte, desto größere Vortheile konnte jeder Einzelne für sich erbeuten. Am 22. September 1208 wurde Otto von Sachsen und Thüringern zu Halberstadt gewählt; die übrigen Fürsten schlossen sich diesem Votum um so bereitwilliger an, da auch Innocenz, seinen Vortheil wahrend, einen Aufruf erließ: Der Tod Philipp's war ein Gottesurtheil, es hat für Otto entschieden, ihn wollen wir anerkennen und erheben!

Zu Frankfurt wurden auf einem vollzählig besuchten Reichstag dem Neugewählten die Reichskleinodien übergeben. Der Welfe, der einst nach Kaiser Friedrichs Spruch mit dem Vater aus Deutschland fliehen mußte, saß jetzt auf dem Königsthron, und zu seinen Füßen flehte die Enkelin seines Richters, die Tochter Philipp's, Beatrix, um Schutz für sich und Strafe für den Mörder ihres Vaters. Pfalzgraf Otto wurde geächtet und sein Vetter Herzog Ludwig von Baiern vollstreckte das Urtheil. Bei Regensburg fiel der vervehmte Flüchtling in die Hände seiner Verfolger und wurde erschlagen; dagegen erwirkten seine angeblichen oder wirklichen Mitschuldigen später Freisprechung von Schuld und Strafe.

Jetzt rüstete Otto zur Romfahrt, um die Kaiserkrone

zu gewinnen. Als Freund des Papstes wurde er in Italien ehrenvoll aufgenommen, die Fürsten leisteten Huldigung und einige Städte zahlten freiwillig die seit dem Tode Heinrichs VI. rückständigen Steuern und Gefälle. Am 4. Oktober 1210 fand in Rom die Kaiserkrönung Statt. Je fester aber Otto seine Herrschaft in Italien begründete, desto mißtrauischer wurde der Papst. Die Verstimmung ging in Feindschaft über, als Otto sich in den Städten, die zum Hausgut der Gräfin Mathilde gehörten, huldigen ließ. Mit Unmuth sah Innocenz, wie sein Geschöpf sich gegen den Schöpfer erhebe. Otto hatte sich als Gegenkönig Philipp's der Curie gegenüber in Verbindlichkeiten eingelassen, deren Erfüllung, wie er jetzt einsah, nichts Andres bedeutete als Verletzung seiner Kaiserpflicht. Sein Stolz bäumte sich auf gegen die Anmaßung der Curie, die ihm vorhielt, daß er nur mit ihrer Hilfe König geworden. Er erwiderte den Hohn mit einem Hinweis auf jenen Umschlag der römischen Politik zu Gunsten des glücklicheren Nebenbuhlers Philipp; damit habe die Mutter Kirche allen Anspruch auf Gehorsam und Willfährigkeit verwirkt. Nicht die Guelfen, die päpstlich gesinnte Partei, begünstigte der deutsche Welfe, sondern die Ghibellinen, die das Reich als höchste und unabhängige Macht betrachteten, und Innocenz konnte den Bibelspruch auf sich anwenden: „Es reut mich, daß ich den Menschen gemacht habe!" Auf erneute Vorstellungen antwortete Otto lakonisch, in geistlichen Dingen gedenke er das Hirtenamt des römischen Bischofs nicht zu beeinträchtigen, in weltlichen aber stehe dem Kaiser allein die Entscheidung zu und er gedenke mit allen seinen Kräften dem Kaiserthum die gebührende Achtung wieder zu erobern. Die Drohung, den jungen Hohenstaufen Friedrich zum Schutz der Kirche aufzurufen, hatte nur zur Folge, daß Otto dem Pflegesohn des Papstes auch sein sicilisch-apulisches Reich zu entreißen suchte. Da traf die Nachricht im kaiserlichen Lager

ein, daß der Papst, mit Samuel sich vergleichend, der den König Saul um seiner Sünden willen verwarf, über Otto, den „ungetreuen Sohn der Kirche" den Bann verhängt und die deutschen Fürsten ihres Treueeides entbunden habe. Otto lachte über den „kalten Wetterschlag", aber bald sollte er seine Wirkung kennen lernen. Einige Kirchenfürsten, die früher am eifrigsten für Otto's Erhebung gewirkt hatten, erklärten sich jetzt für den vom Papste ausersehenen „David", und namentlich in Schwaben wurde das Verlangen rege, dem letzten Sprossen des angestammten Fürstenhauses zum Erbe der Väter zu verhelfen. Gegen Ende des Jahres 1211 gaben diese Gegner Otto's zu Nürnberg eine Erklärung ab, sie könnten einem gebannten Kaiser nicht ferner gehorchen, und wählten den Sohn Heinrichs VI. zum König. Damit war das Zeichen zum Ausbruch neuen Bürgerkriegs gegeben. Auch durch die Rückkehr Otto's nach Deutschland wurde das Anwachsen der staufischen Partei nicht gehindert. Vergebens vollzog Otto, um sich in ihren Reihen Anhang zu sichern, die Verbindung mit Beatrix, der Tochter Philipp's, und feierte zu Nordhausen ein glänzendes Hochzeitsfest. Schon wenige Tage später starb die Neuvermählte, wie ein Gerücht ging, vergiftet von einer verlassenen Geliebten des Kaisers. Man erblickte in diesem Verhängniß Gottes Finger und glaubte, der Herr selbst vollstrecke den Fluch seiner Kirche. Von diesem Augenblick an traf Schlag auf Schlag sein Haupt. Im Herbst 1212 erschien plötzlich der „apulische Knabe", von wenigen Rittern begleitet, vor Konstanz, während sich gerade auch Otto von Ueberlingen aus der Stadt näherte. Da kam Bischof Konrad vor das Thor, wehrte dem Gebannten den Zutritt und übergab die Schlüssel dem Hohenstaufen. Dieser an sich unbedeutende Erfolg entschied das Schicksal des Reichs. Der Name Hohenstaufe schaffte ihm ein Heer und der Ruf, der Anfangs nur schwach von den Alpenhöhen niedertönte, rollte

bald wie Donner durch die deutschen Lande. In allen Gauen fand der Jüngling begeisterten Empfang, Alles jubelte dem Fürsten zu, an dessen Namen sich so glorreiche Erinnerungen knüpften. Auch Otto's eifrigste Anhänger vergaßen die beschworene Treue und fanden sich in Frankfurt ein, wo Friedrich am 6. Dezember 1212 einstimmig zum König gewählt wurde.

Friedrich II.

1212—1250.

Der Sohn Heinrichs VI. und der normannischen Constanze war zu Jesi in der Mark Ankona am 26. Dezember 1194 geboren. Seine Jugend war freudlos und düster. Den Vater verlor er, ehe er ihn kennen lernte, die Mutter starb bald darauf und damit trat der Knabe, obwohl zum König von Sicilien gekrönt, in eine Schule bitterer Lebenserfahrung. Die Großen des Landes schonten ihn nur, um in seinem Namen kecker freveln zu können, und auch die Uebernahme der Vormundschaft durch Papst Innocenz III. hinderte nicht, daß der König Siciliens wiederholt in Dürftigkeit und Lebensgefahr gerieth und ein Spielball der Parteien blieb, die in seinem Reiche um die Herrschaft stritten. So wuchs er mitten in wilder Verwirrung einsam auf. Leicht läßt sich begreifen, wie aus solchen Verhältnissen Frühreife des Verstandes und Menschenkenntniß, aber auch Mißtrauen und Egoismus erwuchsen. Unter der Leitung des Cardinals Gregor von San Galgano legte er den Grund zu jenem ausgebreiteten Wissen, das die Bewunderung des Morgen- und Abendlandes erregte. Er war des Lateinischen und Griechischen, Französischen und

Italienischen, sogar des Arabischen mächtig. Besondre Vorliebe wandte er den damals in Europa noch mit banger Scheu betrachteten Studien des Morgenlandes zu, welche die Wunder des Weltbaues aufzuschließen und die Ordnungen der Körper und Kräfte aufzuklären versprachen. Als ein „mächtiger Geist, der Jegliches auf Erden umfaßt bis zu den wechsellosen Sternen", als „Wunder der Welt" galt er ebenso den gelehrten Doktoren des weltlichen und göttlichen Rechts zu Bologna, wie den talmuderfahrenen Juden in Salamanca und den scharfsinnigen Logikern Arabiens.

Auf seine Dankbarkeit bauend, sprach Innocenz 1208 den erst vierzehnjährigen „Pflegesohn der Kirche" mündig. Schon im nächsten Jahr vermählte sich der Jüngling mit Constanze von Arragonien. Schon bedrohte der Angriff Otto's IV. seine Hauptstadt, als die bekannten Ereignisse den Welfen zur Rückkehr nach Deutschland zwangen. Daß nun gerade der Enkel Barbarossa's als Gegenkönig aufgestellt wurde, scheint anfänglich nicht von Innocenz veranlaßt worden zu sein. Der Papst mochte gerechtes Bedenken hegen, ein Geschlecht, das fünfzig Jahre lang mit der Kirche Krieg geführt hatte, wieder auf den Kaiserthron zu erheben. Dessenungeachtet sah er sich dazu gezwungen, denn nur vom Hohenstaufen konnte man erwarten, daß er den mächtigen Kaiser verdränge. Ueberdies knüpfte Innocenz seine Einwilligung an hochgeschraubte Bedingungen, wodurch namentlich der Vereinigung Siciliens mit dem Reich, die den in der Mitte liegenden Kirchenstaat ernst gefährden mußte, vorgebeugt werden sollte.

Wie ein Abenteurer, ohne Mannschaft und ohne Geld, zog der junge Friedrich aus, um die Krone zu gewinnen, die einst seine Ahnen schmückte. Jugendlich schöne Erscheinung und gewinnende Sitte trugen nicht wenig zum Gelingen des

Planes bei. Auch das Bündniß, das er mit Philipp von Frankreich gegen die verbündeten Welfen und Plantagenets schloß, förderte seine Sache.

Otto wollte zuerst den Bundesgenossen Friedrichs mit englischer Hilfe demüthigen; nach siegreicher Heimkehr, hoffte er, werde sich Deutschland ohne Schwertstreich vom „Pfaffenkaiser" wieder abwenden. Dadurch überlieferte er aber gerade das Reich seinem Nebenbuhler, denn die französische Ritterschaft erfocht bei Bouvines am 27. Juli 1214 einen glänzenden Sieg. Der deutsche Heerwagen lag zertrümmert auf der Wahlstatt, der Reichsadler fiel in die Hände der Feinde, Otto selbst rettete sich nur durch rasche Flucht. Diese Niederlage entschied den Streit um die Krone. Otto starb verlassen und unbeachtet 1218 auf der Harzburg. Friedrich dagegen hielt im Juli 1215 in der Krönungsstadt Aachen, die am längsten dem gestürzten Kaiser treu geblieben war, feierlichen Einzug und wurde durch einen päpstlichen Legaten gesalbt und gekrönt. Die Uebertragung der Gebeine des großen Karl in einen neuen, prachtvollen Sarg, wobei Friedrich selbst die Nägel einschlug, bildete den feierlichen Schluß der Krönung. Bei diesem Anlaß gab Friedrich das voreilige Versprechen eines Kreuzzugs, das sich in der Folge als lästige Kette erwies. Auch die Zusage, das sicilische Reich nicht mit dem Kaiserreich in Verbindung bringen zu wollen, ließ sich, wenn nicht Italien überhaupt aufgegeben werden wollte, im vollen Umfang nicht erfüllen. Friedrich ernannte zwar anfänglich seinen Sohn Heinrich zum König von Sicilien, berief ihn aber bald nach Deutschland und suchte selbst in dem gänzlich zerrütteten Erbreich die Souveränetät des Staates wieder herzustellen. Denn gerade Italien und speciell Unteritalien war zur Basis seiner geplanten Unternehmungen ausersehen. In Italien geboren und erzogen, fühlte er sich auch als Italiener, während er das waldbedeckte Deutschland mit seinem langen Winter,

seinen herben Weinen und seiner rauhen Sprache nicht liebte und nur für seine Herrschaft in Rechnung brachte. Gerade innigste Verbindung Italiens mit Deutschland und Beherrschung des ganzen Kaiserreiches vom süditalienischen Erbreich aus war der leitende Gedanke seiner Politik. Wenn päpstliche Legaten oder deutsche Räthe darauf hinwiesen, daß die Verbindung Apuliens mit dem deutschen Reich bei dem schroffen Gegensatz germanischen und romanischen Wesens wider die Natur sei, erwiderte er: um die Natur zu zwingen, genüge männlich festes Wollen. Solche Politik war aber gleichbedeutend mit einer Kriegserklärung an das Papstthum und trieb auch die um ihre Privilegien besorgten Lombarden zur Erneuung des Bündnisses mit Rom. Durch geschmeidiges Verhalten gegen die Curie, namentlich durch Unterstützung in ihrem Kampf gegen die Ketzerei erlangte Friedrich noch die Zustimmung zur Kaiserkrönung, die am 22. Novbr. 1221 in St. Peter vollzogen wurde. Bald aber mußte man in Rom die Hoffnung, einen gefügigen Vasallen erzogen und erhoben zu haben, aufgeben. Trotz aller Mahnungen trat er den Kreuzzug nicht an; in den Augen des Papstes war der zerrüttete Zustand Siciliens keine Entschuldigung. Als eine von deutschen Fürsten unternommene Heerfahrt gegen Aegypten mit schimpflicher Niederlage der Christen endete, schob man die Hauptschuld auf die Saumseligkeit des Kaisers. Man fing an, vorwurfsvoll darauf hinzuweisen, daß er ein Freund morgenländischer Sitte und Cultur und sogar mit Sultanen des Morgenlandes in regem Verkehr stehe, und endete damit, ihn als fanatischen Gottesleugner und Feind des Christenthums zu brandmarken. Wahr ist an diesen Beschuldigungen nur, daß er die Kreuzzugsidee ausschließlich von politischem Standpunkt aus betrachtete. Vor Allem wollte er als selbständiger Herrscher im Morgenland auftreten, nicht als Diener und Werkzeug der Hierarchie. Politisches Interesse verfolgte

er auch bei seiner zweiten Heirath mit Isabella, der einzigen Tochter des Königs von Jerusalem. Dadurch gewann er erwünschte Aussicht auf dauernden Besitz dieses Reichs, denn gleich allen Hohenstaufen war auch er für weitsehende Entwürfe überaus empfänglich. Die feindselige Haltung des Lombardenbundes machte ihm jedoch vorläufig unmöglich, Italien zu verlassen, und daraus nahm Gregor IX., der, obwohl ein hochbetagter Greis, mit jugendlichem Ungestüm die Pläne Innocenz' III. zu verwirklichen strebte, Anlaß zu offenem Bruch. Er sprach über den Kaiser wegen Nichterfüllung seines frommen Gelübdes den Bann aus. Natürlich griff auch Friedrich zu Repressalien gegen die „unersättliche Blutsaugerin Roma" und forderte in Sendschreiben alle europäischen Fürsten zur Vernichtung der unerhörten Tyrannei auf. Gleichwohl aber, um der Welt darzuthun, daß es ihm mit seinem frommen Gelübde Ernst war, und um den päpstlichen Stuhl in die mißliche Lage zu bringen, ein Unternehmen zu verbieten und zu verhindern, das bisher als verdienstvollste That eines Christen angesehen wurde, brachte Friedrich den vorbereiteten Kreuzzug zur Ausführung. Im Juni 1228 brach er nach dem Orient auf. Cypern wurde eingenommen und als wichtiger Stützpunkt des Welthandels in einen deutschen Lehensstaat umgewandelt. In Akkon wurde er mit Jubel empfangen, die Tempelherrn und Johanniter küßten ihm nach Landessitte die Kniee, aber, wie Freidank singt:

„Er war nu kommen in ein lant,
Da Gott noch Mann nie triuwe fant!"

Die Ritterorden wollten in Wahrheit keinem Herrn dienen als dem eigenen Interesse und das Schwert für Christi Sache nur ziehen, wenn Geld und Gut sich dabei erwerben ließ. Ihre Intriguen lähmten von vornherein Friedrichs Unternehmen, bei jedem Schritt stieß er auf unerwartete Hinder-

nisse. Auch der römische Stuhl verschärfte sogar noch den Bann, weil ein mit dem Fluch der Kirche Beladener sich nicht zum Streiter Christi aufwerfen dürfe. Minoriten predigten in diesem Sinne im heiligen Lande, und mit Freuden erklärten sich die Fürsten und Ritter bereit, dem höheren Herrn zu gehorchen. Dessenungeachtet mißlang ihre Absicht, den Kreuzzug scheitern zu machen. Durch Vertrag mit dem Sultan Kamel von Aegypten, den er durch freundschaftliches und würdevolles Entgegenkommen gewann, gelangte Friedrich in den Besitz von Jerusalem. Mit eigner Hand setzte er sich in der hl. Grabkirche die Krone auf's Haupt. Unmittelbar darauf aber belegte der Patriarch die heiligen Orte mit dem Interdikt. Der kluge Vertrag wurde als Abfall von der Sache Christi dargestellt, die Krönung des Gebannten als Gotteslästerung. Ja, Papst Gregor ließ sogar das Kreuz gegen ihn predigen und ein Heer, durch Truppen der lombardischen Liga verstärkt, in Apulien einrücken. Indem er aber selbst zu irdischen Waffen griff, gab er auch seinem Gegner das Recht, ihn mit dem Schwert zu bekämpfen, und da blieb der Sieg nicht lange zweifelhaft. Nach Italien zurückgekehrt, trieb Friedrich die päpstlichen Schlüsselsoldaten rasch zu Paaren und drängte den Papst so in die Enge, daß gegen Waffenstillstand Lösung vom Bann bewilligt wurde. Nun concentrirte Friedrich seine ganze Thätigkeit auf Ordnung seiner italienischen Erblande, die eine umfassende Gesetzgebung erhielten. Im stolzen Gefühl seines Herrscherberufs suchte er überall das monarchische Princip über die widerstrebenden Elemente zu erheben, aber sein Trachten scheiterte an den Ideen der Zeit. Bald zerfiel die Curie wieder mit ihm und segnete die Waffen seiner Gegner. In Oberitalien ging aus schweren Kämpfen die republikanische Städtefreiheit hervor, in Deutschland bildete sich die Fürstenherrschaft immer fester zur Landeshoheit der einzelnen Staaten aus,

die als letzte Consequenz Auflösung alles Königthums nach sich ziehen mußte. Das Ringen all dieser verschiedenartigen Kräfte ließ aber ein reiches, weltgeschichtlich bedeutungsvolles Leben sich entfalten, so daß die Regierung Friedrichs II. für eingehendes Studium höchstes Interesse bietet.

Wie von Heinrich IV. wird auch von Friedrich II. meist in übertreibenden Superlativen gesprochen. In Guelfismus befangene Historiker schilderten ihn als zweiten Julian Apostata, als erbitterten Feind Deutschlands, als grausamen orientalischen Despoten. Diese gehässigen Hyperbeln sind sammt und sonders zu verwerfen. Er hat seine Anhänglichkeit an die Kirche nie verleugnet, wenn er sich auch Uebergriffen der Hierarchie widersetzte. An dem großen materiellen und geistigen Aufschwung Deutschlands, der in seine Zeit fällt, hat er allerdings keinen Antheil, aber es findet sich auch keine Spur, daß er die deutsche Nationalität untergraben wollte. Von Widersprüchen sind freilich sein Charakter und seine Regierung nicht ganz frei. Während er seinen Hof mit orientalischem Gepränge umgab und sogar einen Harem von schönen Saraceninnen anlegte, brachte er zu Marburg den Reliquien der hl. Elisabeth seine Huldigung dar und schmückte ihr Haupt mit goldener Krone. Während er selbst Befriedigung nicht im Glauben allein fand, sondern das Recht freier Forschung für sich in Anspruch nahm, lieh er unbedenklich seinen Arm zur Vollstreckung kirchlicher Strafurtheile gegen Ketzer. Manche Widersprüche werden sich aus Anschauungen und Anforderungen der Zeit erklären lassen, aber nicht alle. Ja, Friedrich selbst soll das bedeutsame Wort gesprochen haben: „Wer darf im Leben scheinen, was er ist?“

An Heinrichs IV. Schicksale erinnert in Friedrichs II. Geschichte auch der Streit zwischen Vater und Sohn. Auch am Stamm der Hohenstaufen trieb ein wildes Reis. Schon 1222 wurde Friedrichs unmündiger Sohn Heinrich zu Aachen ge-

krönt; in seinem Namen führte klug und gerecht Erzbischof Engelbrecht von Köln das Regiment. Da dieser aber bald von seinem Vetter ermordet wurde, verlor der junge König allzufrüh den Berather, dessen er bei seinem Temperament dringend bedurft hätte. Jede Willensregung steigerte sich in ihm zur Leidenschaft, Energie zu Starrsinn. „Heinrich wollte wohl selbständig die Reichsgeschäfte versehen," sagt ein Mönch von Trier, „er übte die königliche Macht aus, aber er führte ein gar unkönigliches Leben." Im Verkehr mit Minnesingern und Jagdgenossen ergab er sich einem leichtsinnigen Leben voll sinnlicher Lust, während in allen Theilen Deutschlands Fehde und Aufruhr loderten. „Es ging her wie in Israel, da es keinen König gab, sondern jeglicher that, was ihm gefiel." Da der durch Verschiedenheit der Erziehung, Lebenswege und Interessen geschaffene Gegensatz zwischen Vater und Sohn immer schroffer hervortrat und Friedrich Anordnungen seines Stellvertreters mißbilligte und widerrief, empörte sich dieser und verband sich mit den Lombarden gegen den Vater und Kaiser. Er sah sich aber in der Hoffnung, auch den Papst seinen Wünschen gefügig zu sehen, betrogen, Gregor sprach sogar über den unnatürlichen Absalon den Bann aus. Als Kaiser Friedrich nach Deutschland kam, mußte Heinrich, von seinen Schmeichlern in der Gefahr verlassen, die Gnade des Vaters anrufen. Er wurde als Gefangener nach Apulien abgeführt, wo er bald darauf durch einen Sturz vom Pferde verunglückte. Friedrich selbst feierte zum drittenmal Hochzeit mit der nämlichen königlichen Jungfrau, die vordem dem jungen Heinrich zugedacht war, Isabella von England. Seit dem Fest von 1184 hatte man nicht glänzenderes Gepränge gesehen. Vier Könige, eilf Herzoge, dreißig Markgrafen, Prälaten und Fürsten in großer Zahl waren Gäste des Kaisers, und fahrende Sänger, Tänzer und Pantomimen ergötzten die buntbewegte Menge. Nach dem

Hochzeitsfest wurde ein Reichstag abgehalten, der vor Allem Aufrichtung eines dauerhaften Landfriedens bezweckte.

Nachdem dadurch die Einigkeit zwischen Kaiser und Fürsten auch äußerlich zum Bewußtsein gebracht war, zog er, um die Lombarden für ihr Bündniß mit Heinrich zu strafen, auf der alten Kaiserstraße über die Alpen. In offener Feldschlacht bei Cortenuova 1237 errangen die Deutschen glänzenden Sieg. In stolzem Ton wurde der Welt das glückliche Ereigniß verkündet; nach Rom schickte der Kaiser den erbeuteten Fahnenwagen, damit er nach alter Imperatorensitte auf dem Capitol aufgestellt werde. Die Mailänder wollten sich aber auch jetzt nicht beugen und rüsteten zum letzten Verzweiflungskampf. Friedrich stand damals auf der Höhe seiner Macht. Die Ghibellinen Italiens schaarten sich vertrauensvoll um ihn, sein zweiter Sohn Konrad führte ihm die Blüthe des deutschen und burgundischen Adels zu, Thomas von Acerra brachte aus Apulien und Sicilien Hilfsmannschaft und Schätze. Gewaltiger denn je war die kaiserliche Macht emporgewachsen, der Reichstag zu Verona 1238 bezeichnet ihren Zenith, — schon das nächste Jahr brachte Niederlage, Bann, Abfall der Freunde, Triumph der Feinde. An den Mauern der festen Stadt Brescia scheiterten Muth und Kriegskunst der kaiserlichen Truppen. Sofort regten sich auch anderwärts die alten Gegner des Kaiserthums. Papst Gregor, durch die Uebertragung Sardiniens, worauf der päpstliche Stuhl Hoheitsrechte beanspruchte, an den natürlichen Sohn Friedrichs, Enzio, gereizt, verband sich mit den Lombarden und schleuderte wieder auf des Kaisers Haupt den Kirchenbann. Heftiger denn je entbrannte der Streit zwischen Kaiser und Papst; in beiden Lagern griff man zu den schärfsten und verwerflichsten Waffen. Die Doppelherrschaft des Thrones und des Altars verwirre die Zeit, erklärte der Kaiser, und wenn die Päpste nicht davon abstehen wollten, ihr Gebot dem weltlichen

Gesetz voranzustellen, so müsse der Altar zertrümmert werden! Die Curie aber bezeichnete offen als Ziel nicht Unterwerfung des Kaisers, sondern Untergang des hohenstaufischen Hauses. Aufgefordert vom Papst wählten mehrere geistliche Fürsten ohne Mitwirkung eines einzigen weltlichen Reichsfürsten 1246 einen Gegenkönig, Heinrich Raspe, den berüchtigten Landgrafen von Thüringen, der die heilige Elisabeth mißhandelte und ihren Sohn vergiftet haben soll. Er mußte aber vom Papst erst mit klingender Münze dazu bewogen werden, die Wahl anzunehmen. Nur durch Bestechung gelang es ihm, bei Frankfurt König Konrad zu besiegen. Sein Triumph währte aber nicht lange, denn Herzog Otto von Baiern, ein entschiedener Parteigänger der staufischen Dynastie, schlug ihn bei Ulm und Heinrich starb in Folge einer hier erlittenen Verwundung schon 1247 auf der Wartburg. An seine Stelle berief die päpstliche Partei den noch nicht zwanzigjährigen Grafen Wilhelm von Holland, der jedoch nur mit nachgemachten Reichsinsignien gekrönt werden konnte und geringen Anhang fand.

Schon stand Friedrich, dessen Thatkraft mit der Gefahr zu wachsen schien, im Begriffe, nach Deutschland zu leichtem Kampf mit seinen Widersachern und dann nach Lyon zu ziehen, um sich auf dem dort tagenden Concil gegen die päpstlichen Beschuldigungen zu vertheidigen, als wieder, wie so oft in der Geschichte der Hohenstaufen, eine überraschende, tragische Wendung eintrat. Die kleine Stadt Parma behauptete sich gegen alle Stürme der kaiserlichen Truppen, ja während der Abwesenheit des zur Jagd ausgezogenen kaiserlichen Feldherrn wurde sein Lager überfallen, sein Heer zersprengt und vernichtet. Ein krüppelhafter Bettler erbeutete die kaiserliche Krone; mit Spottliedern führten die siegreichen Bürger den Gekrönten in ihre Stadt. Dieser Unfall schädigte schwer das kaiserliche Ansehen. Nie hatte bisher so furchtbar der Par-

teienkampf diesseits und jenseits der Alpen gewüthet. Gegen das „verworfene Geschlecht“ der Hohenstaufen wurde das Kreuz gepredigt wie gegen die Seldschucken. Durch Verrath rings umdrängt, nahm Friedrich zu grausamer Strenge seine Zuflucht: es war ein Kampf auf Leben und Tod, der die schlimmsten Leidenschaften entfesselte. Keine Tücke des Schicksals blieb ihm erspart. In einer unglücklichen Schlacht bei Modena gerieth sein Lieblingssohn Enzio, schön und tapfer und hochgefeiert von den ghibellinischen Dichtern, in die Gefangenschaft der Bolognesen. Trotz aller Versprechungen und Drohungen konnte Friedrich seine Auslieferung nicht erlangen. Eine nicht minder schwere Schicksalsprobe hatte er zu bestehen, als sein Kanzler und einflußreichster Rathgeber, „die Hälfte seiner Seele“, wie er ihn selbst nannte, Petrus von Vinea, wie es hieß, vom Papst erkauft, der Mitschuld an einem Complott gegen des Kaisers Leben überführt wurde und durch Selbstmord im Kerker endete. „Wehe mir! wenn meine Eingeweide gegen mich wüthen!“ klagte Friedrich, „wem kann ich noch vertrauen, wie kann ich irgendwo sicher, wie jemals noch froh sein!“ Dem von allen Seiten einstürmenden Schicksal zum Trotz führte er aber mit bewundernswerther Energie den Kampf in Italien fort, keinen Augenblick zeigte er Anwandlung von Schwäche. Lange genug, ließ er dem Papst verkünden, sei er Amboß gewesen, jetzt wolle er wieder Hammer werden.

Mit großer Kriegsmacht rückte er gegen den Kirchenstaat, die Demüthigung des Papstes schien unvermeidlich, da starb der Kaiser an einer ruhrartigen Krankheit am 13. Dezember 1250 auf dem Schloß Fiorentino bei Luceria. Es war ihm einst geweissagt worden, er würde unter Blumen sterben, weßhalb er Florenz stets sorgfältig gemieden hatte; aber auch die Burg, wo er seinen Geist aushauchte, führte den Namen von Blüthen und Blumen. Nicht nach Deutschland, sondern

in sein sicilisches Königreich wurde nach den Bestimmungen des Testaments seine Leiche gebracht. In der Kathedrale zu Palermo, die in einem gerade für Friedrichs II. Epoche charakteristischen, aus römischen, normannischen und arabischen Elementen zusammengesetzten Stil erbaut ist, ruht er in mächtigem Porphyrsarkophag.

Konrad IV.

1250—1254

und

Wilhelm von Holland

1250—1256.

Auch mit Friedrichs II. Tod erlosch noch nicht der unheilvolle Kampf zwischen Guelfen und Ghibellinen. Da Konrad das Erbe seines Vaters antrat, fuhr Innocenz IV. fort, ihn mit geistlichen und weltlichen Waffen zu verfolgen. Dessenungeachtet blieben gerade die angesehensten deutschen Fürsten auf seiner Seite; insbesondere sein Schwiegervater, Herzog Otto von Baiern, war ihm eine kräftige Stütze. Obwohl nun aber sein Halbbruder, der ritterliche Manfredi, Sicilien mit Kühnheit und Glück gegen die Curie und innere Feinde behauptete, beschloß Konrad, Deutschland zu verlassen und Süditalien zum Stützpunkt seiner Unternehmungen zu machen. Die erste Begegnung der Brüder war eine herzliche, allein das gute Einvernehmen blieb nicht lange ungestört, denn es fehlte nicht an inneren Gegensätzen. Manfredi war durch Geburt und Erziehung Italiener und seine Landsleute hingen deßhalb an ihm mit Bewun-

derung und Hingebung; Konrad dagegen war ein Deutscher und blieb auch während seines Aufenthalts in Italien von Deutschen umgeben. „War es zu erwarten," sagt Winckelmann, „daß die beiden Naturen, welche der Vater in sich vereint hatte, in den beiden Brüdern sich zum Wohl des ganzen Reichs zusammenfinden würden?" Konrad allein stammte aus fürstlichem Blut und war nicht so hochsinnig, daß er diesen Vorzug, das Gewicht seiner königlichen Ueberlegenheit den Bruder nicht hätte fühlen lassen. Manfredi war jedoch nicht nur zum Herrscher geboren, sondern wußte sich auch selbst zu beherrschen. Dessenungeachtet blieb der Bruder mißtrauisch und sein wenig weltmännisches Auftreten schwächte die ghibellinische Partei. Wiederholte Versuche, den Streit zwischen König und Papst durch friedlichen Ausgleich zu schlichten, führten nicht zum Ziel. Wie dieser Streit auch jetzt noch geführt wurde, beweist die vom römischen Stuhl erhobene gänzlich unbegründete Beschuldigung, Konrad habe seinen Neffen Friedrich ermorden lassen.

Am Gründonnerstag 1254 wurde über Konrad neuerdings der Bann ausgesprochen. Dieser aber schickte sich an, mit einem auserlesenen Heere zunächst in den Kirchenstaat einzubrechen, um dann in Oberitalien und Deutschland sein Königthum zu befestigen und der Schattenherrschaft Wilhelms ein Ende zu setzen. Mit stolzen Worten gibt er dies seinen Freunden in Oberitalien kund, fügt aber, wie von trüber Ahnung erfaßt, hinzu: „wenn nicht die göttliche Allmacht durch irgend ein unerwartetes Ereigniß meine Fortschritte hemmen wird." Diese Ahnung erfüllte sich. Das Lagerleben in der Glühhitze Süditaliens, das so vielen Deutschen den Tod brachte, wurde auch ihm verderblich; ein Fieber raffte ihn rasch hinweg „in den Anfängen seines Triumphes", am 21. Mai 1254. Der nationale Gegensatz zwischen den Völkern, deren Kronen er trug, ohne zum wirklichen Besitz der Herrschaft

zu gelangen, zeigt sich auch noch in den Urtheilen über den letzten der staufischen Könige; während italienische Geschichtschreiber seine Gewaltthätigkeit tadeln, rühmt ihn Hermann von Niederaltaich als strengen und gerechten Richter.

Wilhelm von Holland hatte zwar durch seine Vermählung mit Elisabeth, der Tochter Herzog Otto's von Braunschweig, seine Stellung in Norddeutschland einigermaßen befestigt, aber königliches Ansehen genoß er weder vor, noch nach dem Tode Konrads IV. Zwar öffnete sich ihm die Burg Trifels, wo die Reichsinsignien verwahrt waren, er konnte sich jetzt mit Karls des Großen Krone schmücken und schrieb in lächerlicher Ueberhebung an den Abt von Egmont, im oberen Deutschland sei Alles so begierig, ihn als Herrn zu begrüßen, wie eine Mutter, ihren einzigen Sohn wieder zu sehen, der ihr durch den Tod entrissen war. Wie wenig stimmt aber zu diesem prahlerischen Worte das naive Bekenntniß einer Chronik, die Städte seien, da nichts mehr von königlichem Schutze zu hoffen, gezwungen gewesen, unter sich selbst einen Landfrieden aufzurichten. Des Königs Gemahlin wurde von einem Ritterlein gefangen genommen und nur gegen hohes Lösegeld ausgeliefert. Dem König selbst wurde in Neuß das Haus, das er bewohnte, über dem Kopfe angezündet. Von den angeseheneren Reichsfürsten besuchte außer einigen Bischöfen kein einziger die von ihm ausgeschriebenen Hoftage. Sogar der römische Stuhl, der den Schattenkönig auf den Thron erhoben hatte, gab sich keine Mühe, ihn in Achtung zu setzen, da ja die allgemeine Auflösung des Reichs ohnehin jede Gefahr für das kirchliche Regiment schwinden ließ. Zuletzt mischte sich Wilhelm in den Kampf der nordwestdeutschen Fürstenmacht gegen das freie Volksthum der Friesen. Auf einem Feldzug in ihr Marschland wurde er am 28. Jänner 1256 erschlagen.

Interregnum.

1256—1273.

Als Wilhelm ein so trauriges und unwürdiges Ende fand, tauchte zwar da und dort der Wunsch, ja sogar der Vorschlag auf, den jungen Sohn Konrads IV., Konradin, zum Könige zu erheben. Allein schon die Stellung des staufischen Hauses zur römischen Curie ließ diese Idee unausführbar erscheinen und die Fürsten gaben sie um so bereitwilliger auf, da sich ein reicher Bewerber um die Krone fand, der die Erfüllung seines Wunsches auf's Freigebigste mit gutem Golde lohnte, Graf Richard von Cromwell, Bruder des englischen Königs Heinrich III. Freilich war er ein Fremder auf deutschem Boden, aber diese Thatsache ließ die hohen Kaufsummen, wozu England sich erbot, nicht weniger begehrenswerth erscheinen. Denn wie ein Geschäft wurde die Wahl betrieben; der Erzbischof von Köln erhielt 12000, die beiden Herzoge von Baiern je 9000, die übrigen für Richard gewonnenen Wahlfürsten je 8000 Mark Silber. Die Krone war so hoch im Kurs gestiegen, weil sich noch ein andrer Bewerber meldete, ebenfalls ein Fremder, König Alfons von Castilien. Auch ihm gelang es, einige wahlberechtigte Fürsten durch Bestechung auf seine Seite zu ziehen. So kam es 1257 zu einer Doppelwahl, die vor aller Welt den Verfall und die Entwürdigung

des deutschen Reichs enthüllte. Zu wahrhaft königlicher Stellung gelangte keiner von Beiden. Richard kam zwar zur Krönung nach Deutschland und versuchte sich allgemeinere Anerkennung zu verschaffen, aber sein Ansehen ging zu Ende mit seiner Kasse. Die trockene Bemerkung einer Chronik, König Richard sei wegen Mangels an weiteren Geldmitteln zur Rückkehr nach England genöthigt gewesen, trifft den Kernpunkt richtig, wenn auch noch andere politische Gründe, namentlich der Streit zwischen Krone und Parlament in London, zur Heimkehr bewogen. Alfons betrat den deutschen Boden überhaupt nicht. Die Fürsten achteten nicht auf die von ihnen aufgestellten Strohmänner und sorgten ungestört für Feststellung ihrer Landeshoheit und, wo es die Schwäche des Nachbars zuließ, für Vermehrung ihres Besitzes. Die Ritterschaft ergab sich dem Stegreif, so daß sich die Städte zu kräftiger Selbsthilfe aufraffen und zu Schutz und Trutz verbünden mußten. So wuchs am Rhein der Rheinische Städtebund, an der Nordsee die Hansa auf, die nicht bloß große politische Bedeutung gewannen, sondern auch die innere Entwicklung des deutschen Städtewesens mächtig förderten.

Dies ist aber auch der einzige Lichtblick in „der kaiserlosen, der schrecklichen Zeit!“ Das Schicksal der Hohenstaufen erfüllte sich rasch. Manfredi fällt in der Schlacht bei Benevent, auch den Königssohn Konradin schlägt der Schützling des Papstes, Karl von Anjou, bei Scurcola, und mit dem Tode des armen Jünglings auf dem Schaffot erlischt ein großer Völkertag!

Es beginnt die Zeit der Epigonen voll Krämersinn und Arglist, die Kleinen drängen sich in den Vordergrund, sogar der Selbstsucht fehlt es an großartigem Schwung. Das Schwert bleibt auch jetzt nicht in der Scheide, allein der Kampf gilt nicht mehr der Größe und Ehre des Reichs, sondern dem Raub der Fetzen des alten Kaiserpurpurs.

Rudolf I.

1273—1291.

An der raschfluthenden Aar auf dem Wülpelsberg stand im elften Jahrhundert die „Habsburg", eigentlich Habichtsburg, die einem Grafengeschlecht den Namen gab, das schon ein Jahrhundert später im Besitz des Landgrafenamts im Elsaß und großer Güter im Aargau und Elsaß erscheint. Albrecht IV., durch seine Gemahlin Hedwig von Kyburg mit Friedrich II. verwandt, fand als Kreuzfahrer 1240 den Tod in Syrien. Sein Sohn Rudolf war in jungen Jahren ein fehdelustiger Herr, der oft die Stadt Basel, die Grafen von Toggenburg und andre Nachbarn überzog und offenbar darnach strebte, ein arrondirtes Fürstenthum zu begründen. In Schwaben und im Elsaß genoß er großes Ansehen und wurde häufig zum Schiedsrichter in Fürstenprozessen berufen. „In dem ganzen Wesen und Charakter Rudolfs," so schildert ihn Ottokar Lorenz hauptsächlich nach der Kolmarer Chronik, „spiegelt sich praktische Denkungsweise ab. Er hatte sein fünfundfünfzigstes Lebensjahr bereits überschritten, als er zum Könige gewählt wurde. Seine auffallende persönliche Erscheinung ist oft genug geschildert worden. Er war sehr groß (die Kolmarer

Chronik spricht von sieben Schuh, — aber nach welchem Maß? Die erhaltenen mittelalterlichen Harnische sind so kurz und schmal, daß wir die in den Quellen so häufig wiederkehrende Hervorhebung der Körpergröße der Fürsten und Ritter mit Vorsicht aufnehmen müssen!) und schlank, wenige Haare bedeckten den Scheitel, womit die geläufige Vorstellung contrastirt, aber sein feines Gesicht, sein stechender Blick und die gewaltige Adlernase machten ihn jedermann kenntlich; in seiner Kleidung schlicht, trug er stets ein einfaches Wams und wurde darum sehr gerühmt, zuweilen wohl auch als geizig verschrieen. Doch wußte er auch zu glänzen, als später es galt, die königliche Würde zu zeigen, und es ist nicht uninteressant zu lesen, daß er für die Zusammenkunft mit dem Papst Gregor große Vorbereitungen treffen ließ und 900 Mark für die Kleider des Hofstaats verausgabte. In Schwaben war er wohl einer der populärsten Männer der damaligen Zeit. Von keinem Könige, außer von seinem Nachkommen und Nachbild, dem König Max, wußte man eine gleiche Masse von Anekdoten zu erzählen. Im Kriege kann man sich vor seinen Listen und trefflichen Vorkehrungen kaum genug schützen; bald überfällt er den Feind unerwartet, wie den Herrn Ulrich von Regensberg auf ein verrätherisches Wort von dessen Hofnarren, bald weiß er die Besatzung der Schlösser durch verstellte Flucht oder durch täuschende Kleidung zur Oeffnung der Thore zu bringen. Alles, was er unternimmt, gelingt ihm. ‚Sitz fest, Herr Gott,‘ sagte der Bischof von Basel, ‚auf deinem Stuhl, daß dich der Graf von Habsburg nicht auch verdränge!‘ Er glaubte in dem besondern Schutz der heiligen Maria, die er vorzüglich verehrte, zu stehen, und es fehlt daher nicht an Nachrichten, welche die Wahl des Grafen der Einwirkung der Jungfrau Maria selbst zuschreiben. Jedenfalls aber hatte des Grafen frommer Sinn zuwege gebracht, daß man von ihm einstimmig rühmte, daß er bei seinen unaufhörlichen

Fehden die festlichen Zeiten niemals entweihte, daß er nicht friedbrüchig geworden, und daß er bei allen seinen Listen doch als Muster biederer Ritterlichkeit galt."

Seine Königswahl nach Richards Tod war vornehmlich das Werk des Erzbischofs Werner von Mainz, dem von den Fürsten eine Art Vollmacht, die Wahl zu leiten und zu lenken, übertragen worden war, unter Einfluß und Zustimmung der höchsten kirchlichen Macht. Wenn auch die bekannte Erzählung von dem Dienst frommer Ehrfurcht, die den Grafen am Ufer eines angeschwollenen Baches einen — später zum Erzbischof von Mainz erhobenen — Priester mit seinem Roß überführen ließ, nicht geschichtlich begründet ist, so sind doch damit ein vorherrschender Charakterzug des Grafen, sowie die wichtige Gunst der Kirche richtig bezeichnet. Treffend ist auch seine Stellung durch die Anekdote charakterisirt, er habe, als das Scepter bei dem Belehnungsakt fehlte, vom Altar ein Crucifix herabgenommen und gerufen: „Ich werde mich dieses vortrefflichsten Scepters gegen alle bedienen, die mir und dem Reich widersagen!" Irrthümlich dagegen hat sich die Vorstellung verbreitet, daß Rudolf durch seine Wahl überrascht worden wäre, denn schon drei Wochen vorher verlobte er zwei Töchter mit den Herzogen von Baiern und Sachsen in der ausgesprochenen Absicht, sich ihre Stimmen und Streitkräfte zu sichern. Auch seine übrigen Kinder vermählte er mit kluger Beachtung der Familieninteressen: schon der erste Kronenträger aus habsburgischem Geschlecht befolgt eine glückliche Familienpolitik, worauf später nach Vermehrung der Hausmacht durch die reichsten Länder Europa's der Spruch anspielte: „Mögen Andre Kriege führen, — du, glückliches Oesterreich, sinne auf Hochzeit!" Die Zutrauen weckende Art des neuen Königs, der am 24. Oktober 1273 zu Aachen gekrönt wurde, ließ ihn überraschend schnell Anerkennung auch da finden, wo man bisher schwankend oder indifferent geblieben

war. Nur einer der Reichsfürsten, seit langer Zeit der mächtigste von Allen, Ottokar von Böhmen, war nicht geneigt, dem „Schweizer-Ritter“ das Feld zu überlassen. Zwar läßt sich nicht nachweisen, daß die Krone ihm selbst angeboten und von ihm ausgeschlagen worden sei, allein es steht fest, daß er dieses Ziel hätte erreichen können, wenn es ihm lockend erschienen wäre. „Er war darin ein einziges Beispiel, daß er, wie noch kein deutscher Fürst vor ihm, eine so große Vereinigung von Ländern zusammengebracht hat, und wenn er noch am nächsten Heinrich dem Löwen vergleichbar war, so erschien dieser durch seinen kaiserlichen Herrn, den großen Friedrich, in Schatten gestellt, während jener in den weiten Kreisen des mittlern Europa's fast ohne Nebenbuhler und jedesfalls ohne Gleichen dastand: kein Wunder, daß er den Zeitgenossen imponirte, und daß noch zu der Zeit, da Dante dichtete, sein Ruhm den italienischen Sänger erfüllte.“ Später bildete sich eine falsche Vorstellung von ihm, man schilderte ihn als einen zweiten Boleslaw, als heimlichen Anhänger des alten czechischen Götterglaubens, wie ihn ja auch Pyrker in dem bekannten Gedicht Rudolfias von Alrunen und Zauberinnen umgeben und beschützt sein läßt. Die Zeitgenossen rühmen im Gegentheil seine Frömmigkeit und Hingebung an die Kirche. Er setzte auch zuerst auf den Papst die Hoffnung, daß ihm zu Liebe der „untaugliche Mensch, der sich mit dem Bettelsack auf dem Rücken zur Höhe des Kaiserthums hinaufschwingen wolle,“ zurückgewiesen werde. Als er sich darin getäuscht sah und von Rudolf gemahnt wurde, die österreichischen Lande, die er widerrechtlich während des Interregnums sich angeeignet habe, dem Reich zurückzugeben, entschloß er sich zum scheinbar mühelosen Waffengang. Durch Geschenke und Verheißungen gelang es aber Rudolf, ein Reichsheer aufzubieten; auch die wichtige Hilfe der Ungarn ließ ihn die Furcht vor dem Uebermächtigen erlangen. Nach dem Fall der Veste Kloster-

Neuburg bei Wien im November 1276 fügte sich Ottokar einem Schiedsspruch der Fürsten, wonach er auf die österreichischen Lande verzichten, Böhmen und Mähren aber als Reichslehen in Empfang nehmen sollte. Unter den gewöhnlichen Formalitäten wurde Ottokar im Lager vor Wien belehnt. Nach altem Herkommen empfing jeder Lehensträger die Fahne, die als Symbol des Lehens galt, knieend; spätere Erfindung aber ist die dramatisch effektvolle Erzählung, wonach Rudolf in dem Augenblick, da der Uebermüthige vor ihm kniete, die bis dahin geschlossenen Wände des Zeltes hätte aufschlagen lassen, um aller Welt das denkwürdige Schauspiel zu offenbaren. Auf Wahrheit mag vielleicht die Angabe der Kolmarer Chronik beruhen, daß er den in prächtigem Aufzug erscheinenden Böhmenfürsten in seinem schlichten grauen Wams empfing und zu seinen Freunden sagte: „Ottokar hat oft über meinen grauen Rock gespottet, jetzt mag dieser ihn beschämen!" Bald gestalteten sich jedoch die Beziehungen Rudolfs zu Böhmen wieder feindseliger. Vom Riesenschatten seines früheren Glücks getäuscht, erneute Ottokar den Widerstand und wurde in seiner Halsstarrigkeit bestärkt durch die Schwierigkeiten, die sich Rudolf in den österreichischen Landen entgegenstellten, als er sie seinen Söhnen zuwenden wollte. Rudolfs Lage war verzweifelt, denn seine Streitkräfte waren nicht entfernt der böhmischen Kriegsmacht ebenbürtig. Nur die musterhafte Führung Rudolfs und — sein gutes Glück retteten ihn vom Untergang. Bei Marcheck in Niederösterreich kam es am 26. August 1278 zur Schlacht. Der König selbst soll vorher Angesichts des Heeres die Aufforderung erlassen haben: wer ihm die Treue brechen wolle, möge ihn lieber allein tödten, um das Blut der Unschuldigen zu schonen. Aehnliche Züge voll dramatischen Reizes werden auch aus dem böhmischen Lager berichtet. Der Basler Bischof Heinrich stimmte bei den Königlichen begeistert ein Schlachtlied an: „Sand Marei, Mutter und Maid all

unsre Not sei Dir gechlaid!“ Von drüben erscholl es: „Hospodine Pomilvi!“ (Herr, erbarme Dich!) Böhmen, Mähren, Polen, Reußen, Schlesier, Meißner, Thüringer und Niederbaiern waren um Ottokar geschaart; im königlichen Heere standen Schwaben, Krainer, Kärnthner, Steyrer, Schweizer, Ungarn und Baiern aus dem Oberland. Die böhmische Stellung war fest, der Angriff mußte durch einen Sumpf unternommen werden. Lange Zeit wurde mit wechselndem Glück gestritten, bis plötzlich ein Graf von Hochberg das Reichsbanner ergriff und mit dem Geschrei: „Die Feinde fliehen!“ auf diese lossprengte. Die böhmischen Schlachtreihen wurden durchbrochen und aufgelöst, vergebens stürzte sich Ottokar selbst den Fliehenden entgegen, er konnte ihre Flucht nicht hemmen, — da suchte und fand er den Tod. Nach diesem heißen Tage erst konnte sich Rudolf als Herr der deutschen Lande betrachten und durfte sich gestatten, den Kampfpreis, Oesterreich mit seinen Nebenländern, seinen Söhnen Albrecht und Rudolf zu verleihen.

Der Sieg auf dem Marchfeld warf weithin hellen Schein und befestigte die Herrschaft des Habsburgers, der er selbst engere Grenzen zog als die Hohenstaufen. „Besser ist gut regieren, als das Reich erweitern!“ war sein Wahlspruch. Seinem nüchternen, praktischen Sinn widerstrebte es, höchsten Ruhm in der Unterwerfung Italiens zu erblicken. Er verglich das schöne Land mit der Höhle des Löwen, zu welcher die Fußstapfen wohl hinein, aber nimmer herausführten. Andauernd unterhandelte er zwar mit dem Papst wegen der Kaiserkrone, gelobte auch einen Kreuzzug, ging überhaupt dem römischen Stuhl gegenüber in seiner Nachgiebigkeit so weit, daß ihm der Vorwurf der Schwäche nicht erspart blieb, aber er ging nie aus einer temperisirenden Haltung heraus und seine Zugeständnisse beschränkten sich größtentheils auf Rechte, die er faktisch zu behaupten doch nicht im Stande gewesen wäre.

Nur eine Mehrung des Reichs lag ihm am Herzen. Da das südwestliche Deutschland die Wiege seiner Macht war, lag der Gedanke nahe, das dem Reich fast gänzlich entfremdete Burgund wieder zu gewinnen. Um diese Erwerbung vorzubereiten, führte er häufig Fehde mit benachbarten Fürsten und Städten. Große Kriegsthaten wurden dabei nicht vollbracht, aber stets bewährte sich der König als tapferer und kluger Führer und als der beste Kamerad seiner Krieger, der wohl auch einmal sein Wams mit eigener Hand ausbesserte und eine aus dem Acker gezogene Rübe als leckeres Mahl pries. In einem hitzigen Treffen bei Murten wurde er umzingelt und sein Pferd ihm unter dem Leibe erstochen, — da sprang er in voller Rüstung in den See und vertheidigte sich hier so lange gegen viele Verfolger, bis ihm von den Seinen Rettung gebracht wurde. Dauernden Erfolg hatten seine Kriegszüge nicht; nach dem Tode seines Lieblingssohnes Hartmann, dem er das burgundische Königreich zugedacht hatte, gab er den Plan auf.

Dagegen hat ihm Deutschland eine segensreiche That zu verdanken, die in gewissem Sinne als Grundlage der neuen Zeit bezeichnet werden kann. Kein deutscher Herrscher vor und nach ihm — auch hier ist Maximilian I. vielleicht auszunehmen, — hat dem Landfrieden so eifrige und beharrliche Sorge zugewandt. Ueberall im Reich wurden Landfriedensgebote erlassen, die den ewigen Raubkriegen und Verwüstungszügen der Reichsstände unter sich, wie dem Raubunwesen der adeligen Wegelagerer an Strom und Landstraße steuern sollten, und mit Aufwand aller Kräfte wurde auch auf Beachtung der Gebote gedrungen. Rudolf selbst zerstörte eine Menge Raubburgen und ließ sich Aufstellung von tüchtigen, unbescholtenen Landvögten und Friedensrichtern angelegen sein. Diese Einführung der Macht des Gesetzes zu Sicherung von Person und Eigenthum war unerläßliche

Vorbedingung höherer geistiger Entwicklung, also ein Grundstein des neuen gesellschaftlichen Gebäudes, wie sich auch sonst namentlich auf staatsrechtlichem Gebiet die Züge einer neuen Zeit unter der Regierung Rudolfs fester und bestimmter ausprägen.

Um dem Reiche verderbliche Thronwirren zu ersparen und seinem Hause die glücklich errungene Größe zu sichern, suchte er durchzusetzen, daß schon bei seinen Lebzeiten sein Sohn Albrecht zum Nachfolger gewählt werde. Ein Reichstag zu Frankfurt im Mai 1291 sollte diesen Wunsch zur Reife bringen. Kurfürst Gerhard von Mainz aber, von der Absicht geleitet, seinen Vetter Adolf von Nassau seinerzeit als Bewerber auszuspielen, wußte die Fürsten gegen Rudolfs Lieblingsplan einzunehmen und die Sache zerschlug sich. Verstimmt verließ Rudolf Frankfurt. In Germersheim mußte er Halt machen, da er, ein hochbetagter Greis, seine Kräfte schwinden fühlte. Auch das Lebensende des populären Königs verklärt eine rührende Sage. Er saß mit seiner Tochter Agnes am Brettspiel, als ihn der Arzt auf die gefährliche Abnahme seiner Kräfte aufmerksam machte. Da rief der heitere Greis unerschrocken: „Wohlan, auf nach Speier zur Königsgruft!" In feierlichem Zug wallten er und seine Getreuen nach Speier, wo er am 15. Juli 1291 verschied und im Münster neben König Philipp eine Ruhestätte fand.

Adolf von Nassau.

1292—1298.

Wenn auch die Bemühungen Rudolfs, seinem Sohne die Nachfolge zu sichern, gescheitert waren, so rechnete Albrecht doch im Bewußtsein seiner hervorragenden Stellung im Reiche mit Sicherheit auf die Krone und hatte sich bereits der Reichsinsignien auf der Burg Trifels bemächtigt. Er mochte hoffen, durch entschlossenes kriegerisches Auftreten, durch die Furcht vor einem Kampfe um die Krone die Stimmen der einflußreichsten Fürsten auf sich zu lenken, und zog deßhalb mit großem Gefolge nach Frankfurt, wo in den ersten Tagen des Mai 1292 die Wahl stattfinden sollte. Allein die Würfel fielen nicht zu seinen Gunsten. Die rheinischen geistlichen Fürsten glaubten ihre Privatvortheile besser zu wahren, wenn sie einem machtlosen Bewerber, der auf ihre Unterstützung angewiesen wäre, den Vorzug gaben. Einen solchen glaubten sie zu finden in Graf Adolf von Nassau, für dessen Erhebung sein Vetter Erzbischof Gerhard von Mainz unermüdlich thätig war. Da Adolf mit Versprechungen, deren Erfüllung in Wahrheit das Reichsregiment in die Hände der geistlichen Herren geliefert hätte, nicht kargte, kam der Handel

zu Stande. Am 5. Mai 1292 wurde Adolf gewählt. Man wußte von dem neuen König, dessen Besitz sich auf die Herrschaften Idstein und Weilburg beschränkte, nicht viel mehr, als daß er ein tapferer, unerschrockener Ritter sei, der seiner beschränkten Verhältnisse wegen schon mehreren Herren als Burgmann gedient hatte. Daß er aber doch mehr als ein tüchtiger Haudegen war, beweist die kluge Art, wie er seinen mächtigen Nebenbuhler, der, ohne den neuen König zu begrüßen, von Frankfurt abgezogen war, trotz weitverzweigter Familienverbindungen zu isoliren verstand. Namentlich an Böhmen und an den vorher ganz in's habsburgische Familieninteresse gezogenen bairischen Herzogen fand er eine Stütze, freilich nur durch Auslieferung und Verpfändung der wichtigsten Reichsgüter und Regalien. Albrecht sah sich zur Unterwerfung gezwungen, lieferte die Reichskleinodien aus und empfing seine Lehen von Adolf. Eine Versöhnung war nicht erreicht und nicht beabsichtigt. „Zwischen einem Habsburger und dem deutschen König einer fremden Dynastie," sagt Ottokar Lorenz, „gab es keinen Bund und keine Verständigung; man mag Schachzüge finden, wo die habsburgische Politik zeitweises Stillschweigen, scheinbares Unterwerfen für gerathen hielt, aber die Macht, die Rudolf von Habsburg geschaffen, kannte fortan kein untergeordnetes Verhältniß mehr an."

Während Adolf neue Freunde fand, verlor er die alten. Die geistlichen Fürsten sahen sich bald in der Erwartung, einen gefügigen Vollstrecker ihrer Wünsche auf dem Thron zu sehen, getäuscht. Er verschob, wo es möglich war, die Erfüllung der vor der Wahl gegebenen Versprechen und begünstigte neidische Nachbarn der Prälaten. Als er nun vollends in die Politik seines Vorgängers auch darin einlenkte, daß er als dauernde Errungenschaft seiner Regierung Schöpfung einer Hausmacht anstrebte und auf das in die Wirren eines Erbfolgestreits gerathene Thüringen seine Pläne richtete,

steigerte sich das Mißvergnügen seiner Wähler, so daß sie ihm fortan als festgeschlossene Opposition entgegentraten.

Um so weniger konnte er daran denken, die Hoheit des Reichs in Italien wieder aufzurichten. Er leistete zwar ebenso wenig wie Rudolf förmlich Verzicht, aber faktisch war der Zusammenhang beider Reiche so gut wie gelöst. Aber auch dem Papstthum, das über die Kaiser triumphirt hatte, war kein günstigeres Loos zugefallen. Zwei Menschenalter nach Innocenz III. saß auf dem römischen Stuhl Martin IV., nur ein Werkzeug Frankreichs, das allein aus dem Titanenkampf der beiden höchsten Gewalten den Vortheil zog. Das Uebergewicht Frankreichs bedrohte schon aufs Gefährlichste auch den äußeren Bestand des Nachbarreichs. Mit der zunehmenden Schwäche der Centralgewalt in dem von Heinrich I. und Otto I. gegründeten Reiche wuchs in den westlichen Territorien die Hinneigung zur französischen Herrschaft. In Flandern und Burgund ging ein Gebiet nach dem andern durch Verpfändung und Kauf oder auch durch einfache Wegnahme für Deutschland verloren. Dieser Gefahr suchte Adolf durch einen Bund mit England zu begegnen, aber es blieb auf Seite des Bundesgenossen bei ungenügenden Subsidienzahlungen und deßhalb auf Seite Adolfs bei geharnischten Erklärungen. Das englisch-deutsche Unternehmen war als gescheitert anzusehen, ehe es noch recht begonnen hatte. Leider ist die Vermuthung nahe gelegt, daß auch französisches Geld nicht bloß bei deutschen Fürsten, sondern sogar bei dem König erfolgreich wirkte. Das Reich mußte den Schaden tragen, die losgerissenen Gebiete blieben bei Frankreich. Die Einbuße des königlichen Ansehens nach Außen blieb naturgemäß nicht ohne Einfluß auf die inneren Verhältnisse. Der Conflict zwischen König Adolf und der Krone Frankreich hatte sofort zur Folge, daß Herzog Albrecht von Oesterreich mit dem Reichsfeind in Unterhandlungen trat. Ja, der Herzog scheint durch

die Hoffnung auf ausgiebige Hilfe gegen Adolf sogar in weitreichende Zugeständnisse eingewilligt zu haben. Wenigstens wird er von französischen Historikern als Urheber oder wenigstens erster Begünstiger der französischen Rheingrenzpolitik bezeichnet; er soll sich durch einen zu Vaucouleurs geschlossenen Vertrag verpflichtet haben, die Länder jenseits des Rheins an Frankreich zu überlassen. Zugleich suchte Albrecht auch im Reich neue Verbindungen anzuknüpfen und fand bereitwillig Gehör bei dem einflußreichen Gerhard von Mainz. Bei der Krönung des Böhmenkönigs Wenzel zu Prag vereinigten sich die Gegner Adolfs zu gemeinsamen Beschlüssen; bald trat eine Fürstenversammlung zu Wien zusammen, wo dem Plane Albrechts offen Rechnung getragen wurde. Jetzt berief Gerhard eine Kurfürstenversammlung, angeblich um den Streit zwischen König und Herzog zu schlichten. Allein ein Ausgleich war nicht mehr möglich, die Katastrophe unvermeidlich. Vergebens suchte Adolf seinen Gegner von Mainz abzuschneiden. Das Resultat der hier abgehaltenen Fürstenversammlung war die Absetzung Adolfs. Unter den von Gerhard veröffentlichten Gründen wird vor Allem betont, der Verurtheilte sei ein Feind der Kirche und des Clerus und habe die Mahnungen des Erzbischofs von Mainz unbeachtet gelassen. Nun mußten die Waffen entscheiden. Adolf war vermuthlich über die Stärke des Gegners nicht unterrichtet, denn er entschloß sich zum Angriff, obwohl Albrecht im oberen Primmthal durch Besetzung der Frauenabtei Rosenthal bei Göllheim eine sehr feste Stellung genommen hatte. Der Angriff auf das österreichische Lager im engen Thalkessel mußte für einen Gegner, dessen Hauptstärke in schwerer Reiterei bestand, verhängnißvoll werden. Am 2. Juli 1298 standen sich die Heere in Schlachtordnung gegenüber. In buntem Farbenspiel wehten über den Schaaren die Banner und Fähnlein, wie es in einem gleichzeitigen Gedicht heißt, gleich den

Segeln einer großen in's Meer stechenden Flotte. Adolf trug einen Waffenrock von goldgewirktem Stoff, mit schwarzen Adlern besäet, während sein Nebenbuhler auf Waffenrock und Decke des Streitrosses den weißen Löwen hatte. Zu spät erkannte der König seine verzweifelte Lage und bat ahnungsvoll seinen Sohn Rupert, ihn zu verlassen, doch dieser erwiderte, er weiche nicht im Leben und im Tode.

Bald entbrannte auf allen Seiten der Streit. Die Schlachtordnung löste sich nach der üblichen Gefechtsart in Gruppen von Kämpfen einzelner Abtheilungen und Ritter auf. In solchen Schlachten gab weniger die Handhabung der wuchtigen Schwerter und Streitärte, als rasches Anstürmen und gewandtes Ausweichen den Ausschlag, und gerade diese Vortheile mußte sich das schwergepanzerte Ritterheer Adolfs entgehen lassen. Der König selbst stürmte „wie ein Adler, der seine Flügel erhebt", gegen Albrecht los, der aber „wie ein grimmer Löwe seine Tatzen zeigte". Da die Rosse der Streitenden bluttriefend niederstürzten, mußte der Zweikampf abgebrochen werden, aber die Nebenbuhler stießen später nochmals auf einander: „Hier sollst du mir das Reich lassen!" rief Adolf dem Herzog zu, worauf dieser erwiderte: „Das steht in Gottes Hand!" Zugleich traf er den König mit schwerem Hieb auf die Stirne, andre Ritter drangen auf beide ein, im Getümmel fand Adolf den Tod. Als er stürzte, gab ein Theil des königlichen Heeres den nutzlosen Kampf auf, aber noch über die Mittagsstunde hinaus hatte sich Albrecht zu wehren gegen Rupert, der, „wie eines echten Adlers Kind", Stand hielt, bis er verwundet in die Hände der Feinde fiel. Abends fand man Adolfs Leiche auf der Walstatt. „Daz was ein grozer jamer," erzählt Eike von Rezgow, „daz der ein romischer küneck was des morgens, daz der des abends so nacket und so arm uf dem wasen lag."

Albrecht I.

1298—1308.

Kaum war die heiße Schlacht bei Göllheim geschlagen, so begann das Markten und Feilschen um die ledige Krone. Daß nur der Sieger darauf Anspruch erheben könne, stand außer Frage, allein jeder der Wähler setzte auf seine Stimme einen Preis und forderte entweder Reichslehen oder finanzielle Vortheile oder Titel und Würden. Die Ernennung des Oberhaupts der Nation war zwar früher dem Herrenstande in seiner Gesammtheit zugekommen; allmählich aber hatte sich ein Vorrecht der sieben mächtigsten Fürsten, der Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln, des Pfalzgrafen bei Rhein, eine Zeit lang abwechselnd mit dem Herzog von Baiern, des Herzogs von Sachsen, des Markgrafen von Brandenburg und des Königs von Böhmen ausgebildet. Albrecht war diesen „Kurfürsten" gegenüber über Erwarten gefügig, denn er wollte der Nation nicht als siegreiches Parteihaupt gegenübertreten, sondern als einhellig gewählter König. Unter Erfüllung aller herkömmlichen Förmlichkeiten wurden Wahl und Krönung vollzogen. Im November 1298 fand sich eine glänzende Versammlung zu Nürnberg ein; mit Genugthuung konnte Albrecht

sämmtliche Kurfürsten dabei begrüßen. Die Belehnung der Söhne des Königs mit den österreichischen Landen war das wichtigste Ergebniß des Nürnberger Tages.

Die freundschaftlichen Beziehungen, die Albrecht schon vor seiner Wahl mit König Philipp von Frankreich angeknüpft hatte, dauerten fort. Gegen Ende des Jahres 1299 trafen beide Fürsten zu Quatrevaux bei Vaucouleurs an der Grenze ihrer Reiche zusammen. Gemeinsame Abwehr der Uebergriffe des leidenschaftlichen Gegners aller weltlichen Souveränetät, Papst Bonifazius' VIII., wurde verabredet, und das Bündniß sollte durch eine Vermählung des ältesten Sohnes Albrechts, Rudolf, mit der Schwester König Philipps bekräftigt werden. Beide Könige suchten die anwesenden Kurfürsten zu einem Versprechen zu drängen, Rudolf zum römischen Könige wählen zu wollen. Weil jedoch die rheinischen Erzbischöfe darin den Uebergang zur Umwandlung des Wahlreichs in ein Erbreich erblickten und weil es an der nöthigen „Handsalbe" fehlte, wiesen sie das an sie gestellte Ansinnen entschieden zurück. Es kam sogar zu einer ärgerlichen Scene in Gegenwart des Königs von Frankreich, der höhnisch die Achseln zuckte. Insbesondere Gerhard von Mainz spielte sich als „Königmacher" auf. Wie ehedem mit Adolf von Nassau, so hatte er sich auch schon unmittelbar nach der Wahl mit Albrecht entzweit, da ihm dieser die eigenmächtig erhobenen Rheinzölle nicht bestätigen wollte. Die Spannung war so weit gediehen, daß Albrecht sich weigerte, für Gerhard die Kosten des Aufenthalts zu Vaucouleurs zu bestreiten, während er alle andren Fürsten als seine Gäste betrachtete. Darüber ergrimmt soll Gerhard, auf seine Tasche klopfend, ausgerufen haben: „Darin sind noch viele Könige enthalten!" Er war von nun an die Seele der Opposition gegen Albrecht. Es macht einen beklemmenden Eindruck zu sehen, wie sich in kürzester Frist auch gegen dieses Reichsoberhaupt die rheinischen Kurfürsten und der ränke-

süchtige Böhmenkönig als geschlossene Phalanx erhoben. Durch einen zu Heimbach vereinbarten Vertrag verbanden sie sich offen „wider Herzog Albrecht, der sich König der Deutschen nennt“. Die Sonderbündler hatten aber außer dem König noch eine feindliche Macht gegen sich, deren politische und militärische Bedeutung im Wachsen begriffen war, die Städte. Mit ihrer Hilfe und durch ein französisches Corps unterstützt, trieb Albrecht rasch seine Gegner zu Paaren. Der Sieg kam den deutschen Städten zu Gute, die sich unter königlichem Schutz allmählich zu einer den lombardischen Communen ebenbürtigen Stellung aufschwangen.

Kraft und Energie läßt sich im Auftreten Albrechts in dieser Gefahr nicht vermissen, wohl aber in seinem Verhältniß zum römischen Stuhl. Bonifazius VIII. hatte den „Herzog von Oesterreich, der sich römischer König nenne“, zur Verantwortung wegen des an Adolf begangenen Hochverraths vor sein Gericht geladen. Trotz der Allianz mit König Philipp sandte Albrecht nicht bloß ein demüthiges Rechtfertigungsschreiben und kostbare Geschenke, sondern gab sogar eine Erklärung ab, worin er in aller Form das Recht des apostolischen Stuhls, nach eigner Willkür das Kaiserthum zu übertragen, anerkannte, Tuscien und die Romagna abtrat und sonst noch die weitreichendsten Zugeständnisse machte. Mag dies Alles nur „auf dem Papier“ bewilligt worden sein, um einen „eigensinnigen, alten Mann zu befriedigen“, so war es deßhalb nicht weniger eine Demüthigung des Königthums.

Die Königswürde war ja nur ein Deckmantel egoistischer Familienpolitik. Für ihre Interessen sorgte Albrecht unermüdlich, jedoch nicht überall mit gewünschtem Erfolg.

Kaum eine andre geschichtliche Episode ist von Sage und Dichtung so überrankt, als der Ursprung der helvetischen Eidgenossenschaft. Dem König Albrecht fiel dabei die Rolle des grausamen Tyrannen zu, der das freie Volk der Schweizer

in Fesseln zu schlagen strebte. Daß der historische Kern aus der entstellenden Hülle endlich herausgeschält wurde, ist in erster Reihe dem Schweizer Historiker Kopp zu danken, der sich, unbeirrt durch Angriffe, die falscher Patriotismus gegen ihn richtete, — die Schriften des „Tellleugners“ wurden auf dem Rütli feierlich verbrannt! — die Erforschung der Wahrheit als einziges Ziel setzte. Ueber die drei sogenannten Waldstädte Schwyz, Uri und Unterwalden hatten die Grafen von Habsburg von Alters her vogteiliche Rechte; diese zu eigentlicher Landeshoheit auszubilden, waren sie gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts ebenso bemüht, wie die Grafen von Oldenburg und Holstein darnach trachteten, die Friesen zu Hörigen ihrer Feudalgewalt zu machen. Diesen Uebergriffen gegenüber berief sich aber das bedrängte Hirtenvolk auf seine uralte germanische Freiheit. Das Volk war ja ursprünglich überall frei gewesen und hatte seine selbstgewählten Richter und seine Landsgemeinden an heiliger Stätte. Dieser Zustand hatte noch unter Karl dem Großen fortgedauert, nur daß die Richter nicht mehr vom Volk gewählt, sondern vom König gesetzt wurden, aber auch der Graf war Vorsteher freier Männer, nicht ihr Herr. Nur wo der Feudalismus, das Lehenwesen, eindrang, verwandelten sich die freien Männer in Vasallen und Hörige. Dies war aber mit jenen Alpenhirten ebenso wenig der Fall, als mit den Bauern an der Nordsee. Beide Gebiete waren noch Oasen in der Wüste der Feudalität und beide hatten ein Recht, sich auf die alte Freiheit zu berufen. Der Versuch der Habsburger, ihre Landesherrschaft auch hier auszudehnen, ist aber deßhalb nicht als ein Akt ungewöhnlicher Tyrannei aufzufassen, es war ja das Nämliche schon überall auf deutschem Boden geschehen. Was vollends von den von Albrecht eingesetzten Vögten erzählt wird, vom ruchlosen Treiben der Wolfenschießen, Landenberg und Geßler, ist ebenso Erfindung späterer Zeit, wie der Rütlibund und der

Schuß des Tell. Einem von den Waldstädten mit Zürich 1291 geschlossenen Bund, der auf völlige Lostrennung von Habsburg abzielte, trat Albrecht allerdings mit gewaffneter Hand entgegen, ohne daß jedoch an den bestehenden Ordnungen durchgreifende Aenderungen getroffen worden wären.

Eine günstige Gelegenheit, die böhmische Krone zu erwerben, schien sich zu bieten, als der letzte Przemislide, Wenzel, durch Mörderhand 1306 fiel. Albrecht trachtete unverzüglich darnach, sich des erledigten Reichs zu bemächtigen und seinen Sohn Rudolf zu belehnen. Gegen ihn und die Deutschen erhob sich aber das czechische Volk und rief Herzog Heinrich von Kärnthen zum König aus. Albrecht durchzog verwüstend das Land, aber Heinrich behauptete seine Stellung.

Noch unglücklicher verlief der Anschlag auf Thüringen, wo das Volk treu zu seinem einheimischen Fürstengeschlecht hielt und ein königliches Heer bei Lucka unweit Altenburg in die Flucht trieb.

Um in Böhmen und Thüringen die verlorene Stellung wieder zu erringen, war Albrecht mit neuen Rüstungen beschäftigt, als eine grauenvolle That seinem Leben ein Ende setzte. Albrechts Bruder, Rudolf, hatte einst mit ihm gemeinschaftlich Oesterreich erhalten, später jedoch seinen Theil dem älteren Bruder überlassen, wofür ihm eine Entschädigung zugesichert war, vermuthlich die alten schwäbischen Familiengüter. Sein Sohn Johann konnte also mit Recht ihre Herausgabe oder wenigstens die Brautgabe seiner Mutter, die Grafschaft Kyburg, fordern. Sein Oheim hielt aber das Erbe zurück, angeblich weil er in der Persönlichkeit des jungen und eitlen Neffen keine Bürgschaft sah, daß er die Lande behaupten könne. Ueber solche Mißachtung seiner Rechte und seiner Person aufgebracht, plante Johann mit andren Fürsten Mordanschlag auf des Königs Leben. Als im Mai 1308 auf dem Weg von Baden nach Rheinfelden der König eben über

die Reuß gefahren war, rief Johann: „Die Stunde ist gekommen!“ worauf drei Ritter auf den König eindrangen. Als dieser den Neffen zu Hilfe rief, stieß ihm Johann den Dolch in die Kehle: „Da nimm die Hilfe!“ Der König stürzte zusammen und starb im Schooß einer des Wegs kommenden armen Frau — Angesichts der Stammburg Habsburg. Johann entfloh mit seinen Spießgesellen; sie wurden von Albrechts Nachfolger geächtet, ihr Schicksal in der Fremde ist unbekannt.

„Es ist unmöglich, daß über Alle herrsche, wen Alle hassen!“ Mit diesem pathetischen Wort will Johannes Müller die angebliche Erhebung der Waldstädte gegen den Druck der habsburgischen Tyrannei rechtfertigen. Wenn nun dieses von den Schweizer Chronisten als Folie der Tellepisode erfundene Charakterbild Albrechts als falsch bezeichnet werden muß, so dürfte freilich ebenso wenig das von seinem jüngsten Biographen Mücke angestimmte Loblied am Platze sein, auf den „bewunderungswürdigen Regenten“, der „die kleinen und großen Tyrannen der Deutschen mit starker Faust gebändigt und den Gedanken der Einheit des deutschen Reichs zum letzten Mal verwirklicht hat“. Denn wenn Albrecht auch in der That gegen den Heimbacher Bund energisch auftrat und sich persönlich tapfer und unerschrocken zeigte, so war doch seine Stellung zu Frankreich und zum römischen Stuhl nichts weniger als ehrenvoll. Für sein Trachten nach Ausdehnung der habsburgischen Macht ließe sich zur Rechtfertigung anführen, daß in jener Zeit oligarchischer Bestrebungen ein König eben nur durch überwiegende Hausmacht zur Königsmacht gelangen konnte; allein seinen Ansprüchen auf Thüringen fehlte auch der Schein des Rechts. Von den Chronisten seiner Zeit wird er im Allgemeinen ungünstig beurtheilt, seine „Gritigkeit“ (Ländergier) wird streng getadelt. Allerdings ist die Aeußerung eines Mainzer Chronisten in Rücksicht zu ziehen. Albrechts Tod, sagt er, habe weder Schmerz, noch Trauer wach gerufen, „denn,“ fährt er fort, „er war kein Freund des Clerus.“

Heinrich VII.

1308—1313.

Auf einer Höhe am linken Rheinufer nahe bei Koblenz stand unter uralten Nußbäumen ein steinerner Altan, von neun, mit Spitzbogen verbundenen Säulen getragen. Auf dem „Königsstuhl zu Rense", so war die alterthümliche Stätte benannt, pflegten die rheinischen Fürsten zu Berathung gemeinsamer Angelegenheiten zusammenzukommen. Hierher berief der Erzbischof von Mainz nach Albrechts blutigem Untergang die Kurfürsten zur Königswahl. Wieder gaben die Stimmen der geistlichen Kurfürsten den Ausschlag. Der Bruder des Erzbischofs von Trier, Graf Heinrich von Luxemburg, wurde gewählt, obwohl auch Angehörige der mächtigeren Familien der Habsburger, Wittelsbacher und Anhalter als Bewerber aufgetreten waren. Auch König Philipp von Frankreich hatte sich bemüht, seinem Bruder Karl von Valois die deutsche Krone zu verschaffen, aber es scheint, daß der sonst ganz und gar französisch gesinnte Papst Clemens V., die erdrückende Uebermacht Frankreichs fürchtend, gegen Karl den Luxemburger begünstigte. Graf Heinrich mochte damals etwas über vierzig Jahre zählen. Er wird als stattlicher Mann von mittlerer Größe, starkem Körperbau und

fester Haltung geschildert; seine Gesichtszüge waren, wenn er auch mit dem linken Auge etwas schielte, edel und einnehmend. Nach den Begriffen seiner Zeit war er hochgebildet; er hatte sich längere Zeit in der französischen Hauptstadt aufgehalten, die schon anfing, als Hochschule höfischer Sitte und Sprache zu gelten. Seinem Charakter wird übereinstimmend das höchste Lob gezollt, Frömmigkeit, Leutseligkeit und treuer Regenteneifer werden rühmend hervorgehoben. Schon als Graf von Luxemburg hatte er sich dadurch einen ehrenvollen Namen erworben, wie er denn auch in der Reihe der Kaiser zu den Edelsten gezählt werden darf, die ihrem Kaiserberuf, für Wohl und Ehre des Ganzen zu sorgen, mit hohem sittlichem Ernst gerecht zu werden suchten.

Mit der Curie stand er anfänglich in bestem Einvernehmen. In dem Schreiben, worin er seine Wahl anzeigte, wird der römische Stuhl sogar mit überschwänglichen, der Apokalypse entlehnten Bildern gepriesen: „gleich dem größeren Himmelslicht am Firmament habe er an Fülle der Macht auf Erden nicht seines Gleichen.“ Auch wird darin betont, Heinrich betrachte einen Kreuzzug als höchste Lebensaufgabe und wünsche die Kaiserkrone vor Allem deßhalb zu erringen, um jenes Ziel mit gesteigerten Kräften anstreben zu können. Erfreut sprach die Curie ihre Zustimmung aus und bezeichnete als verdienstliches Werk, wenn Heinrich nach Italien, das von den eignen Söhnen zur Wüste verwandelt werde, als „Friedensbringer“ ziehen wollte.

Das Wohlwollen der Curie und die persönliche Achtung, die der König genoß, bewirkten, daß der Uebergang des Regiments, obwohl so mächtige Bewerber sich abgewiesen sahen, ohne ernste Unruhen vor sich ging. Ueberall nahm er auf seinem Königsritt die Huldigung der Fürsten und Großen entgegen und suchte den Landfrieden aufzurichten und einen gesetzlichen Zustand zu begründen. Auch sein würdevolles Auftreten in Böhmen, wo sich günstige Gelegenheit zur Ver-

größerung seiner Hausmacht bot, macht im Gegensatz zur gewaltthätigen und theilweise widerrechtlichen Handlungsweise seiner Vorgänger gewinnenden Eindruck. Da sich Heinrich von Kärnthen nicht behaupten konnte, forderte der König die Böhmen zu neuer Wahl auf; freiwillig wurde von ihnen der Beschluß gefaßt, dem Sohne des Königs, Johann, die Hand der letzten Königstochter aus dem Haus der Przemisliden und die Krone anzubieten.

Heinrichs versöhnlicher, aber fester Haltung gegenüber den Fürsten verdankte das Reich das seltene Glück einiger Friedensjahre. Alsbald richtete er aber den Blick über die Alpen. In Wiederherstellung der kaiserlichen Gewalt in Italien sah er nicht bloß Ehre und Gewinn, sondern seine Pflicht. Man hat ihm diese „romantische Sehnsucht nach Glanz und Herrlichkeit“ zum Vorwurf gemacht, allein eine allerdings wünschenswerthe Beschränkung auf die rein deutsche Aufgabe war nicht der Anschauung seiner Zeit angemessen. Der Florentiner Dante spricht schweren Tadel über Albrecht aus:

„Wie durftet Ihr, Du und Dein Vater, dulden,
Nur weil die Habsucht Euch dort jenseits festhielt,
Daß Eures Reiches Garten gar verwildre?
Sieh Deine Roma, die in heißen Thränen,
Verwittwet und allein, bei Nacht und Tage:
Mein Cäsar! ruft, warum bist Du mir ferne?!“

Die Worte des großen Dichters enthalten keine Uebertreibung. Ein großer Theil des italienischen Volkes harrte mit Sehnsucht eines Kaisers, der die furchtbar wüthende Hydra der Zwietracht besiege und Recht und Ordnung wiederbringe. Und welch ein Land war zu retten und zu gewinnen! Italiens See- und Binnenstädte theilten sich in den Welthandel, in Florenz und Mailand hatten die ersten und wichtigsten Banken ihren Sitz, Venedig, Pisa und Genua stritten sich um den

Ruhm, Beherrscherin der südlichen Meere genannt zu werden, Bologna war der Mittelpunkt der Rechtswissenschaft, durch die Kunst Italiens wehte schon der frische Hauch der Renaissance und die Literatur wurde soeben durch Dante wie eine siegreiche Göttin auf den Herrscherthron geleitet. Das blendende Bild des öffentlichen Lebens in Italien hat aber eine düstere Kehrseite. Der Riß der Parteiung in Guelfen und Ghibellinen ging durch Land, Städte, Familien. Unaufhörlich lagen die Städte unter einander und in den Städten die Parteien in Fehde. Verrath und Treubruch, ja scheußliche Frevel aller Art waren an der Tagesordnung. Wer sich dem herrschenden Regiment nicht fügte, wurde gemordet oder doch verbannt, so daß Tausende aus allen Theilen Italiens Rettung und Schutz allein noch vom römischen König erwarteten. Auch viele Capitani, die durch Kriegsruhm und Volksgunst das Stadtregiment erlangt hatten, suchten sich eine rechtliche Grundlage ihrer Zwingherrschaft durch Bestätigung eines Höheren zu sichern und erhoben deßhalb den früher so verhaßten Ruf: Kaiser und Reich.

Als sich nun die Kunde verbreitete, der römische König wolle wirklich über die Alpen ziehen, faßten die Ghibellinen ausschweifende Siegeshoffnung. Sogar noch heute sind die lateinischen Sendschreiben, womit Dante den „Retter Italiens“ als zweiten Moses begrüßt, ihrer schwungvollen Sprache wegen, die nur mit Jesaia's Flammenworten verglichen werden kann, auf jeden Leser von gewaltiger Wirkung. In einer Schrift „Ueber die Monarchie“ führt der nämliche Dichter aus, daß nur das eine und untheilbare römische Imperium die berechtigte Staatsform und zum Wohl der Menschheit unumgänglich nothwendig sei. Nie hat ein deutscher Mund die Hoheit und Machtvollkommenheit des Kaiserthums so begeistert gepriesen. Wenn die Ghibellinen aber hofften, Heinrich werde sich in Italien einfach an sie anschließen und die Guelfen unterdrücken, sahen sie

sich getäuscht. Er war nicht gesonnen, als Oberhaupt einer Partei aufzutreten: als König wollte er über den Parteien stehen. Damit erreichte er anfänglich, daß ihm auch die guelfischen Städte die Thore öffneten, und als er im Jänner 1311 zu Mailand im Münster des hl. Ambrosius mit der eisernen Krone der Lombarden gekrönt wurde, drängte sich ganz Oberitalien zur Huldigung, eine neue Aera schien für Italien anzubrechen. Ruhiger Besitz des Errungenen blieb ihm jedoch versagt. Mochten auch anfänglich die Glückswünsche des Papstes aufrichtig gewesen sein, so glaubte er doch bald für den Fall, daß Heinrich allzu glänzende Erfolge erziele, Vorkehrungen zu ihrer Einschränkung treffen zu müssen. Denn wer bürgte dafür, daß das wiedererstandene Kaiserthum sich streng in Bahnen halten würde, die den kirchlichen Interessen in Italien nicht entgegenliefen? Noch unmittelbarer war durch ein siegreiches Vordringen kaiserlicher Heere die Dynastie Anjou in Neapel gefährdet. Auch Philipp von Frankreich sah mit Eifersucht und Besorgniß auf die sich vorbereitende Vereinigung Italiens mit dem deutschen Reich. Diese Feinde und Neider reizten immer wieder die guelfischen Mächte zum Widerstand gegen den deutschen Herrscher. Täglich erhielt er neue Beweise der treulosen und verrätherischen Umtriebe, die von Fürsten und Städten gegen den mit allen Zeichen der Freude und der Ehrfurcht empfangenen Gebieter in Scene gesetzt wurden, aber alle Anschläge scheiterten an der Energie Heinrichs und der Kraft seiner Deutschen. Endlich war ihren wuchtigen Streichen auf's Neue gelungen, was vorher der Königsname allein erreicht hatte, die Unterwerfung Oberitaliens. Nun beschloß Heinrich, von Genua zur See nach Rom zu ziehen, um die Kaiserkrone zu holen. „Auf wenigen Schiffen schwankte das ganze deutsche und italienische Königthum, Hofgesinde, Kanzler, Pfaffen, Schreiber, Ritter und Volk, über die ungetreue See, um Constantins und Justinians

heilige Rechte wieder herzustellen.“ Nirgend war der Guelfen- und Ghibellinenkampf so heftig entbrannt, wie in Rom. Die Guelfen verfügten über eine entschiedene Uebermacht und außerdem zog Prinz Johann, der Sohn des Königs von Neapel, der vermeintliche Brautwerber um Heinrichs Tochter, mit großer Streitmacht gegen Rom, um sich der Krönung zu widersetzen. Trotzdem wagte Heinrich den Einzug in die waffenklirrende Stadt und erkämpfte sich den Besitz des Lateran. Die Leostadt konnte er aber nicht einnehmen und mußte sich endlich in S. Giovanni krönen lassen, am 29. Juni 1312. Mit wechselndem Glück dauerte der Kampf in Italien fort. In allen Städten Aufruhr und Fehde, in den Straßen unaufhörlich wildes Getümmel, übertönt vom dumpfen Geheul der Sturmglocken. Es bedurfte der ganzen Festigkeit des Kaisers, um nicht in diesem Sturm entfesselter Leidenschaften die Zuversicht zu verlieren. Hier wurde das kaiserliche Banner durch republikanische Volksmassen von den Burgzinnen herabgerissen, dort wurden treue Städte von König Robert mit Flotte und Heer bedrängt. Auch die Haltung der Curie wurde immer drohender, mehr und mehr sah sich Heinrich, der, mit dem päpstlichen Segen ausgerüstet, die Alpen überschritten hatte, in den Streit der Hohenstaufen hineingezogen. Ein Ausweichen war nicht möglich, wenn er nicht im Interesse der Curie, die damals für die dynastischen Ziele der Höfe von Paris und Neapel arbeitete, seine kaiserliche Stellung ausbeuten lassen, sondern einen selbständigen Standpunkt einnehmen wollte. Als einmal die Masken gefallen waren, als er den Glauben an Wahrheit und Treue aufgeben mußte, schritt er ebenso unerschütterlich zum Werk der Rache, zum Kampf auf Leben und Tod. Gegen Robert verbündete er sich mit König Friedrich von Sicilien, gegen die Curie schloß er sich jetzt auf's Engste der ghibellinischen Partei an. Die staufischen Prinzipien verfocht er jetzt mit Wort und Schwert. „Wenn

Gott mit uns ist, so wird uns weder der Papst noch die Kirche verderben können, denn wir handeln nicht gegen Gott!" Um gegen Robert zu ziehen, brach er im August 1313 von Pisa auf. Schon wühlte aber das Fieber in seinen Adern, so daß er in einer Sänfte getragen werden mußte. In einem Kirchlein zu Buoncontento bei Siena ließ er sich von einem Dominikaner das hl. Abendmahl reichen, unmittelbar darauf starb er, am 24. August 1313. Der Schmerz über den herben Verlust erzeugte das Gerücht, der Mönch habe in höherem Auftrag dem Kaiser in der Speise des Himmels den Tod gegeben. Es ist sicher unbegründet; der Gluth des italienischen Himmels und der furchtbaren Anstrengung und Aufregung erlag auch dieser deutsche Held. Ihm setzte Dante ein unvergängliches Denkmal in der Göttlichen Comödie. Im Paradies zeigt ihm Beatrice den Thron Heinrichs:

„Auf jenem großen Stuhl, wo Du dem Strahl
Der Krone, die dort glänzt, Dein Auge leih'st,
Dort, eh' Du kommst zu diesem Hochzeitsmahle,
Wird sitzen des erhabnen Heinrich Geist!"

Ludwig der Baier

1314—1347

und

Friedrich der Schöne

1314—1330.

Wenn schon auf die letzten Jahre der Regierung Heinrichs VII. der Wiederausbruch des Streits zwischen Kirche und Staat den Schatten einer Wetterwolke geworfen hatte, so riß das Schicksal den nächsten Nachfolger gegen seinen Willen in noch ernstere Kämpfe. An die alten Streitpunkte reihte sich jetzt der schroffe Gegensatz zwischen den Ideen des Mittelalters und einer allmählich sich bildenden neuen Weltanschauung. Gerade durch die Kreuzzüge, welche doch von den Päpsten hervorgerufen und geleitet waren, erlitt die bisher vorwiegende kirchliche Richtung des Mittelalters, die Herrschaft des Innerlichen, Schwärmerisch-Religiösen über Welt und Leben einen empfindlichen Stoß. Der Gesichtskreis des Abendlands wurde in ungeahntem Maße erweitert, dem Handel und der Industrie öffneten sich neue Bahnen, damit nahm das Bürgerthum gegenüber den bisher herrschenden Ständen großartigen Aufschwung, auf allen Gebieten des politischen, socialen und wissenschaftlichen Lebens erfolgten

radikale Revolutionen. Während die Hohenstaufen gegen die geistigen Mächte der Kirche nur die physische Gewalt des Staats in's Feld geführt hatten, suchte und fand Ludwig, obwohl selbst kein Charakter von geistiger Tiefe, zu seiner Vertheidigung intellektuelle Waffen.

Das Wittelsbachische Haus verdankt seiner treuen Anhänglichkeit an die Staufer die Einsetzung in das Erbe der empörten und überwundenen Welfen. Wie einst die Hohenstaufen von den letzten Saliern zu Waffengenossen im Kampf mit Rom herangebildet waren, so gewannen sie hinwieder zur Vertheidigung ihrer Prinzipien das kraftvolle Geschlecht der Wittelsbacher. Im Lager, wie im Cabinet Barbarossa's war ehedem Keiner an Kraft, Kühnheit und Beharrlichkeit dem Pfalzgrafen Otto ebenbürtig; jetzt trat sein Nachkomme wieder als Vorkämpfer ghibellinischer Ideen auf, ohne jedoch an Festigkeit und Ueberzeugungstreue dem Ahnherrn gleichzukommen.

Nach Heinrichs VII. Tod durfte die habsburgische Familie, die gerade fünf in kräftigstem Alter stehende und in seltener Eintracht verbundene Brüder aufzuweisen hatte, Hoffnung schöpfen, die zweimal entrissene Krone wieder an ihr Haus zu bringen. Herzog Friedrich, „des Hauses Blume", trat offen als Bewerber auf; von der Natur mit reichsten Gaben ausgestattet, war er so ganz der Mann für einen Kaiserthron. Gerade die Befürchtung aber, daß „Kraft und Macht schlimme Waffen in der Ehrsucht Hand", bewog die luxemburgische Partei, die nicht hoffen konnte, mit der Wahl des minderjährigen Johann durchzudringen, zum Bündniß mit der bairischen, die in Herzog Ludwig von Oberbaiern einen weniger glänzenden, aber tüchtigen Bewerber aufstellte. Namentlich durch einen Sieg bei Gammelsdorf über die Habsburger, welche die Vormundschaft über die niederbairischen Prinzen beanspruchten, zog Ludwig in den Tagen, da das Reich schon verwaist war, die Augen der Kurfürsten auf sich.

Den besten Dienst leistete wie bei früheren Wahlen die Gunst des Mainzer Erzbischofs. Nachdem das Reich vierzehn Monate lang ohne Haupt gewesen war, erwuchs ihm ein doppeltes: Ludwig wurde von fünf, Friedrich von vier Kurfürsten gewählt. Jede Partei stritt die Giltigkeit der Wahl der anderen an. Karl Müller, der zuletzt die staatsrechtliche Seite dieser Frage würdigte, urtheilt, daß nur Ludwig als rechtmäßig gewählter König gelten konnte, wenn auch das übliche Ceremoniell nicht genau eingehalten war. Entscheidung ließ sich nun entweder von den Waffen erwarten oder vom Richterspruch des Papstes. Innocenz III. hatte ja schon vor hundert Jahren ausdrücklich für jede Wahl päpstliche Approbation als unerläßliche Bedingung verlangt, es stand aber immerhin frei, darin nur eine willkürliche Forderung zu erblicken. Jetzt gestanden freilich die Gewählten selbst diesem Bestätigungsrecht höhere Bedeutung zu, indem sich beide gleich eifrig um des Papstes Gunst bemühten. Da er jedoch mit dem Urtheil zögerte, mußte der Waffengang zwischen den Nebenbuhlern entscheiden, man konnte hoffen: wer als Sieger hervorgeht, wird König sein. Mehrere Jahre lang beschränkte sich aber der Krieg auf Verwüstungszüge auf bairischem und österreichischem Gebiet. Norddeutschland nahm fast gar keinen Antheil an den Kämpfen. Gegen die habsburgische Uebermacht retteten den Baierfürsten nur die Erhebung der Schweizer, die im Engpaß bei Morgarten 1315 ein habsburgisches Ritterheer vernichteten, und die Unterstützung der wehrhaften Städte. Endlich kam es bei Mühldorf am Inn zur offenen Feldschlacht. Ohne seines Bruders Leopold Ankunft abzuwarten, stellte Friedrich, als am 28. September 1322 der Böhmenkönig Johann, der Feldherr des königlichen Heeres, zum Angriffe schritt, sein Heer in Schlachtordnung auf. Lange schwankte das Treffen. Endlich entschied der Burggraf von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, den Sieg, indem er

mit einer frischen Schaar die kampfesmüden Oesterreicher zersprengte. Noch wollte Friedrich den Kampf nicht aufgeben, — da sank sein Pferd durchbohrt nieder, er wurde umringt und gefangen genommen. Als sich unter den bairischen Rittern Streit erhob, wessen Gefangener der König sei, soll dieser auf den Schild des Ritters Konrad Rindsmaul geklopft haben, mit den Worten: „Vor diesem Kühmaul hab' ich mich den ganzen Tag über nicht erwehren können!" Viele andre Sagen knüpften sich an den bedeutungsvollen Sieg, u. A. daß der Nürnberger Feldhauptmann Seifried Schweppermann, der in Wahrheit bei Mühldorf gar nicht anwesend war, die Schlacht geleitet habe und von König Ludwig beim frugalen Abendbrod durch die Worte: „Jedem Mann ein Ei, dem frommen Schweppermann aber zwei!" ausgezeichnet worden sei, daß König Ludwig selbst seine Rettung aus Lebensgefahr der Tapferkeit der Münchner Sauerbäcken verdankte ꝛc. Alle diese Episoden finden sich aber erst in bairischen Chroniken aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Friedrich wurde gefangen in die Burg Trausnitz in der oberen Pfalz abgeführt. „Sie heißt billig Trausnitz," soll der Gefangene ausgerufen haben, „dann ich deß nicht enttraut hätte, daß ich solchermassen sollte hergeführt werden!" Die meisten habsburgischen Parteigänger erkannten jetzt den Sieger als König an, aber noch war Herzog Leopold zu bewältigen, der, so recht ein Mann der That, nach dem Tag von Mühldorf eidlich gelobte, nicht eher den grauen Reitermantel abzulegen, als bis er seinen Bruder in vollem Königsschmuck sehen werde. Während noch ein so gefährlicher Feind zu bekämpfen war, verlor Ludwig den mächtigsten seiner Freunde. Er hatte früher dem Böhmenkönig Johann Aussicht auf Belehnung mit der durch das Erlöschen des askanischen Hauses erledigten Mark Brandenburg eröffnet, konnte aber der Versuchung, seinem eigenen Hause das glänzende Erbe zuzuwenden, nicht widerstehen und

übertrug die Markgrafschaft seinem ältesten Sohne Ludwig. Dadurch verletzt, söhnte sich Johann mit den Habsburgern aus, und von ihren verbündeten Schaaren wurde das eigene Stammland des Königs furchtbar verheert.

Allein noch ein gefährlicherer Widersacher erhob sich gegen den Sieger von Mühldorf. Auf dem päpstlichen Stuhl saß Johann XXII., der die Macht des Papstthums noch schrankenloser zu erweitern suchte, als je einer seiner Vorgänger, und an Verschlagenheit und Zähigkeit von Wenigen erreicht wurde, ohne jedoch nur im Entferntesten mit großen Päpsten, Gregor VII. oder Alexander III. oder Innocenz III., deren Genius auch den Gegner ihrer Theorien zur Bewunderung nöthigt, verglichen werden zu können. Während er mit halsstarriger Härte seine Oberherrlichkeit über das Kaiserthum verfocht, war er in Wahrheit nur eine Puppe des französischen Königs. Das ganze Verhältniß König Ludwigs zur Curie findet darin seine Erklärung, daß Karl IV. von Frankreich die Verwirrung des deutschen Reichs zu seinem Vortheil auszubeuten suchte, und zwar handelte es sich um nichts Geringeres, als um Vereinigung der deutschen mit der französischen Krone. Als Werkzeug der französischen Politik eröffnete also der Papst gegen Ludwig den Kampf, indem er ihn mittelst eines im Oktober 1323 an die Kirchenthüren zu Avignon angehefteten Erlasses aufforderte, binnen drei Monaten seine Würde, die ohne päpstliche Bestätigung nur ein Schemen sei, niederzulegen und den Schiedsspruch der Curie abzuwarten. Vergebens suchte Ludwig die Legitimität seiner Wahl nachzuweisen, es wurde in Avignon ein förmlicher Prozeß gegen ihn eingeleitet. Durch maßlose Forderungen wurde er zur Erklärung gereizt, weitere Nachgiebigkeit verbiete die Würde des Reichs; darauf wurde 1324 der Bann über ihn ausgesprochen und den Unterthanen bei Strafe des Interdikts verboten, ihm ferner zu gehorsamen. Bann und Interdikt

fanden aber im deutschen Volk überraschend geringe Beachtung. Die öffentliche Meinung nahm vielmehr gegen die Anmaßungen des römischen Stuhls für den Gebannten Partei. Insbesondere die Franziskaner, die schon wegen Auslegung der Regel des hl. Franz von Assisi in heftigen Conflict mit dem Papst gerathen waren, traten als beredte Anwälte des Königs auf. Ihr Ordensgeneral, Michael von Cesena, der englische Minorit Wilhelm Occam, die Pariser Professoren Marsiglio von Padua und Johann von Jandun und andre Gelehrte bildeten einen merkwürdigen Hofstaat des Königs im frommen München. Dem Einfluß dieser literarischen Bundesgenossen ist zuzuschreiben, daß sich auch Ludwig ungerechte Uebergriffe erlaubte. Denn wie es keinem Zweifel unterliegen kann, daß eine Oberhoheit des Papstthums in weltlichen Dingen, wie sie Johann XXII. beanspruchte, rechtlich nicht begründet sei, so ist es zu beklagen, daß sich der Vertreter der weltlichen Macht auch in dogmatischen Fragen zum Richter aufwarf.

Da ein mit dem Fluch der Kirche Beladener nicht König sein könne, verbanden sich Johann und Leopold zu Neubesetzung des Throns, ja der Papst sprach sogar für den Fall, daß die Kurfürsten nicht willfährig wären, die Absicht aus, mit Umgehung einer Wahl aus eigener Macht dem französischen König die deutsche Krone zuzuwenden. Gerade in diesem kritischen Augenblick war Ludwig auch durch die militärischen Erfolge Leopolds gefährlich bedrängt, — da that er einen entscheidenden Schritt, wozu ihn wohl ebenso sein Gefühl, wie politische Erwägung trieb: im Mai 1325 entließ er den gefangenen Friedrich aus der Haft. Der hochherzige Habsburger, die Gefahr und die Schmach erkennend, die aus dem Bündniß seines Hauses mit Frankreich und der französisch gesinnten Curie erwachsen würden, versprach seinem Gegner Unterstützung gegen diese Kabalen. Umsonst bemühte er sich aber in Wien, die Brüder zu seiner Anschauung zu

bekehren, und kehrte daher, wie er versprochen hatte, in seine Haft zurück. Durch diesen Beweis der Treue gerührt, bot ihm Ludwig an, den Thron mit ihm zu theilen. Die seither durch Krieg, Kerkerhaft und Kirchenfluch getrennten Nebenbuhler versöhnten sich und schloßen im September 1325 zu München einen Vertrag, wonach beide gemeinschaftlich die Regierung führen und sich „wie ein Mann“ gegen „Pfaffen und Laien“ vertheidigen sollten. Friedrichs Erhöhung beschränkte sich aber im Wesentlichen auf den Königstitel, wirklicher Antheil an der Regierung wurde von ihm nicht beansprucht oder ihm doch nicht eingeräumt.

In Avignon war Papst Johann unerreichbar, aber er hatte eine Achillesferse: Rom. Hier gedachte Ludwig den Feind zu treffen, da ihn ohnehin die Ghibellinen unablässig aufforderten, sein Reich jenseits der Alpen zu besuchen, und insbesondere seinem vertrauten Rathgeber Marsiglio der Plan vorschwebte, einen großen Bund der Ghibellinen Italiens „gegen den Priester Johannes“ zu stiften. Im März 1327 brach Ludwig nach Italien auf. Ein gefährliches Wagniß, da ja das deutsche Reich keineswegs gesichert und beruhigt war. Auch war der König nur ungenügend, wie der Franzose Wilhelm von Nangis spottet, „höchstens wie zu einem Jagdausflug“ gerüstet. Dessenungeachtet glaubte Ludwig, der sich, wie sein Vorgänger, vorzugsweise als römischer Kaiser fühlte, den Zug nicht länger aufschieben zu dürfen. „Lieber will ich sterben,“ schreibt er an seinen Schwiegervater, „als dulden, daß das von den Deutschen mit kostbarem Blut errungene Weltreich auf andere Nationen übergehe.“ Er hoffte auf die ghibellinische Strömung, die in Italien mächtig angewachsen war, seitdem die Päpste nach Frankreich übergesiedelt waren und rein französische Interessen vertraten. Ludwig fand denn auch anfänglich nirgend ernsten Widerstand. In allen Städten zogen ihm Clerus und Volk entgegen mit dem Gesang: Ge-

lobt sei, der da kommt im Namen des Herrn! Umsonst suchte der Papst den „verwegenen Rebellen der Kirche“ durch neue Bannbullen von weiterem Vordringen abzuhalten. In Rom selbst schaltete Castruccio, das Haupt der Ghibellinen, wie ein Alleinherrscher; auf seine Einladung hielt Ludwig unter begeistertem Jubel des Volks Einzug in die ewige Stadt. Aus den Händen des Sciarra Colonna, Syndikus der Stadt Rom, empfing er am 17. Jänner 1328 die Kaiserkrone. Seit der Wiederbelebung des römischen Kaiserthums war zum Erstenmal die Krönung nicht durch einen Papst vollzogen; der offene Widerspruch gegen die Tradition wurde gerechtfertigt durch die Erklärung, Träger der allumfassenden Weltmonarchie sei das römische Volk, und in seinem Namen gehe die Kaisermacht an den Mann seiner Wahl über. Auf diesen Theorien fußend ging Ludwig noch weiter. Statt sofort den Feldzug gegen den noch nicht gerüsteten König Robert von Neapel zu unternehmen, wollte er durch ein neues unerhörtes Schauspiel der Welt den Sieg des Kaiserthums vor Augen führen.

Wir besitzen aus dieser Zeit eine Schilderung Ludwigs aus der Feder des italienischen Dichters Albertinus Mussatus. „Ludwig ist von hohem und schlankem Wuchs, sein Haupt deckt röthliches, nicht dichtes Haar, sein Antlitz von gesunder Farbe wird durch ein freundliches Lächeln belebt. Die Wangen sind voll, das Kinn spitz, die Habichtsnase reicht fast bis zum Mund, alle Glieder sind wohlproportionirt. Er ist ein tapferer Held und kühn im Augenblick der Gefahr, aber unbedachtsam und unbeständig. Ein Freund von Scherz und Spiel, ist er leutselig gegen Jedermann. Sein Gang ist hastig und nirgendwo mag er lange sitzen oder stehen bleiben.“

Am 18. April 1328 berief er eine Versammlung des römischen Volks. Die Krone auf dem Haupt, das goldne Scepter in der Rechten, den Reichsapfel in der Linken, bestieg er einen hohen Thron, umgeben von Prälaten und

Doctoren des Rechts. Nun wurde eine Anklageschrift gegen den Papst verlesen und nach einstimmigem Urtheil „der Priester Jakob von Cahors, der sich Johann XXII. nennt, vergleichbar dem apokalyptischen Reiter auf rothem Roß, der auszog, von der Erde den Frieden zu nehmen", als Häretiker und Majestätsverbrecher abgesetzt. Allein die Begeisterung des Volks, das sich durch die Betonung seiner Rechte geschmeichelt fühlte, währte nicht lange. Als Ludwig, durch Geldmangel gezwungen, Steuern erhob und eine Hungersnoth in Rom ausbrach, kam es bald wieder zu den üblichen Straßenkämpfen zwischen Römern und Deutschen. Noch einmal gelang es, das Interesse des Volks für ein kirchlich-politisches Schauspiel wachzurufen; durch eine zweite große Volksversammlung wurde der Minorit Petrus von Corbara als Nikolaus V. zum Papst erhoben.

Dieser revolutionäre Uebergriff des Kaisers fand aber im eigenen Lager nicht allseitig Billigung. Je mehr er sich auf rein kirchliche Streitfragen einließ, desto rascher verlor er unter den eignen Füßen den festen Boden. Viele Bischöfe verließen den Kaiser und machten Frieden mit Johann, in den Straßen Roms kam es zwischen Baiern und Rheinländern zu blutigem Handgemenge und die Stimmung des Volks wurde so feindselig und drohend, daß Ludwig mit dem von ihm eingesetzten Papst die Stadt verlassen mußte. Die nämlichen Straßenhelden, die eben noch Hosiannah! gejauchzt hatten, riefen ihnen jetzt die schmutzigsten Schmähungen nach. In Pisa gelang es zwar dem Kaiser, noch einmal festen Fuß zu fassen, aber auch hier spielte er keine würdige Rolle. Es wurde eine neue Demonstration, wie Mussato scharf, aber nicht ungerecht tadelt, „nach Art thörichter Knaben" in Scene gesetzt. Eine Strohpuppe, welche Johann XXII. vorstellen sollte, wurde auf dem Marktplatze von einer jauchzenden Volksmenge verbrannt. Auch diesmal erwies sich die Volks-

begeisterung als eitles Strohfeuer. Man weigerte sich bald, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist; er sah sich gezwungen, heimlich die Stadt zu verlassen. Immer mehr bisher kaiserlich gesinnte Bischöfe und Fürsten pilgerten jetzt, da des Kaisers Stern im Niedergang war, nach Avignon und erflehten im Bußgewand Verzeihung, Sciarra Colonna starb, sogar der Gegenpapst Petrus leistete am päpstlichen Hofe Abbitte. Nach dreijährigem Aufenthalte konnte sich der Kaiser nicht mehr in Italien behaupten; nach dem Tode seines Mitregenten Friedrich trat er die Rückkehr nach Deutschland an.

Papst Johann ließ es an Mahnungen und Drohungen nicht fehlen, um die deutschen Fürsten zu einer Neuwahl zu bewegen, aber die Angelegenheit kam über Verhandlungen und vorberathende Versammlungen nicht hinaus. Am treuesten hingen die Städte am Kaiser, der sich hinwieder auch als ihr treuester Freund und Gönner bewährte. In richtiger Würdigung ihrer Stellung und eifriger Förderung ihrer Entwicklung besteht das Hauptverdienst seiner Regierung. Tausende von Urkunden über Verleihung von Freiheiten und Gaben aller Art an deutsche Städte sind uns aus Kaiser Ludwigs Zeit noch erhalten. Wo sich der Verkehr so mannigfach durchkreuzt und verschlingt, sind vor Allem Ordnung und Gesetz von Nöthen; deßhalb richtete Ludwig sein Augenmerk darauf, daß überall die Satzung der Väter und was in der Zeiten Lauf aus des Volkes Art hervorging, in Schrift gefaßt werde. Diese Stadtrechte waren ein reicher Quell des Segens und sind heute noch ein ehrenvolles Denkmal des Fürsten. Auch in den Klöstern fand er anhängliche Bundesgenossen gegen den Papst. Die Klosterbrüder standen dem Volk viel näher als der hohe Clerus, und den Kirchenstrafen zum Trotz gab es eine Menge „singender Mönche", die das Interdikt nicht anerkannten, sondern nach wie vor Gottesdienst abhielten. Auch die zwei mächtigen Ritterorden, die Deutsch-

ritter und die Johanniter, hielten mit unwandelbarer Treue am Kaiser fest. Dessenungeachtet hätte er sich gegen die grollenden Habsburger nicht behaupten können, wenn sich nicht König Johann von Böhmen mit ihnen wieder entzweit und gegenseitige Eifersucht diese mächtigsten Feinde des Kaisers im Schach gehalten hätte.

Nicht politische Beweggründe und fremder Einfluß, sondern Herzensdrang und Gewissensangst riefen in Ludwig den Wunsch einer Versöhnung mit dem Papst wach. Die strafende Hand des Papstes lastete schwer auf dem strenggläubigen Sohn der Kirche. In seinem Auftrag schrieb daher sein Schwiegervater, Graf Wilhelm von Holland, an Papst Johann in versöhnlicher Weise, wurde aber auf das Schroffste zurückgewiesen. Darauf wandte sich Ludwig selbst mit demüthiger Bitte an seinen Gegner. Er beklagte die zwischen ihnen aufgewachsene Entfremdung und bat, ihm Mittel und Wege zu zeigen, wie unter Wahrung der Ehre des hl. Stuhls und des Reichs Friede geschlossen werden könnte. Zugleich unterbreiteten die deutschen Städte dem Erzbischof von Mainz die Bitte, er möge dafür Sorge tragen, daß die beiden Lichter, Sonne und Mond, Papstthum und Kaiserthum, nicht länger verdunkelt blieben, betonten aber dabei auf das Bestimmteste, daß sie ihrerseits dem Kaiser treu bleiben würden, wie auch die Zeiten sich gestalten möchten. Da aber Johann erklärte, er kenne keinen König und Kaiser, zerflossen die Verhandlungen erfolglos. Ludwig erbot sich sogar, auf die Krone zu Gunsten seines Vetters Heinrich von Niederbaiern zu verzichten, aber auch dieser Beweis von Reue vermochte nicht den Papst zu rühren. In einer Bulle wiederholte er alle Anklagen gegen den „Baier“ und erklärte die Verbindung Italiens mit Deutschland für völlig gelöst. Es war aber die letzte öffentliche Kundgebung Johanns, bald darauf starb er, am 4. Dezember 1334.

Sein Nachfolger, Benedikt XII., war aufrichtig beflissen, sich aus der unwürdigen Abhängigkeit von Frankreich zu befreien, und Ludwig bot mit Freuden die Hand. Allein auch dieser Versuch, zum Frieden zu gelangen, scheiterte an den Intriguen der Höfe von Frankreich und Neapel. Um so bereitwilliger und eifriger hätte sich Ludwig, so sollte man meinen, im Conflict zwischen Frankreich und England an diese Macht anschließen müssen, aber König Philipp wußte ihn immer wieder durch die Hoffnung einer endlichen Aussöhnung mit der Curie an sich zu locken. In der äußeren Politik zeigen sich der Wankelmuth und die Zauderpolitik des Kaisers im ungünstigsten Licht. Obwohl Bundesgenosse Englands, unterhielt er unablässig Unterhandlungen mit Paris und Avignon. Die Unversöhnlichkeit der Curie und die Intriguen des französischen Hofes bewogen endlich sogar die deutschen Kurfürsten zu einem entschiedenen Schritt für ihren Kaiser. Man fragte sich endlich an den deutschen Fürstenhöfen, warum denn Frankreich und England und Polen und Ungarn nicht erst um eine Bestätigung ihrer Könige durch den Papst nachzusuchen hätten, und beschloß gemeinsamen Protest gegen die Zurücksetzung des deutschen Reichs. Am 16. Juli 1338 vereinigten sich zu Rense sechs Kurfürsten zum ersten sogenannten Kurverein. Der von der Mehrzahl Gewählte, so wurde festgesetzt, sei schon dadurch und ohne päpstlicher Bestätigung zu bedürfen, wahrer römischer König, und die kaiserliche Gewalt komme von Gott und nicht vom Papst. Das Verfahren der Curie gegen Ludwig wurde für nichtig erklärt und die Aufhebung des Interdikts im ganzen Reiche verkündigt.

Der mannhafte Schritt des Collegiums hatte aber nicht die gehoffte Wirkung, weil Ludwig selbst von seiner schwankenden, zweideutigen Politik nicht abließ. Während er trotz des Bündnisses mit England geheime Unterhandlungen mit König Philipp pflog, dem es mit seinem Versprechen, die Versöhnung

mit dem Papst zu fördern, wenig Ernst war, ließ er sich andrerseits durch seinen geistlichen Generalstab zu extremen Schritten verleiten, die selbst seine Getreuesten nur mit Kopfschütteln aufnahmen. Als Margaretha Maultasch, die Erbin von Tirol, Neigung zeigte, sich ihres Gatten, des gleichnamigen Sohnes des Königs Johann von Böhmen, zu entledigen, faßte er den Plan, seinen Sohn Ludwig den Brandenburger mit ihr zu vermählen, um das für die Verbindung mit Italien wichtige Land an sein Haus zu bringen. Die kaiserlichen Hofcanonisten bewiesen, daß die Verbindung mit Johann ungiltig sei; darauf erklärte der Kaiser aus eigener Machtvollkommenheit die Ehe für geschieden und ließ auf Schloß Tirol Hochzeit feiern. Damit waren freilich Brenner und Splügen, die hohen Brückenbogen nach Italien, in seine Hand gegeben, aber die eigennützige und gegen alles canonische Recht verstoßende Entscheidung rief in vielen Kreisen Neid und Verstimmung wach. Am lautesten aber klagte Johann von Böhmen, und seine Beschwerde fand in Avignon um so bereitwilliger Gehör, als nach dem Tode des friedliebenden Benedikt ein als Franzose dem französischen und als ehemaliger Erzieher der böhmischen Prinzen dem luxemburgischen Hofe ergebener Papst, Clemens VI., den apostolischen Stuhl bestiegen hatte. Sofort erging an die Kurfürsten eine Aufforderung zu neuer Wahl. Weit mehr aber als die Furcht, die schwer lastende Krone zu verlieren, bewog das Grauen vor den angedrohten ewigen Strafen den Kaiser zur äußersten Demüthigung. Er bekannte sich der Ketzerei und des Sacrilegiums schuldig und erklärte sich zu jeder Sühne bereit, auch zum Verzicht auf den durch nichtigen Trug gewonnenen Kaisertitel. Allein auch jetzt wurde nur mit neuen, unannehmbaren Forderungen geantwortet; es konnte kein Zweifel mehr bestehen, daß auf friedlichem Wege eine Lösung vom Banne nicht zu hoffen sei. Ludwig berief daher einen Reichs-

tag nach Frankfurt und legte die Entscheidung in die Hände der Fürsten. Zwar wurde auch jetzt betheuert, daß an den Grundsätzen des Kurvereins zu Rense festgehalten werden soll, aber es war nicht ein freudiges Eintreten für den Kaiser, sondern den meisten Fürsten war es nur noch darum zu thun, ihre eigenen Interessen gegen die päpstlichen Uebergriffe zu wahren. Als bald darauf der Schwiegervater des Kaisers, der letzte Graf von Holland, wie sein königlicher Ahnherr auf einem Feldzug gegen die Friesen den Untergang fand, belehnte Ludwig seine Gemahlin mit dem gesammten holländischen Erbe. Da in der That schon die Wittelsbachische Hausmacht durch Ludwigs Erwerbungen an Ausdehnung des Gebiets den ersten Platz im Reiche einnahm, erregte der neue Zuwachs allgemeine Besorgniß. Deßhalb fanden endlich die Intriguen der Luxemburger eine Mehrheit des Collegiums bereit, der Forderung des Papstes entsprechend den alten Kaiser preiszugeben und zu einer Neuwahl zu schreiten.

Karl, König Johanns Sohn, verstand sich unbedenklich dazu, auch in jenen Punkten, welche Ludwig als unannehmbar zurückgewiesen hatte, u. A. der Zusicherung, nur mit Erlaubniß des Papstes nach Italien gehen, Rom noch am Krönungstage verlassen zu wollen 2c., den Willen der Curie als Gesetz gelten zu lassen. Darauf sprach Clemens über den Kaiser den großen Kirchenbann aus, ein grauenhaftes Anathema, wodurch die Fürsten der Erde nicht mehr zu seiner Absetzung, sondern zu seiner Vertilgung aufgerufen wurden. Nun traten am 14. Juli 1346 die von den Luxemburgern bestochenen fünf Kurfürsten heimlich zu Rense zusammen und wählten Karl zum römischen König. Als er aber vor die Krönungsstadt Aachen zog, fand er die Thore verschlossen; ebenso weigerten ihm alle übrigen rheinischen Städte Anerkennung und Aufnahme. Um sich vor Allem der Hilfe Frankreichs zu versichern, zogen Karl und sein Vater dem König Philipp

gegen die Engländer zu Hilfe. Die Franzosen und ihre Bundesgenossen erlitten aber bei Crecy eine furchtbare Niederlage. Der blinde Böhmenkönig Johann, der sich von zwei Rittern in die Schlacht hatte führen lassen, fand ein mehr abenteuerliches, als ritterliches Ende; sein Sohn Karl entkam nach Deutschland. Als Flüchtling konnte es ihm natürlich noch weniger gelingen, Anerkennung zu finden. Auch der Plan, in Italien einzudringen, mißglückte; in Tirol wurde er von Ludwig und seinem Sohne zurückgeschlagen. Da starb der Kaiser unerwartet am 11. Oktober 1347. Er war aus seiner Burg zu München nach Fürstenfeld zur Bärenjagd ausgezogen. Auf dem sogenannten Kaiseranger bei Bruck stürzte er plötzlich, vom Schlag getroffen, vom Pferde und verschied. Auch dieser jähe Todesfall rief Gerüchte von Vergiftung wach, und man brachte damit einen Besuch der Gemahlin Herzog Albrechts von Oesterreich, Johanna, in Zusammenhang. Ohne Zweifel war es nur leerer Klatsch, wie er sich häufig an Todesfälle in fürstlichen Häusern zu knüpfen pflegt.

Den Anforderungen, die der letzte große Kampf des Mittelalters zwischen Kaiserthum und Papstthum an die Streiter stellte, war Ludwig nicht gewachsen. An staatsmännischer Begabung kam er den staufischen Kaisern nicht gleich, ebenso wenig war er ein großer Charakter. Je erschöpfender die Correspondenzen seines Cabinets bekannt gemacht werden, desto deutlicher enthüllen sich die Unsicherheit und die Zerfahrenheit seiner Politik. Eins aber hat er sich in seinen sturmbewegten Tagen ganz und voll errungen: die Liebe des Volks. Neben Rudolf dem Habsburger und Maximilian, dem letzten Ritter, ist im Süden Deutschlands kein Andrer in der langen Kaiserreihe so populär geworden wie der Städtefreund Ludwig der Baier.

Karl IV.

1347—1378.

Nahe an der herrlichen Moldaubrücke in Prag, wodurch Karl IV. den von ihm erbauten Hradschin mit der alten Stadt in Verbindung setzte, erhebt sich das eherne Standbild, das die dankbaren Enkel jenem Manne errichteten, der zwar selbst nicht zu den großen Kaisern zählt, aber Prag und Böhmen groß gemacht hat.

„Als ich nach Böhmen kam," sagt Karl in seiner Selbstbiographie, „traf ich das Königreich in solchem Verfall an, daß auch nicht ein königliches Schloß und nicht ein Gut der Krone unverpfändet geblieben war; die Landesbarone waren zum größten Theil arge Zwingherrn geworden, die keine Furcht vor dem König kannten, nachdem sie dessen Macht und Gut unter sich getheilt hatten." In den in ihrer Art einzigen Memoiren legt er sodann dar, nach welchen Grundsätzen er die gesunkene Macht, die verlotterten Finanzen der Krone Böhmen in Aufschwung brachte und auch die Lage des Landes zu verbessern trachtete. Sein verschwenderischer Vater sah diese Versuche nicht gern, ja der reformlustige Prinz wurde sogar von dem auf den wachsenden Einfluß des

Sohnes eifersüchtigen König verbannt. Seinem ehemaligen Erzieher, Papst Clemens VI., gelang aber nicht bloß die Aussöhnung zwischen Vater und Sohn, sondern durch seinen Einfluß wurde der Zögling auch auf den deutschen Thron gebracht, weßhalb er, wie einst Wilhelm von Holland, den Spottnamen Pfaffenkönig behielt. Er fand zwar auch nach dem Tode Kaiser Ludwigs nicht sofort allgemeine Anerkennung. Die bairische Partei suchte nach einem Gegenkönig und ersah endlich dazu, nachdem mehrere Andere die zugedachte Ehre abgelehnt hatten, einen tapferen Haudegen, Graf Günther von Schwarzburg. Es war jedoch ein abenteuerliches Unternehmen, einen Ritter mit ganz geringfügigem Besitz gegen den vom Papst unterstützten Luxemburger als Rivalen aufzustellen. Er erhielt zwar vier Kurstimmen, auch die Bürgerschaft der Stadt Frankfurt huldigte ihm. Dann ließ er seinen Gegner wissen, er erwarte ihn zum entscheidenden Waffengang. Allein dem martialischen Auszug mit flatterndem Reichsbanner entsprach gar schlimm die klägliche Heimkehr. Karl antwortete auf die Herausforderung mit einem Schachzug, der rasch die Lage änderte. Er verlobte sich mit Anna, der Tochter des Pfalzgrafen bei Rhein, und zog dadurch den thatkräftigsten Bundesgenossen des Gegners auf seine Seite. Ueberdies erkrankte Günther und war schließlich froh, als ihm Karl für einen Verzicht auf seine Ansprüche an das Reich 20,000 Mark Silbers bot. Den bairischen Herzogen wurde als Abfindung Absolution vom Bann zugesichert. Um übrigens jede künftige Anfechtung zu beseitigen, wurde die Wahl Karls 1349 zu Aachen nochmals bestätigt.

Nach wie vor blieb jedoch Böhmen der Hauptgegenstand seiner Sorge. Die Ueberbringung der Reichsinsignien nach seiner Burg Karlstein, vielleicht einer Nachbildung der Burg Montsalvatsch, des Sitzes des heiligen Grals und der Templeisen, der Idealschöpfung Wolframs von Eschinbach,

charakterisirt sein politisches System. Die deutsche Krone hatte nur Werth für ihn, so weit sie ihm zur Geltendmachung seiner Hausinteressen diente. Wie sein Vorgänger in Baiern, so regelte er in seinem Stammland vor Allem die Rechtsverhältnisse. Durch ein unter Mitwirkung des italienischen Rechtslehrers Bartolo von Sassoferrato entworfenes Gesetzbuch wurden über die Erbfolge und die staatsrechtlichen Verhältnisse aller Stände des Königreichs genaue Bestimmungen erlassen. Karl IV. selbst hatte eine ausgezeichnete juridische Bildung genossen, wie er denn an gelehrten Kenntnissen wohl alle Kronenträger seiner Zeit überragte. „Die böhmische Sprache," erzählt er selbst, „hatte ich während meines Aufenthalts in Frankreich und Italien völlig vergessen, lernte sie aber wieder, so daß ich böhmisch wie ein Böhme sprach; mit Gottes Hilfe habe ich auch italienisch, französisch und deutsch vollkommen lesen, sprechen und verstehen gelernt." Von seiner Erscheinung entwirft der gleichzeitige Florentiner Geschichtschreiber Matheo Villani kein günstiges Bild. „So viel wir von denjenigen vernahmen, die mit dem Kaiser umgegangen sind, war er von mittlerer Größe, ja den Deutschen gegenüber klein. Sein Rücken war etwas gekrümmt, den Kopf trug er vorgeneigt, aber nicht allzu auffällig. Er hatte große Augen, breites Gesicht, dicke Wangen, schwarzes Haar, der Vordertheil seines Hauptes war kahl. Er kleidete sich in gutes Tuch. Sein zugeknöpfter Rock reichte nur bis an die Kniee und war ohne allen Schmuck, Stickerei oder Perlenbesatz." Auch sein unruhiges Wesen wird von Zeitgenossen hervorgehoben. Sogar während er sich mit Andren unterhielt, pflegte er Weidenstäbe in kleine Stücke zu zerschneiden, und auch die lebhaft rollenden Augen verriethen die Beweglichkeit seines Geistes. Um Böhmen vor allen deutschen Landen auszuzeichnen, gründete er zu Prag 1347 einen eignen selbständigen Sitz für Pflege der Wissenschaft, die erste Uni-

versität im Reiche. Nicht umsonst hatte er in Paris und Montpellier, an den Stätten der Bildung geweilt. Auf allen Gebieten der Staatswirthschaft wurden durch ihn Fortschritte angeregt; er schuf Böhmen in einen Culturstaat um, der sich den deutschen Nachbarländern mindestens ebenbürtig zur Seite stellte. Auch Prag verdankt ihm Vergrößerung durch neue Stadttheile und stattliche Bauwerke. Der Dom von St. Veit ist eines der glänzendsten Denkmale gothischer Baukunst in Deutschland. Keine andre Stadt des Reichs bot ein so großartiges Bild, wie die von hundert Thürmen überragte Residenz Karls, die „Stadt der Paläste". Aber nicht so fast dieser hohen Verdienste wegen wird Karl IV. von den böhmischen Historikern so dankbar gefeiert; vor Allem heißt sie ihr Nationalgefühl den großen „Czechenkönig" als Vater des Vaterlands bewundern. Karl war zwar von väterlicher Seite her von rein fränkischer, von mütterlicher Seite aber von böhmischer Abstammung. Er, der deutsche König, wollte nun lieber als echter Czeche gelten und gewann dadurch in der That die vollen Sympathien der erkorenen Landsleute.

Natürlich widmeten ihm die Deutschen nicht so liebevolles Andenken. Von Kaiser Maximilian I. rührt das geflügelte Wort her, Karl sei Böhmens Erzvater, des deutschen Reichs Erzstiefvater gewesen, ja sogar die „Pest Deutschlands" soll er ihn genannt haben. Die Erbitterung des Nachfolgers erklärt sich hauptsächlich daraus, daß Karl das deutsche Königsgut verschwenderisch an seine Günstlinge vergabte. Vor Allem aber verstand er seine Königsmacht zu eignem Erwerb von Gut und Macht auszunützen. Auch den Hader und die Geldverlegenheit der Wittelsbachischen Herzoge beutete er so listig aus, daß bald ein großer Theil der Länder, die Ludwig der Baier seinem Hause zugeeignet hatte, das böhmische Reich arrondiren half.

Staufische Ideen von weltumfassender Würde des Kaiser-

thums waren dem Realpolitiker fremd; für die Wünsche und Klagen der Ghibellinen in Italien, die dringender als je nach einem Kaiser riefen, hatte er in kluger Berechnung der damit verknüpften Gefahren nur ein Achselzucken. Wie einst Dante den ersten Luxemburger Heinrich, so rief seinen Enkel und Nachfolger der glänzendste Vertreter mittelalterlicher Minnepoesie, Petrarka, nach Italien, um das zerbröckelnde Gebäude des Kaiserthums wieder aufzurichten. „Zu Ihren Füßen niedergeworfen,“ schrieb er an Karl, „flehe und beschwöre ich Sie bei allem dem, was das Heiligste ist, nach Italien zu gehen: alles ladet Sie dahin ein, nie waren die Umstände günstiger, der Himmel selbst scheint den Weg zu öffnen! . . . . Italien ruft seinen Kaiser, wie Jesus seinen Vater: Cäsar, Cäsar, Cäsar, warum hast du mich verlassen?“ Karl antwortet kühl und nüchtern: „Es ist viel schwerer, ein ganz versunkenes Schiff wieder in die See zu setzen, als ein solches, dessen Tauwerk etwa bloß beschädigt war. Dazu kömmt noch, daß die ehemals so reiche römische Republik, welche sonst durch ihren Ueberfluß ihre Kaiser, Könige und Heerführer unterstützte, jetzt so arm ist, daß sie sich selbst mit harter Mühe aufrecht erhalten kann.“ Bitter klagt er über die Schwierigkeiten, die er ohnehin auf sich geladen und erinnert an das Wort Tiber's bei Suetonius: „Ihr wisset nicht, was für ein wildes Thier das Reich ist!“ Nicht um den Wünschen der Ghibellinen gerecht zu werden, sondern nur um die Kaiserkrone und dadurch den Vortheil größeren Ansehens in Deutschland zu gewinnen, ging er endlich doch 1354 nach Italien. Schon der Umstand, daß er nicht von einem Heere, sondern nur ein paar hundert Rittern begleitet war, ließ ersehen, daß er als Oberhaupt Italiens nur so lange auftreten wolle, als es durch kluge Benützung der Lage, listige Zusagen und berückende Verheißungen möglich wäre. Er fand denn auch weder von päpstlicher, noch von italienischer Seite

Widerstand; in Mailand empfing er die lombardische, in Rom zu Ostern 1355 die Kaiserkrone. Wie ein Privatmann war er in die Stadt gekommen, am nämlichen Tage verließ er sie, wie er seinem Gönner Clemens versprochen hatte. Den Kaisertitel benützte er zwar, um sich für Bestätigung alter Vorrechte und Privilegien ansehnliche Summen bezahlen zu lassen; sonst that er aber Nichts zur Ausübung seines Kaiserrechts und Wiederherstellung der Herrschaft der Deutschen. Von den Guelfen verspottet, von den Ghibellinen verwünscht, zog er rasch nach Deutschland heim.

Im nächsten Jahr kam in Metz das unter dem Namen „Goldene Bulle" (von dem anhangenden Goldsiegel so genannt) bekannte Reichsgrundgesetz zu Stande, das die streitigen Ansprüche verschiedener Linien der kurfürstlichen Familien auf Führung der Kurstimmen regelte und alle für Wahl und Krönung des römischen Königs nöthigen Anordnungen enthielt. Da dadurch definitiv einigen Familien eine sehr bevorzugte Stellung eingeräumt war, rief das Gesetz bei den ausgeschlossenen, namentlich den Habsburgern, große Mißstimmung hervor. Auch der Papst war ungehalten, daß die Bestimmungen des Kurvereins zu Rense zu Grunde gelegt waren. Karl wußte jedoch durch seine gewöhnlichen Mittel, freigebige Austheilung von Regalien, Reichsgütern und Geld den Zorn derjenigen, die er für sich gewinnen wollte, zu entwaffnen. Auch den Papst konnte er um so leichter beruhigen, da sich in Italien die Herren von Mailand, die Visconti, zu einer Macht aufschwangen, die sogar dem Kirchenstaat gefährlich zu werden begann. Um endlich den Kurfürsten seinen guten Willen für ihre Unabhängigkeit und Unbeschränktheit zu zeigen, nahm der Kaiser die alten Bestimmungen gegen alle Arten von Eidgenossenschaften, die ohne Genehmigung der Landesherren sich bildeten, in die goldene Bulle auf und verließ überhaupt augenscheinlich das Regierungssystem seines

Vorgängers, der die Städte so wohlwollend begünstigt hatte. Karls methodischer, bedächtiger Charakter konnte sich eben in die Beweglichkeit und Unruhe der demokratischen Städte nicht finden. Freilich behaupteten sich die schon bestehenden kräftigeren Einungen, die Schweizer Eidgenossenschaft und der schwäbische Bund, auf eigene Faust auch gegen die kaiserlichen Befehle. Den Kurfürsten bewies sich Karl so dienstwillig, um in seinen fortgesetzten Bestrebungen für Erweiterung des eigenen Besitzstands nicht gestört zu werden. „Als Kaiser Karl auf der Höhe seiner Macht stand, umfaßte der Besitzstand der Luxemburger Böhmen, Mähren, die Ober- und Niederlausitz, Brandenburg, Schlesien, Theile der Niederlande, ungerechnet die zahlreichen kleinen Herrschaften und Besitzungen. Wenn er zurückdachte, wie vor einem halben Jahrhundert sein Großvater aus der kleinen Grafschaft in den Ardennen ausgezogen war, und jetzt seinen Länderbesitz überblickte, da konnte ihn gerechter Stolz über die Blüthe seines Hauses erfüllen, welches Glück und Verdienst zu hoher Macht emporhoben.“

Die Curie, durch die emporstrebende Macht der Visconti erschreckt, bestürmte immer wieder den Kaiser mit Bitten, durch sein persönliches Erscheinen in Italien ihrem weiteren Vordringen ein Ziel zu setzen; sie forderte jetzt als Gunst, was sie sonst nur mit Mißtrauen gewährt hatte. Karl erklärte sich endlich bereit, dem Wunsch des Papstes zu willfahren, benützte aber auch als diplomatisch kluger Staatsmann die günstige Gelegenheit, um das päpstlich-französische Bündniß aufzulösen, das für Deutschland so verderblich war und seine innere Einheit aufgelöst hatte. In diesem einen Punkt wenigstens trieb er wahrhaft deutsche Reichspolitik. Es gelang ihm, den Papst zur Rückkehr von Avignon nach Rom zu überreden und dadurch eine Spaltung zwischen Rom und Paris hervorzurufen, die eine neue Stärkung Deutschlands ermöglichte.

Aber auch auf seinem zweiten Römerzuge trat er nicht als Kaiser auf, sondern ebnete nur durch Verträge mit den Visconti den Weg für die Rückkehr des Papstes und begnügte sich für seine eigne Person mit freiem Durchzug und inhaltslosen Ehrenbezeugungen. Dauernden Erfolg hatte diese Compromißpolitik natürlich nicht; nach der Rückkehr des Kaisers war der Papst von den Visconti gefährlicher bedrängt denn je.

Endlich trat der Kaiser mit seinem letzten Plan hervor, den er gleichsam als Schlußstein im Gebäude seiner Politik betrachtete, mit dem Wunsche, die deutsche Königsmacht seinem Hause erhalten zu sehen. In der goldenen Bulle waren gegen Vererbung der Krone ausdrückliche Verbote enthalten; es sollte nicht gestattet sein, zu Lebzeiten eines Königs seinen Nachfolger zu wählen, und im Fall der Erledigung des Throns keine andre Rücksicht gelten, als nach bestem Wissen und Gewissen den tauglichsten Mann zu wählen. Dessenungeachtet forderte Karl die berechtigten Wähler auf, seinem ältesten Sohn Wenzel jetzt schon die Nachfolge im Reich zu sichern. „Wie wollt Ihr," soll der alte Kurfürst von Trier den Kaiser gewarnt haben, „Eure Ehre und Euren Eid wahren? Ihr selbst habt geschworen, den besten Mann in deutschen Landen zu wählen, und Euer Sohn ist ein Kind, an dem nicht Weisheit, noch Tüchtigkeit ist!" Der bibelfeste Karl verwies jedoch den Bischof auf Salomon und Joas, die ja auch schon als Jünglinge regiert hätten. Schließlich ließ sich der Trierer, wie seine Amtsbrüder durch hohe Geldsummen seiner Scrupel entledigen; auch der Papst wurde durch ein unterwürfiges Schreiben Karls und ein großmüthiges Darlehen für den Plan gewonnen. Am 13. Juni 1376 wurde der dreizehnjährige Wenzel zu Frankfurt gewählt, einige Wochen darauf zu Aachen gekrönt. „Liebe deine Freunde," läßt ein gleichzeitiger Chronist den Kaiser zu seinem jungen Sohn sprechen, „wie deinen Schatz, denn nur durch diesen bist du der höchste

Herr der Christenheit geworden!" Sehnsucht, die Orte wieder zu sehen, wo er in seiner Jugend weilte, bezeichnete er selbst als Motiv der Reise nach Frankreich, die er in seinem letzten Lebensjahr unternahm; man wird aber wohl an politische Beweggründe denken müssen, hauptsächlich wünschte er den König von Frankreich für ein Eheproject, wodurch die ungarische Krone an das luxemburgische Haus gebracht werden sollte, zu gewinnen. Ueber den Besuch Karls in Paris besitzen wir einen eingehenden Bericht, der den Conflict der coquetten Eleganz der französischen Höflinge mit der ungeschminkten Derbheit der deutschen Begleiter Karls ergötzlich schildert. Um zu verhindern, daß Karl in Frankreich kaiserliche Würde entfalte und der König des Landes in einer untergeordneten Stellung erscheine, wurden Ceremoniell und Etiquette mit peinlichster Genauigkeit abgewogen. Für den Einzug in Paris wurden dem Kaiser Rappen entgegengeschickt, weil man dem König erzählt hatte, daß die Kaiser in den Städten ihres Reichs auf weißen Zeltern einzureiten pflegten. Bald nach seiner Rückkehr starb Karl am 29. November 1378. Durch ein prunkvolles Leichenbegängniß ehrte Prag seinen König, „größer als Romulus und großmüthiger als Camillus."

Wenzel.

1378—1400.

Wenzel kam zur Regierung in einer Zeit, da die deutsche Krone eine schwere Pflicht aufbürdete, ohne ihrem Träger die Macht zu verleihen, seine Pflicht zu erfüllen. Im Reiche selbst hatte sich der Gegensatz zwischen Fürstenmacht und Bürgerthum so schroff ausgebildet, daß er unaufhörliche Fehden und sogar große Kriege hervorrief. Den Eidgenossenschaften der Städte traten Fürsten- und Ritterbündnisse gegenüber; namentlich in Schwaben und am Rhein tobte zwischen Herren und Bürgern ein förmlicher Vernichtungskrieg. Auch die auswärtigen Verhältnisse waren so drohend als möglich. Der Krieg zwischen Frankreich und England war noch immer in der Schwebe, Italien eine Beute herrschsüchtiger Nobili, eine zwiespältige Papstwahl rief Verwirrung im Abendland hervor und der Tod des letzten Ungarnkönigs, Ludwig, dessen Tochter und muthmaßliche Erbin mit Sigmund, dem jüngeren Bruder Wenzels, verlobt war, drohte eine radikale Umgestaltung des europäischen Ostens nach sich zu ziehen. Auch ein gewandterer Steuermann hätte wohl kaum

das Reichsschiff durch diese Klippen leiten können. Dem achtzehnjährigen Wenzel fehlte es aber in den ersten Jahren seiner Regierung zwar nicht an gutem Willen und redlichem Eifer, wohl aber an Kraft und Energie. Mit Recht hat man in jüngster Zeit darauf hingewiesen, daß die Vorstellung von Wenzel als einem grausamen Despoten auf Uebertreibungen geistlicher Geschichtschreiber zurückzuführen ist, die sich aus seinem Conflict mit dem Prager Clerus erklären. Insbesondere die in jähzorniger Aufwallung befohlene Hinrichtung des Prager Generalvicars Johann von Pomuk, dessen Leben und Tod bald die fromme Legende umrankte, brachte ihn in so üblen Ruf. Erst in späteren Jahren treten seine schlimmsten Eigenschaften, Scheu vor geistiger Thätigkeit und Vorliebe für die rohesten Genüsse, ausgeprägter hervor. Erst als er die Erfolglosigkeit seines Wirkens erkannte, überließ er sich Tag für Tag müssigem Waidwerk und ausschweifender Neigung zum Trunk.

Im Städtekrieg suchte Wenzel anfänglich eine Stellung über den Parteien zu behaupten. An Bemühungen, um den Frieden aufrecht zu halten, an Warnungen und Landfriedensgeboten ließ er es nicht fehlen. Indem er vor Allem große Störungen abzuwenden suchte, zeigte er sich bald den Fürsten, bald den Städten günstig und verdarb es durch diese schwankende Politik mit beiden Parteien. „Persönlich," sagt Lindner, „den deutschen Thron, der ihm mehr Mühe als Gewinn zu bringen schien, nicht hochhaltend, wollte er ihn doch nicht seiner Familie entgehen lassen; in diesem Widerspiel der Interessen schwand seine Thatkraft, die Fähigkeit, seine königliche Stellung mit Entschiedenheit geltend zu machen." In den ersten Jahren seiner Regierung strebte er noch hohen Zielen nach. Er hatte von Anbeginn an die Absicht, so bald als möglich nach Italien zu ziehen, sah sich aber bald in Familienhändel verstrickt, die auch seine Thätigkeit für

das Reich lähmen mußten. Sie entsprangen aus der unseligen Theilung der luxemburgischen Länder, die Karl IV. kurz vor seinem Tode getroffen hatte. Was er dadurch verhüten wollte, wurde vielmehr heraufbeschworen: endloser Zwist unter den Söhnen und Verwandten. Wenzel wurde sogar einmal in der Königsburg zu Prag gefangen gehalten und mußte von seinem Bruder Johann mit Waffengewalt befreit werden. Unter solchen Verhältnissen mußte Italien als unerreichbares Utopien erscheinen, aber durch den gänzlichen Verzicht darauf wurde auch Wenzels Stellung in Deutschland geschädigt. „Nicht bloß der Menge, welche stets dem Zauber von Titeln zugänglich ist, auch den Fürsten gegenüber kam der König doch in andre Stellung, wenn er auch wirklicher Imperator war. War er doch als solcher in eine höhere Sphäre gerückt, mit größeren Ansprüchen an ihre Ergebenheit ausgerüstet. Und so ungern die deutschen Reichsstände zu allen Zeiten Opfer für die Romfahrten gebracht haben, das Resultat derselben, eben die Erwerbung der kaiserlichen Majestät, nahmen sie gern an, da sie als Schmuck des Reiches galt. Der König, der nicht darnach strebte, sie zu erwerben, mußte darnach für geringer gelten, weniger geachtet werden.“ Schon ein Decennium nach der Erhebung Wenzels, als er noch häufiger deutsche Reichstage besuchte, tauchte der Plan auf, ihn abzusetzen, da er allzusehr in die böhmischen und ungarischen Angelegenheiten verwickelt sei. „Einen König in deutschen Landen wollen die Fürsten haben,“ bemerkt Caplan Welder zu dieser Nachricht. Einen Regenten vom Charakter Wenzels trieben aber solche Gerüchte nicht zu ernsterer Sorge um die Reichsgeschäfte, sondern erweckten vielmehr Unlust und Gleichgiltigkeit. Durch diese Theilnahmlosigkeit seines Königs machte Deutschland mehr und mehr den Eindruck eines der Leitung gänzlich beraubten Reichs, Verwirrung und Anarchie griffen immer weiter um sich. Wenzels Stellung wurde all-

mählich unhaltbar. Sein Sturz wurde beschleunigt durch die Agitation des Erzbischofs Johann von Mainz, der gegen den Willen Wenzels die apostolische Provision erhalten hatte und sich gegen einen vom König begünstigten Nebenbuhler mit Glück behauptete. Förmlich als Hochverrath am Reich wurde aufgefaßt, daß Wenzel um eine ansehnliche Summe den Galeazzo Visconti zum erblichen Herzog von Mailand und zum Reichsfürsten ernannte. Wieder eine der vier Kronen, auf denen einst die Ottonen das Reich gegründet, so klagte die Oppositionspartei, sei dahingegeben, nachdem schon Arelat und Rom verloren gingen; da sei es dringend geboten, wenigstens zu verhüten, daß auch die letzte Säule, Deutschland, zusammenstürze. In seiner Bedrängniß suchte sich Wenzel noch enger an den französischen Hof anzuschließen. Bei einer Zusammenkunft mit König Karl VI. soll er aber durch sein in trunkene Rohheit ausartendes Wesen gegenüber der feinen Sitte und strengen Etiquette des französischen Hofs eine geradezu unwürdige Rolle gespielt haben. Die französische Allianz reizte die rheinischen Kurfürsten, die von England reiche Diäten bezogen, zu entschiedenerem Vorgehen. Er erhielt eine Vorladung nach Oberlahnstein, um sich gegen verschiedene Anklagen zu vertheidigen. Als er nicht erschien, sprachen die vier rheinischen Kurfürsten auf dem Königsstuhl zu Rense am 20. August 1400 seine Absetzung aus, da er der heiligen Kirche nicht zum Frieden verholfen, das heilige Reich entgliedert, auch ehrwürdige Pfaffen unmenschlich getödtet habe. Am folgenden Tage wählten die Richter den einzigen weltlichen Fürsten aus ihrer Mitte, Ruprecht von der Pfalz, zum König. Ob die Absetzung als rechtmäßig erfolgt zu betrachten sei, ist bei der Unsicherheit und Unbestimmtheit der staatsrechtlichen Grundsätze und Anschauungen jener Zeit nicht leicht zu bejahen oder zu verneinen. Wenn auch Wenzel seine Pflicht als Reichsoberhaupt vielfach verletzt hatte, so war doch

jedenfalls das gewaltthätige Vorgehen der Kurfürsten unbillig und ungerecht; die Betonung der Reichsinteressen war eitel Gaukelspiel, denn engherzige Selbstsucht leitete die Richter, wie den Verurtheilten.

Ruprecht.

1400—1410.

Drei Aufgaben zu lösen, hatte Ruprecht seinen Wählern versprechen müssen: im Reich friedliche Zustände wiederherzustellen, die kirchliche Frage zu würdigem Abschluß zu führen und die verlorenen Reichslande in Italien wieder zu gewinnen. Die Klage, daß Wenzel den Landfrieden nicht gewahrt habe, klang im Munde der Fürsten wie Ironie, denn Niemand störte ihn häufiger, als die Kläger. Wenn sie jetzt Ruprecht zum Oberhaupt erhoben, so waren sie deßhalb durchaus nicht Willens, ihm zu gehorchen. Er war nicht auf rechtmäßige Weise König geworden und konnte der Natur der Dinge nach nicht für sich in Anspruch nehmen, was rechtlich Erwählten gebührte. Dieses Mißverhältniß lähmte von vorneherein seine Thätigkeit, am störendsten in Italien. Schon 1401 zog er, um den Kurfürsten seinen guten Willen zu zeigen und seiner Herrschaft durch die Kaiserkrone die legitime Weihe zu schaffen, gegen Galeazzo Visconti. Sein kleines, schlecht gerüstetes Heer wurde aber am Gardasee von den Mailändern geschlagen; ohne Heer, ohne Geld, ohne Krone mußte er nach Deutschland zurückkehren. Auf den Gassen sang man die Spottverse:

„Der Göggelmann (Vogelscheuche, Popanz) ist kommen,
Er hat eine leere Tasche bracht,
Das han wir wol vernommen.“

An den Nachwehen des mißglückten Römerzuges hatte er auch im Reiche zu leiden. Wäre nicht der aller Thatkraft baare Wenzel sein Gegner gewesen, so wäre sein Sturz unvermeidlich gewesen. Nicht mit besserem Glück konnte er für Aufrechthaltung des Landfriedens sorgen. Er verbot zwar alle Sonderbündnisse, vermochte aber weder die bestehenden aufzulösen, noch die Bildung neuer zu verhindern. Der unglückliche Zustand Deutschlands in jener Zeit spottet aller Beschreibung. In allen Städtechroniken erzählen die der Geschichte des fünfzehnten Jahrhunderts gewidmeten Blätter von endloser Fehde, Plünderung und Mordbrennerei. Als der König im Gefühl seiner Pflicht dem Unwesen der Herren, die Ritter und Räuber in einer Person waren, ernstlich zu steuern suchte, zeigte sich, daß weit zahlreicher die Freunde der Unordnung, als die Patrioten, die das edle Streben des Königs zu unterstützen bereit waren. Die Gerechtigkeitsliebe Ruprechts wird von allen Quellen einmüthig gerühmt. Er konnte den an seinem Wirken mäkelnden Fürsten ein stolzes Wort entgegenhalten: sie könnten ihm aus seiner ganzen Regierungszeit auch nicht eine einzige That nachweisen, wodurch er für sich oder sein Haus zeitlich Gut hätte gewinnen wollen. Nur hie und da zeigt er etwas von der Hartnäckigkeit und dem Trotz, die an dem Wittelsbacher auf schwedischem Thron, dem Eisenkopf Karl XII., so charakteristisch hervortreten. Wenn Ruprecht geringe Regierungserfolge aufzuweisen hat, so kann dies nicht ihm zur Last fallen. Er konnte auf sich anwenden, was auf dem Grabmal Hadrians VI. geschrieben steht: Wie viel kommt darauf an, in welche Zeit das Wirken auch des besten Mannes fällt! Als er sich erkühnte, auch die Räubereien einiger Mainzischer Vasallen ahnden zu wollen, zeterte der Mainzer Erzbischof

über unerhörte Bedrückung. Wie er vorher gegen Wenzel den Pilatus gespielt hatte, so erhob er sich jetzt gegen Ruprecht und rief zum Schutz der gefährdeten Freiheit die rheinischen und schwäbischen Fürsten auf. Zu Marbach wurde 1405 ein förmlicher Bund gegen den König geschlossen.

Wie hätte er unter solchen Umständen Fragen der äußeren Politik mit Glück erledigen können! Wenzel und andre deutsche Fürsten arbeiteten ihm stets entgegen, Slaven und Romanen waren fest gegen deutsche Politik verbündet. Am deutlichsten zeigte sich dies auf dem Concil, das sich 1409 zur Beilegung des Schisma versammelte. Während Ruprecht sich eidlich verpflichtet hatte, Gregor XII., der sein Königthum anerkannt hatte, gegen Benedikt XIII. zu unterstützen und ihm die Obedienz der fremden Mächte zu verschaffen, wurden jetzt beide Päpste abgesetzt und an ihrer Stelle Alexander V. erhoben. Als Legat des neu Gewählten nahm Erzbischof Johann von Mainz eine für das Oberhaupt des Reichs ebenso beleidigende, wie drohende Stellung ein, verbündete sich mit Wenzel und trat sogar in ein offenes Vasallitätsverhältniß zu Frankreich. Unverzagt schickte sich Ruprecht an, gegen den Marbacher Bund die Waffen zu ergreifen, aber sein Tod (18. Mai 1410) verhinderte den Ausbruch offenen Kriegs. Fast Alle, die ihm in den Anfängen seiner Regierung hilfreiche Hand geboten hatten, waren seine Feinde geworden; er selbst war sich treu geblieben. Eine Inschrift auf seinem Grabmal zu Heidelberg kündet mit schlichtem Wort sein Lob: „Gott hielt ihn für würdig, daß er um der Gerechtigkeit willen leide!“

Sigmund.

1410—1437.

„Zu Frankfurt hinterm Chor
Haben gewählt einen Kunig ein Kind und ein Thor!“

Diese Spottverse auf die Erhebung des letzten Luxemburgers waren nicht unbegründet. Nur der junge Sohn Ruprechts und der blöde alte Kurfürst von Trier erkoren auf dem Kirchhof außen am Chor der Bartholomäuskirche, weil die Kirche selbst der Erzbischof von Mainz verschlossen hielt, den Bruder Wenzels, Sigmund, der als Markgraf von Brandenburg die dritte Wahlstimme für sich selbst hinzufügte. Von den übrigen Kurfürsten dagegen wurde Jost, Markgraf von Mähren, erhoben. Auch Wenzel suchte seine Königswürde wieder geltend zu machen, so daß sich zum dreifachen kirchlichen Schisma ein dreifaches politisches gesellte. Jost starb jedoch bald darauf, Wenzel entsagte zu Gunsten des Bruders, und durch eine neue Königswahl am 21. Juli 1411 wurde die Einheit des Reichs wieder hergestellt.

Sigmund war schon als Knabe Gemahl der ungarischen Prinzessin Maria geworden, ohne aber den dadurch gewonnenen Erbanspruch sofort zur Geltung bringen zu können.

Den Parteienkampf in Ungarn unterbrach plötzlich der Einbruch der Türken unter Bajasid. Sigmund, der Heerführer der rasch durch Kreuzzugspredigten zusammengerufenen christlichen Schaaren, wurde bei Nikopolis auf's Haupt geschlagen. Das Abendland war rettungslos der Ueberfluthung durch die Türken preisgegeben; zum Glück der Christenheit wurde Bajasid durch einen noch grimmigeren Feind, den großen Mongolenkhan Tamerlan, abgelenkt und überwunden. In der Kriegsnoth war den Ungarn das Bedürfniß der Einigkeit klar geworden und der kluge und in der Wahl der Mittel nicht wählerische Sigmund wurde endlich Herr von Ungarn. Durch seine Erhebung zum deutschen König war der Schwerpunkt des Reichs dauernd an die östliche Grenze des Reiches verlegt.

Eine zerrissene Kirche, ein zerrüttetes Reich heischten Hilfe vom deutschen König. Er wandte sich zuerst an Lösung der kirchlichen Frage. Unsägliche Schwierigkeiten mußten bewältigt werden, ehe im November 1414 zu Kostnitz am Bodensee ein allgemeines Concil eröffnet werden konnte. Es war die glänzendste Versammlung, die das Mittelalter sah. Aus allen Ländern des römisch-katholischen Europa kamen Patriarchen und Bischöfe, Doctoren des Rechts und der Gottesgelehrsamkeit, um unter des Königs Schutz am großen Friedenswerk zu arbeiten. Außer den Geistlichen trafen Tausende von Fürsten und Rittern in Kostnitz ein, außerdem Handelsleute, Glücksritter, Dirnen und fahrendes Volk aller Art. Der Canonicus Ulrich Reichenthal, der das Geschäft hatte, die Fremden aufzuzeichnen, zählte über 50,000 Personen, die das Concil besuchten; andere Berichterstatter geben noch höhere Zahlen. „Vil Herren und Edelleut," charakterisirt eine zeitgenössische Chronik diese Gäste, „sind unaufgefordert selbs dahin gezogen, etlich, das Concil zu besehen und die fremden Leut, etlich haben Heirat darauf beschlossen, damit mehr Glücks darzu schlüge, vil kamen dahin, um in Rennen

und Stechen ze holen, etlich kamen, sich sechen zu lassen, etlich ritten dahin dem Kaiser nach, Freiheiten, Ritterschaft, Lehen und andere Regalien zu empfahen, vil eilten dahin, des neu erwelten Pabsts Segen und Ablaß zu empfahen." In der Christnacht hielt König Sigmund mit einem prunkenden Gefolge von tausend Personen Einzug. In feierlicher Prozession bei Fackelschein begab er sich in die Kathedrale, wo Papst Johann XXIII. mit aller Pracht des katholischen Cultus die Christmette celebrirte. Nach altem Herkommen diente der König, mit der Krone auf dem Haupte, als Diakon am Altar und sang mit wohltönender Stimme das für den Augenblick besonders bedeutungsvolle Evangelium: Es ging ein Ruf vom Kaiser aus. Allein schon vor seiner Herkunft war sein kaiserlicher Name in Kostnitz arg mißbraucht worden, im Prozeß gegen Johann Huß von Prag. Huß stand als Professor der Theologie an der Prager Universität seiner Beredsamkeit und seines Scharfsinns wegen in großem Ansehen. In seinen Predigten züchtigte er, wie einst Arnold von Brescia, ohne Schonung Mißstände der vornehmen Welt und des Clerus und gewann dadurch die Gunst des Volks in hohem Maß; zugleich vertrat er das national-böhmische Element gegen das deutsche. Allmählich ging er weiter, eignete sich Vieles von den Lehren des englischen Reformators Wiklef an und lehnte sich gegen die Kirchenlehren vom Abendmahl und vom Sündenablaß auf. Deßhalb wurde über ihn der Bann verhängt, und als das allgemeine Concil zusammentrat, wurde der Ketzer vor das päpstliche Gericht geladen. Sigmund gab ihm auf Bitten Wenzels einen Geleitsbrief. Johann XXIII. aber beschloß, um durch diesen Handel die Kirchenväter von andrer Fährte abzulenken, mit aller Strenge gegen den böhmischen Volksmann zu verfahren, und ließ ihn in Haft bringen. Sigmund forderte zwar anfänglich zornig seine Freilassung, ließ sich aber durch die Vorspiegelung, daß

dem Ketzer nur Sicherheit auf der Reise, nicht in der Stadt Kostnitz verbürgt sei, beruhigen. Der Prozeß nahm seinen Lauf. Da Huß Widerruf weigerte, wurde er nach der Bestimmung des Schwabenspiegels auf der Richtstätte der Stadt Kostnitz verbrannt. Er starb als Märtyrer für seine Ueberzeugung, aber auch das geistliche Gericht handelte nur, wie es nach seinen im Geist der Zeit wurzelnden Prinzipien handeln mußte. Dagegen war der Bruch des königlichen Worts durch Nichts zu rechtfertigen; durch Sigmunds unzeitige Nachgiebigkeit erwuchsen aus der Blutsaat zu Kostnitz die furchtbaren Hussitenkriege.

Wenn aber Johann gehofft hatte, durch den Prozeß gegen Huß und durch untergeordnete Streitfragen die Versammlung vom Hauptzweck, Herstellung der Kircheneinheit durch Wahl eines neuen Papstes, abzulenken, sah er sich getäuscht. Auch ein Versuch, durch reichen Lohn den Beistand Sigmunds für seinen Plan zu gewinnen, mißlang. Sigmund, obschon geldbedürftig alle Tage, widerstand ehrenhaft der Versuchung. Johann versuchte nun durch einen Fluchtversuch das Concil zu sprengen, allein die versammelten Väter sprachen die Ueberordnung eines Concils über den Papst aus. Vergebens griff Herzog Friedrich von Oesterreich für den bedrängten Papst zu den Waffen; Sigmund bot gegen ihn des Reiches Hilfe auf und trieb ihn so glücklich zu Paaren, wie schon seit Langem kein unbotmäßiger Vasall gedemüthigt worden war. Johann wurde abgesetzt, Gregor XII. entsagte freiwillig seiner Würde. Um hiezu auch Benedikt XIII. zu bewegen, ging Sigmund selbst nach Spanien und erreichte wenigstens, daß die Spanier dem Unbeugsamen ihre Obedienz aufsagten. Dagegen mißlang sein Versuch, Frieden zwischen den Franzosen und Engländern zu vermitteln. Unverrichteter Dinge kehrte der König aus London nach Kostnitz zurück, wo die durch Streitigkeiten der Nationen zerklüftete Versammlung

sich schon aufzulösen drohte. Während die Deutschen und Engländer vor Allem die Reformation der Curie anstrebten, wollten die Romanen zunächst die Wahl eines neuen Kirchenoberhaupts betrieben wissen. Sigmund wurde sogar von den Kardinälen hussitischer Grundsätze beschuldigt, seine Anhänger schmolzen täglich mehr zusammen, zuletzt blieb ihm nichts Andres übrig, als in einem öffentlichen Manifest seine Mißbilligung über den Aufschub der Heilung der an Haupt und Gliedern kranken Kirche auszusprechen und das Concil zu verlassen. Ein Italiener, Martin V., wurde auf den apostolischen Stuhl erhoben und benützte bald den Ausbruch einer Epidemie in Kostnitz, um das Concil aufzuheben.

Inzwischen hatte in Böhmen die durch Huß' Hinrichtung hervorgerufene Bewegung, von Wenzel selbst begünstigt, immer weitere Kreise ergriffen. Die Jünger des Märtyrers bildeten eine geschlossene kirchlich-nationale Partei, die mit tollkühner Energie die Herrschaft in Böhmen an sich zu reißen trachtete. An ihre Spitze trat Zizka, der wahrhaft dämonischen Einfluß auf seine Landsleute gewann und sich sogleich in den Kämpfen der „Taboriten" mit den Katholiken als genialer Heerführer bewährte. Nicht Sigmund allein, sondern alle Welt unterschätzte die Kraft eines von religiösem Fanatismus durchglühten Volks in Waffen. Als Prag selbst nach wilden Mordscenen in die Hände der Schwärmer gefallen war, wollte endlich Wenzel strafend einschreiten, aber ein Schlagfluß machte seinem Leben ein Ende, am 16. August 1419. Rechtmäßiger Erbe Böhmens war jetzt Sigmund, dessen persönlichen Standpunkt gegenüber jenen Beschuldigungen der Italiener die Aeußerung kennzeichnet, er könne es kaum erwarten, die Wiklefiten und Hussiten ersäuft zu sehen. Er schickte sich unverzüglich an, von Wenzels Erbe Besitz zu ergreifen, aber der Weg zum Thron sollte durch Ströme von Blut führen. Die Kelchbrüder verweigerten dem „Henker"

ihres Propheten Anerkennung und rüsteten sich zum Widerstand. Die Bauern brannten ihre Hütten nieder, um sich ohne Sorge um zeitliche Habe nur dem Kampf für die heilige Sache zu weihen. Um die gänzliche Ausrottung des Katholicismus in Böhmen zu verhindern, wurde endlich in den deutschen Nachbarländern das Kreuz gepredigt. Die Deutschen wütheten nun ebenso schonungslos und grausam gegen Alles, was czechisch sprach, und reizten ihre Gegner zum Aeußersten. Vergebens belagerte das Kreuzheer die von Zizka besetzte Stadt Prag, alle Stürme wurden abgewiesen. Zizka verfügte nur über ungeübte und schlecht bewaffnete Bürger- und Bauernhaufen, dennoch wurden die stattlichen Ritterheere zerknickt, wie Rohr im Sturme. „Dort fragte man weder nach Ritterart und Wappenbild, noch nach Turnierkünsten und Courtoisie; die Scharen der Brüder, Handwerker und Bauern, Gesellen, Knechte, Taglöhner, jeder bereit, für den Kelch zu siegen und zu sterben, ihren Führern zu strengstem Gehorsam, zu jedem Dienst, zu jedem Gewaltmarsch, jeder Entbehrung, jedem Aeußersten bereit, — sie waren eine gar andre Streitkraft als die herkömmliche feudale, die weder zu gehorchen, noch zu entbehren verstand und Ehre, Gunst und Beute suchte, während jene für ihren Glauben, für die Freiheit, für Ideen kämpften.“ Die Königlichen erlagen überall, Sigmund mußte das Land verlassen. Als die Kunde von seinen Niederlagen in's Reich drang, wollte man gar nicht für möglich halten, daß dabei kein Verrath im Spiel wäre. „Die Reden,“ sagt Bezold, „die mindestens im Geheimen umgingen, treten uns am Lebendigsten und Anschaulichsten in den Herzensergüssen des Regensburger Mönchs Andreas entgegen. Da heißt es, der König sei ein Räuber und Widersacher der Kirche, schlechter als Herodes, Nero und Domitian; seine schöne Schwägerin, Sophie von Böhmen, habe ihn mit ihrer verbrecherischen Liebe bethört und den eidbrüchigen Mann auf

die Seite der Hussiten gezogen." Zwar führte im Lager der Hussiten selbst Zwiespalt der religiösen und politischen Meinungen zu erbitterten Kämpfen, aber im Augenblick der Bedrohung durch den gemeinsamen äußeren Feind schlossen sich die Getrennten immer wieder eng an einander. Bei Deutschbrod erlitt Sigmund mit einem ungarisch-österreichischen Heere 1422 abermals eine furchtbare Niederlage. „Die böhmischen Ketzer," klagt Eberhard von Windeck, „thaten also großen Jammer und Leides am deutschen christlichen Volk, daß nicht Wunder wäre, wenn das Volk an Gott verzagt hätte und daß man keinem von böhmischer oder mährischer Zunge je hold werden sollte." Im Reich wurde der Hussiten wegen viel gesprochen, geschrieben, verhandelt, aber zur Ausführung kam Nichts oder doch nicht das Nöthige zu rechter Zeit und mit genügender Kraft. Auf Reichstagen wurden Beschlüsse über Beschlüsse gefaßt, um die Ketzerei in Böhmen zu vertilgen, aber ausreichende Hilfe konnte Sigmund von den Fürsten nicht erlangen, die nur in selbstsüchtigen Interessen befangen waren. Die Hussiten beschränkten sich allmählich nicht mehr auf die Vertheidigung Böhmens. Wie ein Lavastrom unaufhaltsam sich fortwälzend Dörfer und Wälder begräbt, so überflutheten die todesmuthigen Taboriten alle deutschen Nachbarländer und nirgend wurde ihnen Halt geboten. Auch bei Aussig 1426 löste sich ein bunt zusammengewürfeltes Reichsheer in wilder Flucht auf. Sigmund selbst mußte überdies gleichzeitig noch mit einem andren, nicht minder gefährlichen Feind den Ringkampf aufnehmen; mehrere Jahre lang hatte er als König Ungarns mit den Türken in den unteren Donauländern Krieg zu führen. Immer weiter dehnten die Hussiten ihre Verheerungszüge aus, aber auch Noth und Gefahr konnten die deutschen Reichsstände nicht zu einmüthigem Beschluß und kräftiger That bewegen. Die Siege der Böhmen deckten den schmählichen Verfall des deutschen Reichs auf; die mächtige Nation sah

sich von einer Schaar entschlossener Fanatiker gedemüthigt. Endlich trat in Böhmen selbst auf die allzu große revolutionäre Anstrengung Abspannung ein. Sigmund knüpfte nun mit den Gemäßigteren, die von ihren eigenen, durch Blutdurst und Beutegier zum Wahnsinn getriebenen Glaubensgenossen Alles zu fürchten hatten, Unterhandlungen an. Auch der Adel Böhmens machte endlich gegen das demokratische Element im Hussitenthum energischer Front.

Die Hussitenfrage sollte auf dem allgemeinen Concil entschieden werden, das zu Basel 1431 eröffnet wurde. Die großen Diplomaten jener Zeit waren Enea Silvio de Piccolomini, der sich später zur höchsten Würde der Christenheit aufschwang, und der Kanzler Kaspar Schlick, der unter drei Kaisern die Geschicke Deutschlands lenkte. Das allgemeine Friedensbedürfniß ließ es auch auf diesem Concil nicht zu der von Deutschland geforderten Reformation der Kirche kommen; man ging darüber zur Tagesordnung, der Wiederaufnahme Böhmens in die alte Kirche, über. Da jedoch die Curie unablässig offen und heimlich den Beschlüssen des Concils, überhaupt einer „parlamentarischen Ordnung der Kirche" widerstrebte, ging Sigmund im November 1431 nach Rom. Insbesondere der Gewandtheit seines Kanzlers hatte er zu danken, daß der Papst sowohl zur Kaiserkrönung, die am 31. Mai 1433 in St. Peter vollzogen wurde, seine Einwilligung gab, als auch wenigstens vorübergehend dem Concil versöhnlich entgegenkam. So wurde endlich der Ausgleich mit den Hussiten ermöglicht. Durch die sogenannten Prager Compactaten wurde die Selbständigkeit der hussitischen Kirche anerkannt und der Genuß des Abendmahls unter beiden Gestalten zugestanden. Nun erkannten auch die Böhmen ihren Erbherrn an: im August 1436 hielt Sigmund, von der wankelmüthigen Menge mit Jubel begrüßt, Einzug in Prag. Nachdem er endlich, freilich nur durch demüthigendes Com-

promiß die furchtbare Bewegung bemeistert hatte, faßte er, um die gänzliche Zersplitterung des Reichs zu verhüten, eine Reform der Reichsverfassung in's Auge und hielt deßhalb einige Reichstage ab, ohne daß jedoch die gefaßten Beschlüsse zu eingreifender Wirkung gelangten. Ebenso illusorisch erwies sich die Hoffnung, daß der kirchliche Friede gesichert sei; auch diese „glorreichste Errungenschaft" des Kaisers, wie er selbst sie nannte, fiel zusammen wie ein Kartenhaus, denn das Basler Concil endete mit einem neuen Schisma. Während auf solche Weise Alles in Frage gestellt war, was der siebzigjährige Kaiser für Kirche und Reich gesichert zu haben sich rühmte, erhob sich sogar Aufruhr gegen ihn in der eigenen Familie. Gegen seine letztwillige Verfügung, die dem Eidam Albrecht von Oesterreich das ganze luxemburgische Erbe zusprach, lehnte sich seine herrschsüchtige Gemahlin, Barbara von Cilly, auf und reizte die Hussiten zum Widerstand. Um seine eigne Freiheit zu retten, sah sich Sigmund genöthigt, die Kaiserin in Haft bringen zu lassen. Bald darauf starb er, am 9. Dezember 1437. Wie er im Leben stets seine majestätische Erscheinung und seinen schlagfertigen Witz in allzu aufdringlicher Weise zur Schau trug, so hatte auch noch sein Lebensende etwas Theatralisches. „Des Tags, als er verscheiden sollt," erzählt Windeck, „do hies er sich anlegen wie einen romischen Kaiser des Morgens mit sein kaiserlich Kron und horte die Meß und nach der Meß ließ er sich do wieder austun und sprach: Nu tut mich an, als man mich begraben will. Des tet man. Also sas er auf einem Stul und verschid." Sein Biograph Aschbach macht auf die Aehnlichkeit mit Kaiser Augustus aufmerksam, der auf dem Sterbelager zu den Freunden sagte: Klatscht, ich habe bis zum Ende gut gespielt! Doch nur im Charakter, nicht im Glück ist die Aehnlichkeit zu finden. Beide waren in der That nur Schauspieler, beide waren der Ansicht, daß man mit den Menschen

spielen müsse, um über sie zu herrschen. Augustus hinterließ aber, als er von der Scene abtrat, einen blühenden Staat, Sigmund unfertige chaotische Zustände. Auch sein Leben war zwar reich an Thaten, aber die Unstätigkeit, die ihn von einem Plan zum andren eilen ließ, vereitelte alle Erfolge. Während ihn die Vorliebe für Pomp und Prunk zu einer seine Stellung gefährdenden Verschwendung verleitete, sank er hinwieder in der Absicht, sich populär zu machen, im Umgang mit Dirnen und Trunkenbolden zur Trivialität herab: er hielt den Schein für das Wesen der Größe und Volksthümlichkeit eines Fürsten.

Albrecht II.

1438—1439.

Als Lagergenosse im Hussitenkrieg trat Herzog Albrecht von Oesterreich zu König Sigmund in freundschaftliche Beziehungen, die zu einer Verlobung des Herzogs mit der erst dreizehnjährigen einzigen Tochter Sigmunds, Elisabeth, führten. Durch diese Heirat kam an den Habsburger nicht bloß das luxemburgische Erbe, sondern mittelbar auch die Kaiserkrone, die fortan fast ununterbrochen bei seinem Hause blieb. Albrecht wird gerade im Gegensatz zum gefallsüchtigen und geschmeidigen Sigmund als ein schlichter, rauher Kriegsmann von hoher, gedrungener Gestalt, sonnenverbranntem Antlitz, finstrer Miene, gravitätisch gemessenem Gang geschildert. Man sah ihn, erzählt ein Chronist, zu keiner Stunde des Tags ohne sein Schwert. Deutsche Quellen wissen seinen geraden Sinn und sein biederes Wesen zu rühmen; auch der böhmische Chronist Bartos von Drahonicz schließt sich im Allgemeinen diesem Urtheil an, freilich nicht, ohne beizufügen: „Er ist gut, so weit man dies von einem Deutschen erwarten kann.“ Im Kampf gegen die Hussiten sah er eine heilige Pflicht und hielt auch unmenschliche Härte und Grausamkeit für gerechtfertigt. Die Hussiten rächten

sich dafür durch ebenso schonungslose Verheerung Oesterreichs. Nach dem Tode Sigmunds wurde Albrecht zwar in Ungarn ohne Widerstand als Nachfolger gewählt; in Böhmen aber standen sich eine königliche und eine nationale Partei schroff gegenüber. Nur um den Deutschen und strengen Katholiken von der Herrschaft zu verdrängen, boten die Czechen dem dreizehnjährigen polnischen Prinzen Kasimir die Krone an. Albrecht wurde zwar von seinen Anhängern nach Prag geführt und zum König Böhmens gekrönt, konnte sich aber ebenso wenig wie sein Gegner dauernd im Lande, das in wüste Anarchie versank, behaupten.

Zum deutschen König wurde er am 18. März 1438 zu Frankfurt einstimmig gewählt, die Krönung wurde nie vollzogen. In die kirchlichen Händel sich einzumengen, zeigte er keine Neigung; das Intriguenspiel auf der Baseler Bühne mußte gerade einem ehrlichen Katholiken anstößig sein. Aber auch zu einer Thätigkeit für das Reich gelangte er nicht, da ihn sogleich der Einfall Sultan Murads in Siebenbürgen zum Schutz seines ungarischen Reichs aufrief. Er ging mit Entschlossenheit in den Kampf, wurde aber vom ungarischen Adel fast gar nicht unterstützt, so daß er sich auf die Abwehr der feindlichen Uebermacht beschränken mußte. Während der deutsche König mit deutschen Soldtruppen die ungarische Grenze vertheidigte, wurden in Ofen die deutschen Beamten und Kaufleute erschlagen und ihre Häuser geplündert. Durch den Aufenthalt im sumpfigen Donauland zog sich Albrecht ein Fieber zu, das ihn im kräftigsten Mannesalter hinweggraffte, am 27. Oktober 1439. Der tapfere, kräftige Kriegsmann eröffnet nicht unwürdig die lange Reihe der Habsburger auf dem deutschen Thron.

Friedrich III.

1440—1493.

Die habsburgische Hausmacht war durch Landestheilungen in drei Theile gespalten, deren Regenten sich häufig mit den Waffen in der Hand gegenüberstanden. Durch den Tod seiner beiden Oheime erhielt aber der Senior des Hauses, Herzog Friedrich von Steiermark, als Vormund seiner Neffen die Regentschaft in allen habsburgischen Landen. Diesem Umstand hatte er auch seine Erhebung zum deutschen König, am 1. Februar 1440, zu verdanken; die rheinischen Kurfürsten erhielten für ihr Votum die bereits herkömmlich gewordene ansehnliche Geldbelohnung. Die deutsche Krone hatte längst aufgehört, um ihrer selbst willen ein begehrenswerthes Gut zu sein. Auch vom edlen Drang, zum Wohl des Ganzen den schlummernden Einheitsgedanken wieder zu wecken, war Friedrich nicht beseelt. Was ihn bewog, nach dem Königsreif zu trachten, war nur die selbstsüchtige Erwägung: ein deutscher König hatte nicht zu fürchten, vom deutschen König im Erwerb eigener Hausmacht gestört zu werden. Aber auch dazu besaß Friedrich nicht die Thatkraft; die Macht des österreichischen Hauses fiel immer mehr auseinander. Sein eigener Bruder Albrecht

überzog ihn unablässig mit Fehde. Die in Böhmen und Ungarn eingesetzten Gubernatoren Georg von Podiebrad und Mathias Hunyadi ließen nicht bloß den kraftlosen Vormund, sondern auch den rechtmäßigen Erben der Reiche, Albrechts II. Sohn Ladislaus, zu keinem Ansehen gelangen; nach dem Tode des jungen Ladislaus 1457 gingen beide Lande dem habsburgischen Hause verloren. Friedrich griff zwar häufig zur List, die Feinde seiner Feinde aufzureizen, aber er war ein zu schwacher und treuloser Bundesgenosse, um aus solchen Anschlägen großen Vortheil zu erbeuten. Auch die keckſten Beleidigungen konnten ihn nicht aus seinem trägen Wesen aufrütteln, jeder Schwung, jede Aufregung war ihm fremd. „Fried macht Reichthum, Reichthum macht Hoffart, Hoffart macht Uneinigung, Uneinigung macht Krieg, Krieg macht Armuth, Armuth macht Demüthigkeit, Demuth macht Fried.“ Solche Sprüche schrieb er in sein Tagebuch ein, um sich selbst mit der Ueberzeugung zu beschwichtigen, daß alle erhabenen und schmerzlichen Gefühle und Zustände im Grunde nur eitel seien und in der physischen, wie in der moralischen Welt ein höherer Wille ewigen Kreislauf gebiete.

Die helvetische Eidgenossenschaft, faktisch seit langer Zeit vom Reich völlig unabhängig, fand immer neuen Zuwachs im Alpengebiet, dessen Natur die Vertheidigung auch gegen überlegene Feinde ermöglichte. Die Furcht, daß auch die anstoßenden habsburgischen Lande mit Hilfe der Nachbarn ihre Unabhängigkeit anstreben möchten, ließ Friedrich in den Schweizern besonders gefährliche Feinde erblicken, aber in Erinnerung der Schlachten von Morgarten und Sempach wagte er nicht selbst gegen sie aufzutreten, sondern reizte zuerst den Herzog von Burgund, dann Karl VII. von Frankreich zum Einfall. Die französischen Söldlinge, nach ihrem Führer „Armagnacs“ genannt, verheerten das Land grauenvoll. Diese vollends eines deutschen Königs unwürdige Handlungsweise

veranlaßte die Kurfürsten, auf einem Reichstag zu Nürnberg mit Anklagen gegen ihn aufzutreten. Die einzige Folge war jedoch, daß Friedrich siebenundzwanzig Jahre hindurch keinen Reichstag mehr besuchte und das Reich sorglos den Bürgerkriegen überließ. Namentlich im großen Kampf zwischen den Brandenburgern und Wittelsbachern nahmen fast alle Fürsten für und wider Partei. Aus der königlichen Kanzlei kamen zwar von Zeit zu Zeit Edicte und Mandate, denen jedoch keine Beachtung geschenkt wurde. War ja doch sogar in Oesterreich die Achtung vor dem Oberhaupt des Reichs und dem Landesherrn so tief gesunken, daß ihm einzelne Ritter Fehdebriefe zuschickten und die königlichen Burgen in Asche legten.

Ein so schwacher, gefügiger Träger der deutschen Krone war natürlich der Curie „lieber und getreuer Sohn". Sein Wunsch, die Kaiserkrone zu erlangen, stieß daher auf keinen Widerstand. Nur mit einem Gefolge von Höflingen ging er nach Italien, nachdem er sich vorher von den Fürsten und Städten Geleitsbriefe hatte ausstellen lassen. Am 16. März 1452 wurde er in St. Peter gekrönt und zugleich mit Leonore von Portugal vermählt, „als politisches Ereigniß unbeachtet, für Friedrich immerhin der Glanzpunkt seines Lebens." Neben dem Altar saß Nikolaus V. auf hohem Thron von Elfenbein, umgeben von den Purpurträgern der Kirche. Vor ihn wurde Friedrich geführt und leistete den Eid der Treue und Ergebenheit. Dann bekleidete man ihn mit der Albe und weihte ihn zum Canonikus von St. Peter, worauf er den anwesenden Geistlichen den Bruderkuß gab. Sie bekleideten ihn mit dem kaiserlichen Ornat und der Papst sprach über ihn die drei heiligen Weihen und salbte ihn auf Schulter und Arm mit dem heiligen Oel. Nach einer vom Papst celebrirten Messe folgte die Einsegnung und Krönung des kaiserlichen Paares. Darauf stiegen Kaiser und Papst die Stufen der Kirche herab,

und als Nikolaus den Zelter bestieg und der Kaiser nach alter Sitte den Steigbügel hielt, da grüßte tausendstimmiger Zuruf des Volks den „Geweihten des Herrn". Es war die alte ehrwürdige Feier, aber nur noch eine Form ohne Inhalt.

Zu kaiserlicher That hätte sich bald nach der Krönung würdiger Anlaß geboten. Ein Ereigniß trat ein, das längst erwartet werden konnte und doch wie ein Donnerschlag die ganze Christenheit erschütterte: Sultan Mahmud schlug durch Einnahme von Konstantinopel 1453 das morsche byzantinische Kaiserthum in Trümmer, der letzte der griechischen Cäsaren starb den Heldentod. Nun wurde, wie ehedem nach dem Fall von Edessa und Jerusalem, das Kreuz gegen den Türken gepredigt und Allen, die wider den Erbfeind der Christenheit zögen, ewiger Lohn verheißen. Friedrich erließ ebenfalls geharnischte Proclamationen, blieb aber selbst, obwohl ihm Wenzel's Schicksal angedroht wurde, den von ihm berufenen Reichstagen fern. Wenig ehrenvoll war auch sein Verhältniß zu Herzog Karl dem Kühnen von Burgund, der das alte Reich Lothars vom Meer bis zu den Alpen wieder aufzurichten und die offizielle Erhebung seines durch kühne Eroberungszüge bereits nach allen Richtungen erweiterten Gebiets zum Königreich durchzusetzen trachtete. Der Kaiser zeigte sich nicht abgeneigt, seinem Wunsche zu willfahren, verlangte aber als Lohn die Vermählung seines Sohnes Maximilian mit Karls einziger Tochter Maria. Beide Fürsten kamen zu Trier zusammen, wobei der Burgunder so reichen Pomp entfaltete, daß das Gefolge des Kaisers gar armselig davon abstach. Karl trug über seinem vergoldeten Harnisch einen kurzen Mantel von klarem gezogenen Gold mit Edelsteinen übersäet, „so auf vier Tonnen Goldes geschätzt wurde". Aller Augen aber, sagen die Trierer Jahrbücher, zog dennoch des Kaisers Sohn, Maximilian, der nur ein einfaches, schwarzes Wams trug, durch seine edle, ritterliche Erscheinung auf sich.

Die Unterhandlungen führten nicht zum Ziel, da sich die beiden Väter wechselseitig mißtrauten und die Drohungen Frankreichs den Kaiser einschüchterten. Erst später wurde das Projekt wieder aufgenommen; Friedrich gab sogar insgeheim seine Zustimmung, daß Karl Lothringen bekriege und seinem Reiche einverleibe. Karls Glück zerschellte aber bei Nancy, wo er Niederlage und Tod fand. Nichts desto weniger kam die Verbindung zu Stande, der das Habsburgische Haus neuen Aufschwung verdankte. Während aber schon das kräftige, ritterliche Auftreten Maximilians auf den Anbruch einer neuen Aera hoffen ließ, saß Friedrich unbeachtet und unthätig in Graz. Die Schwäche des Nachbars lockte König Mathias von Ungarn, seine Waffen gegen Oesterreich zu wenden; er eroberte fast das ganze Land und residirte bis zu seinem Tode in Wien. Friedrich sah sich darauf angewiesen, die Unterstützung der Städte und Abteien zu suchen. Dennoch weigerte er sich hartnäckig, auf den Schein der Macht zu verzichten. Als der erbärmliche Verfall des Kaiserthums sogar die Kurfürsten erröthen machte und sich für Erhebung Maximilians zum König seltene Einmüthigkeit kund gab, leistete der alte Kaiser heftigen Widerstand, bis ihn sein Sohn durch alle erdenklichen Zusagen beruhigte. Wenn dieser dabei gelobte, sich jeder Einmischung in die Reichsregierung zu enthalten, so war dies nur eine Posse, denn Friedrich selbst kümmerte sich am wenigsten darum. Von seinem wunderlichen Treiben im Schloß zu Linz während seiner letzten Lebensjahre entwirft ein glaubwürdiger Gewährsmann, der Rath seines Sohnes Maximilian, Grünbeck, ein phantastisches Bild. „Als er durch das Alter angefangen hat, schwach zu werden, hat er zu seiner Ruhe das Schloß Lintz an der Tonau, ein Theil von Lust, den andern Theil von des hübschen schiffreichen Wassers und von Lauterheit der Luft wegen auserkoren, darinnen hoch Altanen in den freien Luft und viel Tabernakel

in die Höhe bauen lassen, damit er dem Leib Ruhe geben, seinen heimlichen Rathschlägen und Geschäften oder der Andacht anliegen, oder aber das aufrührig Wesen, so an der Fürsten Höfen gemein ist, und dem großen Anlauf der Fremden sich verschließend abwenden möcht, darumb viel seiner Feind diese Gebäu Mäusfallen und die Schalknarren den Kaiser einen Mäusfaher geheissen haben, und so Geschäft an dem Hof gehabt und nit fürkommen seind, gesagt haben: Der Fürst laß niemand für sich, dann Fleugen und Mäus. Dann etlich boshaftig Menschen, die durch solche Einschließung des Eigennutzes und des Wuchers beraubt seind worden, haben ihm viel Spottwort heimblichen und offenbare zugemessen. Dieweil aber der hochweis Kaiser all Injurien durch Verachtung der menschlichen Thorheit leicht tragen, wann er sich der Geduldigkeit gänzlich ergeben, hat er angefangen, sein Gemeinschaft mit erfahrnen Männern in der heimblichen, verborgnen Majestät der Natur zu haben, als mit Sternsehern, Alchamisten und andern dergleichen, durch welche er so gelehrt ist worden, daß er nit allein die Planeten und ihren Lauf, den Polum, sondern der besten Stern viel mitsambt ihren Bewegungen und Einflüssen weislich und fürsichtiglich erkennt hat, und viel hohe Ding geurtheilet und vorgesaget, dann die Mannigfaltigkeit des Erdreichs, der Wasser, Berg und Thale, der Völker Sitten, Gewohnheiten, Gesatz, Form und Gestalt und mannicherley Handlungen, die Mannigfaltigkeit der Möre und aller Wasser, dennoch aller wunderbarlichen lebendigen Thiere und wachsenden Ding, so auf dem Erdreich und in den Wassern schwimmen, also gewußt, ausgesprochen und erklärt, daß alle die Beistander, die ihn an dem Essen von diesen Sachen reden haben hören, ein Freud und Wollust darob empfangen haben. Er hat sich auch aus der Erkanntniß der Stern unterstanden, sondern Personen künftige Ding zu sagen .... Er hat auch aus den

Händen und aus dem Angesicht viel Eigenschaften etlichen namhaften Königen und Fürsten anzeigt. Es ist auch nit ab, er sei mit etlichen verbotenen Künsten umgangen, denn bei der Nacht hat er seine Arbeiten und Uebungen mehr als an dem Tag vollzogen. In ander Weg ist sein Gewohnheit gewesen, lang über halbe Nacht zu wachen, da die Mittnacht ist die Zeit seines Nachtmahls gewesen, zwei oder drei Nachmittag des Frühmahls.“ Durch übermäßigen Genuß von Melonen zog er sich die Ruhr zu und starb zu Linz am 19. August 1493.

Maximilian I.

1493—1519.

Während das römische Reich unter Friedrich III. fünfzig Jahre lang schlief, vollzog sich in Europa der wichtigste Umschwung des Staatslebens und der socialen Verhältnisse, hervorgerufen durch eine staunenswerthe Summe von Entdeckungen und Erfindungen und in innigstem Zusammenhang mit dem Wiedererwachen des Studiums der Antike. Das Morgenroth einer neuen Zeit, die schon in Dante einen Vorläufer gehabt hatte, warf helleren Schein auf das Leben der Völker. „In der Mitte von zwei verschiedenen Bildungsstufen der Menschheit," sagt Humboldt im Kosmos, „ist das fünfzehnte Jahrhundert gleichsam eine Uebergangsepoche, welche beiden, dem Mittelalter und der neueren Zeit, angehört. Es ist die Epoche der größten Entdeckungen im Raume, solcher, die fast alle Breitengrade und alle Höhen der Erdoberfläche umfaßt. Wenn dieselbe für die Bewohner Europa's die Werke der Schöpfung verdoppelt hat, so bot sie zugleich der Intelligenz neue und mächtige Anregungsmittel zur Vervollkommnung der Naturwissenschaften in ihren physischen und mathematischen Theilen dar." Der mächtig geförderte Drang nach Bildung konnte

befriedigt werden durch die Erfindung der Buchdruckerkunst. Eine neue Kriegskunst entwickelte sich durch Verbesserung der Schießwaffen, die Burgen der Ritter sanken in Trümmer, und in gleichem Maße wie der Werth der schwerbewaffneten Reiterheere wurde das ganze Ritterwesen seinem Verfall auch in der politischen Weltstellung entgegengeführt. Ein freieres und regsameres Geschlecht trat an die Stelle der bisher privilegirten Stände. Ziel und Frucht der neuen Richtung war der Grundsatz freier Forschung; immer lauter ertönte im Gebäude der mittelalterlichen Kirche mit ihrer erstarrten scholastischen Wissenschaft der Ruf nach Freiheit.

Mit Maximilian I. kommt die Romantik des ritterlich-aristokratischen Mittelalters zum Abschluß. Der Beiname „Der letzte Ritter" rührt erst von einem Historiker unsres Jahrhunderts, Hormayr, her, aber auch schon früher war im deutschen Volk diese Vorstellung lebendig, in Sage und Dichtung knüpft die Erinnerung an die romantische Herrlichkeit des Ritterwesens mit Vorliebe an die Persönlichkeit dieses Kaisers an. Die Geschichte zeigt ihn allerdings nicht in so verklärtem Schimmer, allein auch sie zollt ihm das Lob eines edlen, wohlwollenden Herrschers, dessen Regierung von wichtigster Bedeutung für die Zukunft Deutschlands und des habsburgischen Hauses war.

Maximilian ist am 22. März 1459 zu Neustadt bei Wien geboren. Bis zu seinem zwölften Lebensjahr wurde er für schwachsinnig gehalten; langsam nur entwickelten sich seine natürlichen Anlagen. Er lernte Latein und alle Sprachen der mit Oesterreich verbundenen Länder und was sonst zu höfischer Bildung gehörte. In ritterlichen Uebungen war er ein Meister; niemand vermochte besser ein trotziges Pferd zu bändigen, den Degen zu führen, mit der Armbrust das Ziel zu treffen. Er wurzelte auch sonst noch mit seiner ganzen Natur in der höfischen Welt voll heiterer Liebeslust und ge-

selliger Galanterie, ein Freund froher Tänze und Gelage, mimischer und allegorischer Schauspiele. Für das Waidwerk hegte er leidenschaftliche Vorliebe. In Treitzsaurweins „Weißkunig“ heißt es: „Leidenschaftlich liebte er die Jagd auf Bären, die er selbst stach, und die Gemsenjagd, wo ihm nicht viele Jäger in dem Steigen an den Felswänden gleichen.“ Das bekannte verhängnißvolle Abenteuer auf der Martinswand bei Innsbruck ist historisch; es ereignete sich am Ostermontag 1499. Auch für Geschützwesen hegte er großes Interesse; er liebte seine Karthaunen, das ehrwürdige Patriarchenpaar Weckauf und Purlepaus, wie ein Ritter der Vorzeit sein Schwert und sein Streitroß. Ein moderner Zug ist seine Vorliebe für technische Arbeiten, er hämmerte sich mehr denn einen guten Harnisch selbst zurecht. Dagegen ist echt rittermäßig seine Lust am „Fabuliren“. Seiner treuen Fürsorge verdanken wir die Erhaltung bedeutungsvoller Ritterdichtungen; phantastische Romane und farbig schildernde Chroniken waren seine Lieblingslectüre. Der Theuerdank (Einer, der auf Abenteuer denkt), ein allegorisches Epos, worin die Brautwerbung Maximilians um Maria von Burgund in allegorischer Form behandelt wird, ist zwar von seinem Geheimschreiber Melchior Pfinzing geschrieben, Plan und Anlage aber gehören dem Kaiser selbst.

Auch aus den geschichtlichen Aufzeichnungen der Zeitgenossen geht hervor, daß dieses Ehebündniß zwar vom Vater in der nüchternen Absicht, dem Sohne durch die reiche Erbschaft die Herstellung einer festen monarchischen Gewalt zu erleichtern, geplant wurde, daß aber Karl der Kühne und seine schöne Tochter durch die edle Männlichkeit des Prinzen dafür gewonnen wurden. Nach dem Tode Karls glaubte der eifersüchtige Nachbar, Ludwig XI. von Frankreich, die Gelegenheit, das reiche burgundische Erbe an sich zu reißen, benützen zu müssen, und stellte an die zwanzigjährige Maria das

Ansinnen, sich mit seinem Sohne, einem siebenjährigen Jungen, zu verloben. Maria aber erkor sich zum Anwalt ihrer Rechte den Prinzen Max und erhielt endlich von den Ständen ihrer Lande die Erlaubniß, ihrer Neigung zu folgen. Freilich mußte Max sofort nach der Hochzeit den Festkranz vom Haupte streifen und zum Schwertertanz eilen, denn König Ludwig sah in der erfahrenen Zurückweisung eine unerträgliche Schmach. In den Niederlanden hielt die Volkspartei (Kabeljaus) zu den Deutschen, die Aristokraten (Höks, Angelhacken) hegten französische Sympathien. Endlich wurde zu Arras Friede geschlossen; die Tochter Maximilians, Margaretha, wurde dem Dauphin verlobt und zur Erziehung an den französischen Hof geschickt. Nach dem jähen Tod Maria's aber sahen die Niederländer in Maximilian nur den Fremdling; nur mit äußerster Anstrengung konnte er gegen diese „nationale" vlämische Politik sein burgundisches Erbe behaupten. Nach der Rückkehr von der Krönung zu Aachen wurde er sogar zu Brügge von den Bürgern der aufständischen Stadt Gent überfallen und gefangen gehalten. Durch unerschrockenes, würdiges Benehmen erwarb er sich aber gerade in den Tagen der Gefahr die allgemeinste Bewunderung. Endlich einigten sich die niederländischen Stände zu seiner Befreiung, Max mußte aber geloben, Alles zu vergeben und zu vergessen. Nun nahm er nicht mehr dauernden Aufenthalt in Flandern, sondern hielt sich am liebsten in Tirol auf. Konnte sich auch Innsbruck an Glanz und Reichthum nicht mit jenen Kapitalen des Welthandels messen, so durfte er doch hier sein Haupt sorglos in den Schooß jedes Bauern legen und überdies konnte er hier am leichtesten seiner Jagdlust fröhnen.

Noch einmal kam es einer Heirat wegen zu Zwist und Krieg mit Frankreich. Maximilian hatte sich mit Anna, der Tochter des letzten Herzogs von Bretagne, verlobt. Dies-

mal aber gelang es der französischen Diplomatie, das Band zu zerreißen; Anna von Bretagne wurde dem Dauphin vermählt, Prinzessin Margaretha dem Vater heimgeschickt. Um diese Kränkung zu rächen und die Franzosen, die bereits, den Langmuth Kaiser Friedrichs benützend, in Italien festen Fuß gefaßt hatten, von der Wiege kaiserlicher Macht zurückzudrängen, erklärte er Krieg an Frankreich. Würde man den Uebermuth der Franzosen länger ertragen, erklärte er vor den Kurfürsten, so werde das heilige römische Reich der deutschen Nation entzogen, Niemand bei seiner Ehre und Würde belassen werden. Die Stände des Reichs wollten aber darin nur eine Privatangelegenheit des Königs, nicht eine nationale Ehrensache sehen und gewährten nur so dürftige Unterstützung an Geld und Truppen, daß Max sich zufrieden geben mußte, als ihm durch einen billigen Frieden wenigstens die Mitgift seiner Tochter, mehrere burgundische Grafschaften, wieder zurückgegeben wurden.

Immer deutlicher trat zu Tage, daß Deutschland nicht mehr eine monarchische Staatsform habe, sondern die wirkliche Gewalt in den Händen der kurfürstlichen Oligarchie sei. So waren denn auch die neuen Institute, welche von der sogenannten Reformpartei zur Sicherung des inneren Friedens in's Leben gerufen wurden, nur eine neue Beschränkung der oberherrlichen Rechte. Maximilian gab deßhalb auch nicht dem ganzen, auf dem Reichstag zu Worms 1495 vorgelegten Reformentwurf seine Zustimmung, sondern nur der neuen Landfriedensordnung und der Einführung eines Reichskammergerichts. „Damit nicht mehr wüste Gewalt, sondern das Gesetz in Deutschland herrsche", wurde letzteres als höchster Gerichtshof in Sachen des Landfriedensbruchs eingesetzt, als höchste Instanz der Landsassen und einzige Instanz der Landesherren. Da aber seine Mitglieder nicht vom König, sondern von den Fürsten eingesetzt wurden, ging es nicht vom alten

„Reich“ aus und führte deßhalb nur mit Unrecht seinen Namen.

Maximilian war eine Hohenstaufennatur, er trug sich stets mit neuen Entwürfen und weltbewegenden Plänen. Den Kurfürsten aber waren Reichsheer und Reichssteuer fatale Worte, aus jeder Verhandlung mit ihnen schied der König voll Unmuth über neue Beschränkungen. Um so herzlicher schloß er sich an die Städte an und hinwieder freute man sich in Ulm und Augsburg und Nürnberg des ritterlichen Königs, von dessen Elasticität und Leutseligkeit zahllose Anekdoten verbreitet waren. In Ulm nahm er an Feuersprung und Geschlechtertanz auf öffentlichem Marktplatz Theil und eröffnete unermüdlich jeden Reigen mit einer schönen Ulmerin. In keckem Uebermuth betrat er dort eine auf dem höchsten Kranze des Münsters befindliche schmale Eisenstange und rief den in banger Angst unten Harrenden fröhlichen Gruß zu. In Nürnberg war den Frauen und Töchtern der Stadt der Abschied ihres königlichen Herrn so leid, daß sie ihm Stiefel und Sporen, die er zum Tanz abgelegt hatte, versteckten und mit Bitten nicht nachließen, bis er seinen Aufenthalt einige Tage verlängerte.

Das gespannte Verhältniß zu Frankreich ließ Maximilian räthlich erscheinen, mit Spanien engere Beziehungen anzuknüpfen. Er vermählte daher seinen Sohn Philipp mit der unglücklichen Juana, Tochter des Königs Ferdinand von Arragonien und der Königin Isabella von Castilien. Es war eine für Deutschland wichtige, leider muß man sagen, unheilvolle Verbindung, denn sie gab Deutschland während der Reformationszeit einen Spanier zum Kaiser, die Prinzessin Juana wurde die Mutter Karls V.

Zunächst erhob sich wieder Kampf mit Frankreich auf italienischem Boden. Maximilian hatte voll freudigen Muths den Plan aufgefaßt, die Franzosen von der Halbinsel zu verjagen.

Dann werde er, so schmeichelte er sich, in Italien als siegreicher Feldherr die Rechte des Reichs geltend machen und sich die Kaiserkrone auf's Haupt setzen können. Er stieß aber auch jetzt auf zähen Widerstand bei den Fürsten, die jedes auswärtige Unternehmen mißbilligten und weitreichenden Entwürfen nur beistimmen wollten, wenn es sich um Schmälerung der Königsgewalt handelte. Seine Verbündeten in Italien waren ebenso eifersüchtig und mißtrauisch, so daß Maximilian in allen Unternehmungen gelähmt war und nie das Nöthige zu rechter Zeit und mit genügenden Kräften ausführen konnte. Umsonst führte Max auf Reichstagen eine so energische Sprache, wie sie die Kurfürsten schon lange nicht mehr gehört hatten. „Den italienischen Krieg,“ rief er zu Freiburg, „muß ich führen und will ich führen, und sollte ich auch darüber die Krone zu meinen Füßen setzen und zertreten!“ Alles umsonst! Wie oft er auch leidenschaftlichen Anlauf nahm und sich als tapfrer Soldat auszeichnete, — statt des großen Schlags gegen Frankreich, der ihm zum Heil der deutschen Nation unerläßlich geboten schien, zuckte nur ein kalter Wetterstrahl!

Im Frühjahr 1507 berief er die Reichsstände nach Constanz, wo sie kriegsgerüstet erscheinen sollten, um mit ihm nach Rom zu ziehen. Wieder gab er sich kühnster Hoffnung hin; er wolle, sagte er, von nun an aller kleinen Händel sich entschlagen, nur auf große Ziele losgehen und der Welt zeigen, wie mächtig Deutschland sei, wenn es einig zusammenhalte. Man vernahm auch in den Reihen der Versammlung gar tapfere Reden, aber schließlich wurden zur Romfahrt bloß 3000 Reiter und 9000 Mann zu Fuß bewilligt. Von französischer Seite beeilte man sich, den Kurfürsten zu versichern, man denke gar nicht an Krieg und Eroberung in Italien. Dies ließ den kriegerischen Eifer der Reichsstände noch mehr erkalten und Max mußte zu dem alten Mittel der Städte-

verpfändung schreiten, um von den Fugger in Augsburg und andren reichen Bürgern die zur Ausrüstung nöthigen Mittel aufzutreiben. Als er aber in Oberitalien erschien, hielten die Venetianer die wichtigsten Pässe versperrt und weigerten sich, ihm Durchzug zu gewähren. Zugleich ließ sich Papst Julius, der vorher selbst um deutsche Hilfe nachgesucht hatte, plötzlich in ganz andrem Ton vernehmen: er könne nicht um seinetwillen Christenblut vergießen lassen und wolle lieber dem König ohne Römerzug die kaiserliche Würde verleihen. Am 4. Februar 1508 wurde in der Peterskirche zu Trient durch den königlichen Rath und päpstlichen Legaten Matthäus Lang den versammelten Gläubigen verkündet, der König habe mit Zustimmung des heiligen Vaters den Kaisertitel angenommen. Aber alle kirchlichen und profanen Feste, womit diese Erhöhung gefeiert wurde, konnten nicht den kläglichen Ausgang des so stolz begonnenen Unternehmens bemänteln. Statt das kaiserliche Ansehen in Italien wieder herzustellen, war er vor der Schwelle schnöde zurückgewiesen worden; wie ein römischer Triumphator hielt dagegen der venetianische Feldherr Alviano festlichen Einzug in der Lagunenstadt. Unvermuthet schien sich Gelegenheit zur Rache an den Venetianern zu bieten, da sie durch übermüthiges Auftreten auch die Franzosen und Spanier und den Papst gegen sich aufgebracht hatten. Mit diesen Mächten verbündete sich Max in der sogenannten Ligue zu Cambray 1508. Er wurde aber dadurch nur in einen achtjährigen Krieg verwickelt, der ihm wenig kriegerischen Ruhm und keinen Gewinn an Land und Leuten oder an politischem Ansehen brachte. Das Bündniß war eben zu unnatürlich, als daß es der Republik hätte furchtbar werden können; bald wurde es gesprengt durch das Gold der Signoria und die Gewandtheit ihrer Diplomaten. Papst Julius lenkte in eine neue Bahn ein, indem er das nationale Programm aufstellte: Befreiung Italiens von aller Fremdherrschaft. Alle

„Barbaren“, Franzosen wie Deutsche, sollten vom Boden Italiens verdrängt werden. Zahllose diplomatische Fäden wurden damals angeknüpft und zerschnitten. Es kostete nicht viel Mühe, auch den Kaiser wieder mit den Franzosen zu entzweien, allein ein glänzender Sieg, den ihr ritterlicher König Franz I. 1515 über die bis dahin für unüberwindlich geltenden Schweizer bei Marignano erfocht, sicherte auf's Neue ihr Uebergewicht. Auch Maximilian mußte sich endlich zum Frieden bequemen, da ihn die allgemeine Ermattung nirgend mehr Bundesgenossen finden ließ.

Zwischen den einzelnen Waffengängen wurden immer wieder neue Reformversuche auf Reichstagen berathen. Ein vom Kaiser gebrachter Vorschlag zur Errichtung eines Reichsregiments, dem alle wichtigeren Fälle zur Entscheidung zu überweisen wären, wurde nicht angenommen. Dagegen wurde auf einem Reichstag zu Köln 1512 zu Handhabung des Landfriedens und Vollziehung der kammergerichtlichen Urtheile das ganze Reich in zehn Kreise getheilt, deren jeder einem Hauptmann unterstellt war, der Recht und Frieden schirmen sollte. Andre Anordnungen, wodurch das auseinander fallende Reich consolidirt werden sollte, blieben auf dem Papier, denn es fehlte bei dem Widerstreit der Interessen der Stände und des Kaisers bald hier, bald dort an gutem Willen. „Die Landeshoheit der Fürstenthümer nahm eine bestimmtere, in sich geschlossene und befestigte Gestalt an; die Ritterschaft übte ihr altes Fehdewesen; die Städte hatten Mühe, sich ihrer fürstlichen und adligen Bedränger zu erwehren und in der allgemeinen Unsicherheit den Geschäften des Friedens nachzugehen; in den Bauern gährte es unheimlich. Die Mißstände in der Staatsverfassung und dem gesellschaftlichen Leben vermischten und vereinigten sich endlich mit einer noch gewaltigeren Bewegung auf kirchlichem und religiösem Gebiet. Im Reformationszeitalter floß die Gährung und Aufregung,

das Ringen auf allen Lebensgebieten in einen mächtigen Strom zusammen."

Wenn ungeachtet der vielen politischen und militärischen Mißerfolge die Historiker von jeher mit Wohlgefallen bei dem Bilde Maximilians I. verweilten, so bewog dazu namentlich der freundliche Eindruck, den der Kaiser als Gönner der Künste und Wissenschaften hinterließ. Er begnügte sich nicht mit allgemeinen Maßregeln zu ihrer Förderung, sondern war selbst ein treuer Freund der Künstler und Gelehrten. Da ist vor Allen der Nürnberger Wilibald Pirkheimer zu nennen, dessen Haus ein Brennpunkt der nach Freiheit ringenden geistigen Bewegung war. Ebenso vertrauten Umgang pflog er mit dem Alterthumsforscher und Sammler, Konrad Peutinger von Augsburg, dessen Name durch die Tabula Peutingeriana, die älteste Karte des römischen Reichs, bekannt wurde; er hatte nicht bloß oft die schwierige Aufgabe, für seinen kaiserlichen Gastfreund Geld zu schaffen, sondern war auch sein Rathgeber in vielen politischen Angelegenheiten. Andre Gelehrte schickte Max nach Frankreich und Italien, damit sie dort ihre Bildung vervollkommneten und in den Klöstern handschriftliche Schätze suchten. Den gelehrten Humanisten Conrad Celtes schmückte er nach alter Sitte eigenhändig mit dem Lorbeerkranz. Die berühmten Nürnberger Künstler, den Maler Albrecht Dürer, den Erzgießer Peter Vischer, den Bildhauer Kraft besuchte er oft in ihren einfachen Werkstätten und sah und pries, was sie zu Nutz und Frommen ihrer ehrwürdigen Stadt und der deutschen Kunst mit Pinsel und Meißel schufen. Trotz seiner knappen Mittel war er stets bestrebt, ihre Thätigkeit durch großartige Aufträge anzuregen und zu unterstützen. Gleichwie er seine Geheimschreiber Pfinzing und Treizsaurwein zu Herolden seines Ruhms machte, so nahm er auch die bildende Kunst für Darstellung seiner Thaten in Anspruch. Unter Andrem stellte

er Dürer die Aufgabe, die Schicksale seines Heldenlebens in Gestalt eines Triumphbogens darzustellen und in Holzschnitt auszuführen. Es wurde, was Erfindung und vollendete Zeichnung anlangt, Dürer's Meisterwerk.

Auch das Scheitern des italienischen Kriegs war nicht im Stande, seine Unternehmungslust zu lähmen. Seine lebhafte Phantasie ließ ihn nur allzu leicht die gebotenen Mittel und Kräfte überschätzen. Unter den bestehenden Verhältnissen muß sein Plan, sich an die Spitze einer europäischen Coalition gegen die Türken zu stellen, als abenteuerlich bezeichnet werden. In der Glorie des Siegs, so hoffte er auch diesmal, werde es ihm leicht sein, die monarchische Gewalt zu befestigen und das Kaiserthum in alter Kraft und Größe wieder aufzurichten. Anfänglich entsprach der Erfolg den Erwartungen. Auch König Franz I. ergriff die orientalische Frage mit wahrem Feuereifer und Papst Leo X. erblickte darin einen erwünschten Ausweg aus den kirchlichen Streitigkeiten und Verlegenheiten. Auf einem Monarchencongreß zu Cambray wurde 1517 die Frage berathen und das eben versammelte lateranische Concil predigte das Kreuz gegen die Ungläubigen. Kaiser Max und König Franz sollten die Führer sein, aber schon diese Doppelwahl barg in sich den Keim endloser Streitigkeiten und Intriguen. Und in Deutschland hatte schon die nationale Stimmung eine ganz andre Strömung genommen. Der Türke, den wir zu bekämpfen haben, schrieb Ulrich von Hutten, lebt in Rom! Am 31. Oktober 1517 schlug Martin Luther an die Thüre der Schloßkirche zu Wittenberg die berühmten fünfundneunzig Thesen an, wodurch er sich zunächst nur gegen den Mißbrauch der Ablaßlehre verwahren wollte, mittelbar aber zur Emancipation von Rom den Anstoß gab. An Zündstoff fehlte es ja nicht, denn schon seit einem Jahrhundert war das Verlangen nach einer Reform der Kirche an Haupt und Gliedern in Deutschland

lebendig. Rasch drang die Kunde von Luthers That über Wittenbergs Mauern hinaus, Streitschriften erschienen für und wider, die Disputationen häuften sich, ganz Deutschland wurde von der großartigen Bewegung erfaßt. Es kann hier nicht näher auf ihren Verlauf eingegangen werden, wir wollen nur einen Blick auf Maximilians Stellung zur Erscheinung Luthers werfen.

Maximilian suchte gerade damals den Papst für die Königswahl seines Enkels Karl zu gewinnen und zeigte sich deßhalb über den von den deutschen Humanisten gegen Rom eröffneten Kampf sehr ungehalten. Im August 1518 schrieb er an den Papst, es wäre ihm gar lieb, wenn dem Schreiben und Disputiren über die Religion ein Ende gesetzt werden könnte; freilich, fügte er hinzu, sei dringend zu wünschen, daß auch dem ärgerlichen Verkauf der Ablaßzettel Einhalt gethan werde, da sonst viel Fürsten und Städte zu Luther abfallen möchten. Andrerseits hatten die Päpste allzu oft seine politischen Pläne durchkreuzt, als daß er unbedingt der Feind ihrer Feinde hätte sein können. An den Patron Luthers, Kurfürst Friedrich von Sachsen, schrieb er denn auch, der Mönch möge wohl bewahrt werden, weil man ihn vielleicht einmal brauchen könnte. Indessen zeigt gerade diese Aeußerung, daß Maximilian von der Tragweite der begonnenen Streitigkeiten gar keine Ahnung hatte. Darin liegt eben das Ungewöhnliche und Großartige dieser Bewegung, daß eine unheilbare Spaltung in der Kirche eintrat, ehe Clerus und Volk noch recht zum Bewußtsein gelangten, daß es einmal so weit kommen könnte.

Während der Augustinermönch, von Cardinal Gaëtano entboten, zu Fuß nach Augsburg wanderte, um seine Lehre zu vertheidigen, suchte hier Maximilian vergeblich die versammelten Reichsstände zur Wahl seines Enkels, des spanischen Königs Karl, zum römischen König zu bewegen. Nicht etwa

patriotische Scheu vor üblen Folgen der Verbindung beider Reiche, sondern nur der von Frankreich reichlich gespendete Lohn war für die Haltung der Kurfürsten maßgebend. Verstimmt und fieberkrank reiste der Kaiser zwei Tage vor Luthers Ankunft von Augsburg ab. Bald darauf, am 12. Januar 1519, starb er zu Wels in Oesterreich.

Von seiner Erscheinung und seinem Charakter entwirft sein Beichtvater und vertrauter Rathgeber, Josef Grünbeck, folgendes Bild: „Durch alle Alter war er ein Mann eines hübschen Ansehens, einer wohlgestalten Form, eines gütigen, lauteren, glimpflichen Angesichts, brauner, gleißender Augen, aus welchen ein Glanz der Holdseligkeit geflossen, einer rechten Länge, wohlgeformter Statur und wohlgesetzter Gliedmaßen, von Weibern und Männern lieb gehalten; er hat ein gelblets schlechts Haar, das ihm bis auf die Axel gangen ist, und ihm den Nacken allenthalben bedeckt, gehabt, schwarze Augbrauen, mittelmäßige Ohren, ein krumbe Nasen, ein mittlere Farb zwischen weiß und roth, schön subtil Hände, lange Finger, ein starken Leib mit breiten Schultern, starken Gliedern, also daß er in einer Hand ein schweren Spieß, achtzehen Schuch lang, ohn der andern Hand Hilf über sich hat mügen heben, ist mit auftragendem Hals gangen, hat viel geredt, selten unter seinen vertrauten Freunden still geschwiegen, nur allein die Notturft brachte das Schweigen, hat viel und groß Ehren begehrt, das Geld verschmacht, ist selten krank gewesen, die Aerzt auch selten bei ihm gehalten, zum letzten also geschickt, daß ihn mit der Zierde aller Ding wenig Kaiser oder König übertroffen haben.“

Ueber dem Grabe des ritterlichen Ahnherrn in der Hofkirche zu Innsbruck ließ sein Enkel Ferdinand I. ein herrliches Denkmal errichten, bei dessen Entwurf und Ausführung die hervorragendsten künstlerischen Kräfte der deutschen Renaissance zusammenwirkten.

Karl V.

1519—1558.

Zu den Perlen der Münchner Gallerie zählt das von Tizian 1548 gemalte Porträt Karls V. In einfachem schwarzem Gewand, als einzigen Schmuck die Ordenskette des goldenen Vließes um den Hals tragend, sitzt er, wie von schwerer Last niedergebeugt, im Lehnstuhl; der schlichte Bart und das Haupthaar sind ergraut, die zusammengekniffenen Lippen blutlos, das Gesicht bleich und stark gefurcht, der Blick matt und scheu, kurz, in der ganzen Erscheinung ist der Charakter apathischer Schwermuth ausgeprägt. Hermann Reimer beruft sich auf dieses Bild zur Bestätigung seiner Behauptung, daß sich die Geistesstörung der Infantin Juana auf ihren Sohn vererbte. Die Aehnlichkeit mancher Seltsamkeiten des Sohnes mit dem Thun und Treiben der Mutter in ihren letzten Jahren springe deutlich in die Augen. „Es ist das Gesetz der homotypischen Vererbung, durch welches die Wiederkehr derselben Symptome ihre Erklärung findet.“ Mit Reimers Annahme steht aber in Widerspruch ein andres düsteres Ergebniß der neuesten Forschung. Aus den von Bergenroth aus dem geheimen Archiv von Simancas veröffentlichten Pa-

pieren ist fast zur Evidenz erwiesen, daß Juana wenigstens anfänglich gar nicht wahnsinnig war, sondern nur auf Betreiben des ränkesüchtigen Vaters Ferdinand, der sich nach dem Tode seiner Gemahlin Isabella nicht wieder auf sein kleines Königreich Arragon eingeschränkt sehen wollte, im Schloß Tordesillas in so strenger Haft gehalten wurde, daß sie nichts von der Welt und die Welt nichts von ihr erfuhr, bis endlich wirklich Gram und Melancholie ihre Sinne umnachteten. Bergenroth geht wohl zu weit, wenn er auch ihrem Sohne Karl das Verbrechen der Mitschuld an diesem Seelenmord aufbürdet, aber wir wenden uns doch entsetzt ab, wenn wir lesen, wie Karl auf die Anzeige eines Bischofs, daß Juana eine schnöde und gesundheitswidrige Behandlung erdulde, ja sogar nicht selten gefoltert werde, mit kühlen Worten solche Einmischung zurückweist, da ihm allein zustehe, „für die Ehre, Zufriedstellung und Tröstung der Königin, seiner Herrin, zu sorgen“.

Karl, am 24. Februar 1500 zu Gent geboren, wurde in den Niederlanden erzogen. Nirgend war das Volk so heiter und lebensfroh als in den blühenden niederländischen Städten, aber der Prinz hatte an dem Priester Floriszoon einen strengen Lehrer. Er verrieth keineswegs glänzende Begabung, lernte nur schwer Latein, das Deutsche wurde ihm nie geläufig. Erst seit dem zwanzigsten Jahre entwickelte er sich gesünder und kräftiger, blieb aber ernst und schweigsam. Kein Possenreißer konnte ihm je ein Lächeln abgewinnen. Luther sagte einmal, Karl spreche in einem ganzen Jahr nicht so viel, als er in einem Tage. Im Jänner 1516 starb der Großvater Ferdinand und hinterließ ihm die Krone des vereinigten Königreichs Spanien mit den dazu eroberten Nebenländern Neapel und Navarra und der neuen Welt jenseits des Oceans. Schon seine erste wichtigere Regierungshandlung zeigt ihn als egoistischen Politiker, der Pietät und Dankbar-

keit als „unpraktische“ Gefühle mißachtet. Cardinal Ximenez, der sich um den hohen Aufschwung Spaniens und speziell um die Anerkennung Karls als Erben der Monarchie die größten Verdienste erworben hatte, wurde alsbald von dem jungen Regenten durch einen schriftlichen Befehl, „der selbst in den Jahrbüchern der Höfe an kalter und niedriger Undankbarkeit nicht seines Gleichen hat“, entlassen und starb bald darauf aus Gram über diese Zurücksetzung. Bald kam es auch zwischen Karl und den Spaniern wegen Begünstigung der Niederländer und Verletzung ständischer Freiheiten zu ernstem Conflict. Auch die Erwählung Karls zum römischen König (28. Juni 1519), die er endlich, nur um die Wahl des Königs von Frankreich zu verhindern, durch ungeheure Geldspenden durchgesetzt hatte, erregte in Spanien Anstoß. In Valladolid brach ein Aufstand aus, andre Städte folgten und schlossen zum Schutz ihrer Rechte und Freiheiten eine heilige Junta. Die königlichen Truppen wurden geschlagen, Juana befreit und zur Regentin ernannt. Karl floh nach den Niederlanden und knüpfte von hier aus Unterhandlungen mit einzelnen Aufständischen an. In der Schule der Gefahr bildete er sich zum größten Diplomaten seiner Zeit. Stets suchte er Parteien, die er nicht zu überwinden vermochte, zu entzweien und eine durch die andre zu bezwingen. Seine Correspondenz bildet ein treues Spiegelbild seines Charakters. Mißtrauen und Argwohn sind stets darin ausgeprägt, mögen seine Worte Schmeichelworte oder Drohungen enthalten; er baute niemals auf edle Triebe und Regungen, sondern auf Leidenschaften und Schwächen, und da Eigennutz und Genußsucht die herrschenden Mächte des Tages, gelangen ihm so staunenswerthe Erfolge. In die Reihen der Castilianer schlich sich Zwietracht, eine Gegenjunta bildete sich, der Adel trat wieder auf Seite des Königs. Nachdem sich in der Schlacht bei Villalar 1521 das Heer der Junta aufgelöst hatte, kehrte Karl nach

Spanien zurück. Er zeigte gegen die Schuldigen große Mäßigung, um so rücksichtsloser aber schränkte er die Volksrechte ein. Der Despotismus der folgenden Könige Spaniens wurzelte auf der Walstatt von Villalar.

Karl lebte in großer Zeit. Staaten und Völker waren in radikaler Umwälzung begriffen, ein freiheitlicher Zug ging durch die ganze Welt. Ihm trat nun dieser despotische Geist entgegen. Ihn selbst belebte das Gefühl seiner großen Bestimmung, ihm war der Gedanke nicht zu kühn, daß ihn das Schicksal zum Atlas seiner Zeit erkoren habe, und durch seinen Ideenreichthum und durch seine unvergleichliche Thätigkeit erreichte er auch, daß sich noch einmal die Ereignisse der ganzen civilisirten Welt um ihn gruppirten. In diesem Sinne kann Karl V. der letzte Kaiser genannt werden. Daß aber auch dieser große Politiker mit goldgefüllten Kassen, wohlgeschulten und sieggewohnten Heeren, gewandten und ergebenen Diplomaten den Traum Maximilians nicht ins Leben rufen, eine habsburgische Universalmonarchie nicht gründen konnte, verhinderte nur jene große religiöse Erhebung in Europa, die wir die Reformation nennen. Nicht bloß erwuchsen ihm daraus immer wieder politische Schwierigkeiten, sondern auch der nationale Gegensatz der Reiche, die zu einer großen Einheit zusammengeschmolzen werden sollten, wurde durch die kirchliche Spaltung so verschärft, daß Karl selbst am Ende seiner Tage an der Lösung seiner Lebensaufgabe verzweifelte.

Karl war ein gehorsamer Sohn der katholischen Kirche und deßhalb war es von Anfang an und blieb es sein Wille, festzuhalten am alten System und die neue Lehre auszurotten. „Politik und Religion aber standen bei ihm im innigsten Bunde, und wenn er sich gern das Ansehen gab, daß er für den Sieg des Kreuzes und für die alten kirchlichen Satzungen das Schwert führe, im Geiste der Kreuzfahrer gegen die Mohammedaner und die Ketzerei kämpfe, so lagen

doch unter dieser christlich-religiösen Hülle weltlich-politische Pläne verborgen, ja diese waren die eigentlichen Motive, die mächtigsten Hebel; sein Religionseifer war wesentlich durch seine politischen Combinationen bedingt. Allgemein menschliche Ideen und Principien dienten ihm nur dann als Fahne, wenn die Interessen seiner Herrschaft und seines Geschlechts damit verbunden waren. Zu höheren Gedankenkreisen vermochte er sich nicht aufzuschwingen."

Als Karl zum Erstenmal das deutsche Reich besuchte, rief ihm Hutten in begeisterten Versen zu, er möge Luthers Fahne ergreifen, die römische Zwingherrschaft zerbrechen und wieder wahrhaft Kaiser sein. Der in spanischen Vorstellungen aufgewachsene Fürst konnte aber in Huttens Ideen nur abenteuerliche Waghalsigkeit erblicken; er wollte nur mit gegebenen Factoren, mit den bestehenden Mächten rechnen. Er schloß mit Papst Leo ein festes Uebereinkommen zu Schutz und Trutz; als erstes Opfer sollte der Mönch von Wittenberg fallen. Luthers Vertheidigung auf dem Reichstag zu Worms war ein leeres Schauspiel, das zwar dem schlichten Mann in der Kutte Gelegenheit gab, von seiner Ueberzeugungstreue und seinem Gottvertrauen Zeugniß zu geben, aber am Urtheil nichts änderte: zu dem geistlichen Bannfluch kam die Acht von Kaiser und Reich.

Zu Worms verlangte Karl Kriegshilfe des Reichs, zunächst für seinen Römerzug, dann zur Eroberung der dem Reiche durch die Franzosen entfremdeten Länder in Italien.

Das war eine andre kaiserliche Kriegsmacht, die diesmal über die Alpen zog, als sie je dem tapfren Maximilian zu Gebot gestanden war. Ein Franzose, der mit seinem König zerfallene Connetable Karl von Bourbon, führte sie gegen die Franzosen in Italien und im südlichen Frankreich von Sieg zu Sieg; zuletzt entschied ein glänzender Sieg der deutschen Landsknechte unter Georg Frundsberg bei Pavia 1525

den Krieg. Franz I. wurde gefangen genommen und mußte im Frieden von Madrid als Preis seiner Freilassung auf Mailand und Burgund verzichten. Länger glaubte aber Papst Clemens VII., der sich mehr als weltlichen Fürsten, denn als Oberhaupt der Kirche fühlte, nicht zusehen zu dürfen, wie die Macht des Kaisers in Italien sich in Allmacht wandle. Er verständigte sich mit Franz und entband ihn des erzwungenen Eides. Da der Papst selbst ihm als Feind entgegentrat, war es begreiflich, daß er den Fürsten und Städten, welche zur Parole: Los von Rom! sich erkoren hatten, weniger grollte, als zuvor. Die Politik des Papstes nöthigte den Kaiser zu Toleranz gegen die neue Kirche; ohne seinen persönlichen Standpunkt aufzugeben, überließ er die deutsche Nation in der Kirchenfrage der eigenen Entwicklung. Ja, die Welt sah das Unglaubliche: der Vorkämpfer des katholischen Glaubens ließ gegen die ewige Stadt seine Landsknechte ziehen. Rom wurde erstürmt und grauenvoll verwüstet und geplündert, der Papst selbst war ein Gefangener in seiner Engelsburg. Es charakterisirt die Doppelzüngigkeit der Politik Karls, daß er gleichzeitig für die Befreiung des heiligen Vaters in den Kirchen beten ließ und an den Vicekönig von Neapel schrieb, sein Gefangener werde nicht eher die Freiheit sehen, als bis ihm die „Möglichkeit, zu beißen" genommen wäre.

Ungeheure Macht war in des Kaisers Händen, aber auch ungeheure Hindernisse thürmten sich gegen ihn auf. Ein neuer furchtbarer Krieg entbrannte, als 1526 der letzte König von Ungarn in der Schlacht bei Mohacz gegen die Türken fiel und sich dadurch für den Gatten seiner Schwester, den Bruder des Kaisers, Ferdinand, die Thronfolge in Böhmen und Ungarn eröffnete. Denn wieder regten sich in beiden Ländern nationale Antipathien gegen die „Fremdherrschaft". Johann von Zapolya wurde als Gegenkönig aufgestellt und behauptete sich mit Hilfe des Papstes und der Türken gegen

den Erben der Krone des hl. Stephan. Auf allen Seiten durch Feindschaft der Nachbarn und im eigenen Reich durch Eifersucht der Fürsten bedrängt, konnte Karl gegen die Bekenner der neuen Lehre nur vorsichtig und langsam vorgehen. Sobald aber nach den glänzenden Erfolgen im Felde ein ehrenvoller Friede mit Franz gesichert war, kam es mit den Freunden der Reformation zu ernsterer Collision. Wieder verbanden sich Kaiser und Papst zur Wiederherstellung der Einheit der Kirche, wenn nöthig, „mit Eisen und mit Feuer", aber ihr Anschlag scheiterte an der Festigkeit Luthers und seiner Anhänger. Gegen einen Beschluß des Reichstags zu Speier 1529, der sich wieder auf den Boden des Wormser Edikts stellte, erhob die Minderheit feierlich Protest (daher der Name Protestanten) und appellirte an eine allgemeine Kirchenversammlung. Der Reichstag von Augsburg 1530, wo das von Luthers gelehrtem Freund Melanchthon abgefaßte Bekenntniß vorgelegt wurde, führte zum offenen Bruch, Deutschland spaltete sich in zwei feindliche Lager. Die Häupter der Protestanten schlossen zur Vertheidigung ihres Glaubens den Bund zu Schmalkalden, Karl setzte aber trotz ihres Widerstands die Wahl seines Bruders Ferdinand zum römischen König durch und suchte durch Vereinigung aller katholischen Elemente den entscheidenden Schlag „zur Rettung der Christenheit" vorzubereiten.

Da brachte das Jahr 1532 einen gefährlichen Angriff der Türken auf die Ostgrenze des Reichs, und zugleich brach wieder der Kampf zwischen den alten Rivalen aus. Dadurch ward die protestantische Sache gerettet und die streitenden Religionsparteien einigten sich 1532 zu Nürnberg dahin, daß Niemand seiner Religion wegen gerichtlich belangt oder mit den Waffen verfolgt werden soll. Luther selbst hatte dringend zum Frieden gerathen und forderte auch

seine Anhänger auf, sich zahlreich am Krieg gegen den Erbfeind der Christenheit zu betheiligen. Ein stattlicheres Heer, als Deutschland seit Jahrhunderten gesehen, marschirte gegen Wien; Sultan Solyman, der auf die kirchliche Spaltung im Reich gerechnet hatte, gab entmuthigt den Eroberungsplan auf und trieb zu schleuniger Umkehr.

Vorzugsweise in spanischem Interesse unternahm Karl 1535 einen Zug gegen Tunis, wo sich ein griechischer Renegat, Chaireddin, zum Bey emporgeschwungen hatte und durch Seeräuberei die spanischen und italienischen Küsten beunruhigte, so daß die Zeiten der Vandalenzüge wiedergekehrt zu sein schienen. Es war ein kurzer glücklicher Feldzug, dessen Episoden der von Karl mitgenommene niederländische Maler Hans Vermegen in großartigen Cartons verewigte. Die Hafenveste Goletta wurde erstürmt, auch Tunis, wo Tausende von gefangenen Christensclaven sich befreiten, wurde eingenommen und Mulei Hassan, ein Schützling des Kaisers, zum Bey erhoben. Als zweiter Gottfried von Bouillon vom ganzen Abendland gepriesen, von stolzen Hoffnungen und Entwürfen getragen, kehrte Karl zurück. Er konnte aber auch jetzt nicht verhindern, daß die evangelische Lehre in Deutschland immer weiter um sich griff und die zu ihr übergetretenen Fürsten immer festere Stellung nahmen. Ihre Sache wurde begünstigt durch die Eifersucht zwischen Kaiser und Papst. Die Herrschaft des Katholizismus gehörte allerdings zu Karls Idee vom Kaiserthum als weltgebietender Macht, aber von einer Unterordnung unter den Papst in weltlichen Dingen wollte Karl V. so wenig wissen, wie die gebannten Hohenstaufen. Vor Allem aber war er durch die ununterbrochen sich aneinander reihenden Kriege verhindert, die Unterdrückung der evangelischen Lehre mit Nachdruck zu betreiben. Kaum von Tunis zurückgekehrt, hatte er den dritten Krieg mit Frankreich zu bestehen, der bis 1538 dauerte und durch

den Waffenstillstand von Nizza beendet wurde; dann nahmen ihn Unruhen in den Niederlanden und in Ungarn in Anspruch, auch der Krieg mit den Türken dauerte fort. Ein Zug gegen das Piratennest Algier scheiterte am feindlichen Widerstand der Elemente. Kaum hatte Karl sich und sein Heer auf spanischen Boden gerettet, so nöthigte ihn ein neuer Krieg mit Frankreich, das Schwert wieder zur Hand zu nehmen.

Da trat endlich mit dem Frieden von Crespy, der 1544 zwischen Karl und Franz auf Grundlage der alten Verträge geschlossen wurde, die kaiserliche Politik in eine neue Phase der Entwicklung. Jetzt hatte er freie Hand, um den Schmalkaldener Bundesverwandten entgegenzutreten. Wenn er auch jetzt noch fortfuhr, wenigstens den Schein zu wahren, als wolle er eine friedliche Vereinigung der Evangelischen und Altgläubigen fördern, so hegte er dabei die Hoffnung, die reformatorische Bewegung in Deutschland als Hebel gegenüber dem auf seine Imperatorenmacht eifersüchtigen römischen Stuhl zu gebrauchen. Dazu glaubte er am sichersten zu gelangen, wenn er auf einem allgemeinen Concil auf die kirchlichen Reformen, die allenthalben als nothwendig erkannt waren, nach seinem Willen bestimmenden Einfluß übte. Mit dem Aufwand all seiner diplomatischen Künste gelang es ihm endlich, 1545 ein allgemeines Concil in einer Stadt des Reichs, Trient, zu Stande zu bringen. Die Protestanten weigerten sich aber, das Concil, das sie nicht als frei und unparteiisch ansahen, zu beschicken. Dies war schon eine förmliche Kriegserklärung, das Verhältniß zwischen dem Kaiser und dem Schmalkaldener Bund gestaltete sich immer drohender, und wie bedächtig auch Karl selbst den Gedanken an einen Religions- und Bürgerkrieg bei sich erwägen mochte, so war doch nicht mehr zweifelhaft, daß die Entscheidung des Schwerts gesucht werden würde.

Im Lager der Gegner selbst gewann der Kaiser einen

wichtigen Bundesgenossen, Herzog Moritz von Sachsen. Dieser Fürst, das Prototyp eines ehrgeizigen Realpolitikers nach Machiavelli's Programm, errang in den folgenden Verwicklungen und Kämpfen weltgeschichtliche Bedeutung: er war der Träger der Geschicke der deutschen Landesherrlichkeit und des deutschen Protestantismus. Vielleicht hätten sich beide auch auf anderem Weg durchgekämpft, nach menschlichem Urtheil aber wurde damals nur durch ihn verhindert, daß Karls Idee einer absolutistischen Monarchie verwirklicht und die protestantische Kirche unterdrückt wurde. Nicht als ob auch er von jenem glühenden Glaubenseifer, der diese Epoche auszeichnet, beseelt gewesen wäre! Ihn leiteten nur egoistische Motive; nur, um zur Herrschaft zu gelangen, entwickelte er ebenso bewundernswerthe Besonnenheit, wie Schlagfertigkeit und Thatkraft. Vor einer Schädigung des Protestantismus trägt er keine Scheu, scheinbar wird er sogar ein gefügiges Werkzeug der spanischen Reaction; sobald er aber sein nächstes Ziel, den Kurhut, erreicht sieht, lüpft er die Maske, greift wieder unbedenklich zu den bedenklichsten Mitteln und schlägt den Kaiser mit seinen eigenen Künsten. Er will nicht Diener eines Herrn, nicht Führer einer Partei, er will Herrscher sein, kein Ziel scheint ihm zu hoch und unerreichbar, — da wird er in eine bedeutungslose Fehde verwickelt und findet durch die Kugel eines brandenburgischen Landsknechts den Tod! — Durch das Versprechen, ihm die sächsische Kurwürde und das damit verbundene Kurland zu übertragen, gewann ihn der Kaiser dazu, daß er, sobald über die Schmalkaldener Bundesgenossen als Aufrührer gegen die kaiserliche Majestät im Juli 1546 die Reichsacht ausgesprochen war, in das Gebiet des Kurfürsten von Sachsen, Johann Friedrich, einfiel und dadurch diesen abhielt, den Bundesgenossen im Süden Hilfe zu bringen. Auf Seite der Protestanten fehlte es nicht so fast an Streitkräften, als an Eintracht. Zwischen den zwei

mächtigsten Führern, dem Kurfürsten von Sachsen und dem Landgrafen Philipp von Hessen gab es endlose Zerwürfnisse. Rasch war Süddeutschland, obwohl fast alle Reichsstädte dem Bunde angehörten, unterworfen. Dann zog Karl nach Sachsen und schlug mit dreifach überlegener Macht am 24. April 1547 bei Mühlberg das Bundesheer und nahm den Kurfürsten von Sachsen gefangen. Philipp begab sich, um mildere Friedensbedingungen zu erlangen, selbst in's kaiserliche Lager, wurde aber festgehalten und blieb gleichfalls Gefangner des Kaisers. Jetzt sah Karl alle Hoffnungen erfüllt: den schmalkaldischen Bund gesprengt, seine Häupter gefangen, den Protestantismus, ja ganz Deutschland ohnmächtig zu seinen Füßen! Seit drei Jahrhunderten war kein Kaiser so unbeschränkt der allgewaltige Gebieter gewesen, nichts schien ihn mehr zu hindern, sich zum wirklichen Herrn von Deutschland zu machen. Sein Ziel hatte aber mit dem, was die öffentliche Meinung seit dem traurigen Verfall des Reichs wünschte, Nichts gemein. Hätte er ein Kaiser im nationalen Sinn werden wollen, so mußte er sich auf das Volk stützen, den niederen Adel, das Bürgerthum und die Bauern, er mußte zugleich staatliche und individuelle Freiheit gewähren. Dies lag aber nicht in seiner Absicht, er wollte nur seinen Willen zum Gesetz machen und vor Allem die kirchliche Einheit wieder herstellen, koste es, was es wolle. Die andauernde, verfassungswidrige Besetzung deutscher Gebiete durch spanische Truppen und der Uebermuth, womit diese Söldlinge gegen deutsche Ritter und Bürger verfuhren, legten die Befürchtung nur allzu nahe, daß das Kaiserthum Karls V. eine Willkürherrschaft werden würde, daß alle Vorrechte und Privilegien, sogar die persönliche Freiheit auf's Gefährlichste bedroht seien. Protestantische und katholische Fürsten dachten hierüber gleich und sannen auf Abwehr. Und auch der Führer fand sich, der diese Elemente des Widerstands zu vereinigen verstand: der nämliche Fürst, dessen

Abfall den schmalkaldischen Bund zu Fall gebracht hatte, Moritz von Sachsen. Um die seinen eigenen Plänen gefährliche Uebermacht des Kaisers zu brechen, trat er mit den Schmalkaldenern in heimliche Unterhandlung und schloß zugleich mit Heinrich II. von Frankreich ein Bündniß, wobei er diesem für Hilfe gegen den Kaiser die deutschen Hochstiftsgebiete Metz, Toul und Verdun überließ. Es war unter allen Umständen ein schimpflicher Handel, der sich nicht einfach als Akt der Nothwehr rechtfertigen läßt, wenn auch zugegeben werden muß, daß man gegenüber einer Herrschaft, die sich über alle Verträge und Handvesten hinwegsetzt und nur den Eingebungen der Rachsucht und der Leidenschaft folgt, auch bei den bedrohten Unterthanen nicht Patriotismus und Nationalgefühl suchen darf. Mit Blitzesschnelle erschien Moritz an der Grenze Tirols und überraschte den Kaiser so unvermuthet, daß dieser mit genauer Noth aus Innsbruck entfliehen konnte. Die Kirchenversammlung von Trient stob aus einander, der Kaiser und die katholische Sache schienen verloren zu sein.

Dem bei den deutschen Fürsten beliebteren Bruder Karls, Ferdinand, gelang es aber, auf einem Fürstentag zu Passau 1552 Waffenruhe zu erlangen, wofür bis zur definitiven Regelung auf einem Reichstag Gleichberechtigung der Protestanten mit den Katholiken und Freilassung der gefangenen Fürsten zugestanden wurde. Karl wandte jetzt seine Waffen gegen König Heinrich, der „im Namen der deutschen Freiheit“ die Städte Metz, Toul und Verdun besetzt hatte. Metz, „die Vormauer des deutschen Reichs“, wurde belagert, jedoch die naßkalte Witterung des Spätherbsts 1552 und dann die strenge Winterkälte wurden den Kaiserlichen so verderblich, daß der Rückzug angetreten werden mußte, der bald in vollständige Flucht ausartete. So ging das Kleinod von Lothringen für das Reich verloren.

Der im Passauer Vertrag vorgesehene Reichstag wurde

1555 in Augsburg abgehalten. Auch diese Unterhandlungen mit den Lutheranern bedeuteten in Karls Augen eine Niederlage, aber die Fürsten drangen darauf, damit das aus tausend Wunden blutende Deutschland endlich zur Ruhe komme. Da man ernstlich entschlossen war, eine Basis zu schaffen, auf welcher ein friedliches Zusammenleben, wenn auch unter verschiedenen Religionsformen, in Zukunft ermöglicht sei, kam das wichtige Reichsgrundgesetz, der Augsburger Religionsfriede, glücklich zu Stande. Der Passauer Vertrag wurde dadurch bestätigt und erweitert. Selbst den Kirchenfürsten sollte der Uebertritt zur neuen Lehre gestattet sein, jedoch sollten sie ihrer Länder und Würden verlustig gehen, — der sogenannte „geistliche Vorbehalt", der später so viele Prozesse und Fehden hervorrief. Die schon säcularisirten geistlichen Güter sollten im Besitz der Protestanten verbleiben. Des Glaubens wegen sollte Niemand „vergewaltigt, beschwert oder verachtet werden", — dadurch war der Grund zu dem modernen deutschen Staat gelegt, wie er durch die Reformation bedingt war.

Das Glück ist eine Dirne, die es mit den Jungen hält! klagte der Kaiser. Alle Kräfte hatte er an die Aufgabe gesetzt, das Kaiserthum in seinem ganzen Machtumfang und zwar in den Bahnen des mittelalterlichen Katholizismus zu erneuen: es war ihm nicht gelungen! Umsonst hatte er in die Speichen des Zeitrads gegriffen, es war nicht geglückt, die Menschheit auf eine schon überwundene Stufe der Entwicklung zurückzubannen, er sah vielmehr den morsch gewordenen Bau des Mittelalters über und unter sich zusammenbrechen. Da seine eigenen Kräfte von Arbeit und körperlichen Leiden aufgerieben waren, konnte er selbst auf glücklichere Thaten nicht mehr hoffen; er beschloß daher, den Kampf gegen die eindringenden neuen Ideen frischeren, unverbrauchten Kräften zu überlassen. Von seinem in die Tendenzen seiner Politik eingelebten Sohn Philipp konnte er erwarten, daß er

Erhaltung der Autorität und Einheit der Kirche als erstes und höchstes Ziel aller Regierungsthätigkeit ansehen werde. Deßhalb gab er auch den Gedanken auf, für Philipp um die Kaiserkrone zu werben, und trennte seine katholischen Reiche von der Heimat der lutherischen Reformation. Im Oktober 1555 gab er in einer Notabelnversammlung in seinem Königspalast zu Brüssel zum Erstenmal seinen Willen kund, die Regierung Italiens und der Niederlande zu Gunsten Philipps niederzulegen. Die Resignation des Lenkers der Geschicke Europa's rief bei den Zeitgenossen mächtigen Eindruck hervor. Es wird erzählt, daß nach der Erklärung Karls ein lautes Seufzen und Stöhnen durch die Versammlung ging, daß dem Kaiser selbst Thränen in die Augen getreten wären. Im Jänner des nächsten Jahres übertrug er dem Sohne auch die spanische Monarchie. Das römische Kaiserthum dagegen wollte er seinem Bruder Ferdinand abtreten. Auf Zureden Ferdinands führte er zwar den Kaisertitel noch fort, im März 1558 erschienen aber auf einem Kurfürstentag zu Frankfurt Gesandte, welche seine Abdankung dem Reiche bekannt gaben, worauf unmittelbar die Krönung Ferdinands folgte.

Schon während des schmalkaldischen Kriegs hatte Karl unter dem Eindruck des kläglichen Sturzes von stolzer Höhe den Entschluß gefaßt, in einem Kloster den Rest seiner Tage zu verleben. Nach seiner Abdankung führte er ihn wirklich aus, von Körper- und Seelenleiden gebeugt; er war von Gicht und Asthma schwer gequält und der Gram über die Niederlage seines politischen Systems bestärkte ihn noch in der Weltverachtung, die schon seit Jahren seine Seele erfüllte. Er bezog ein einfaches Gebäude, das an das Hieronymitenkloster San Yuste in Estremadura angebaut war. Wir besitzen über seinen Aufenthalt in diesem Asyl die genauesten Aufschreibungen. Was wir da über seine Lebensweise und Lieb-

habereien hören, enthält seltsame Widersprüche, aber für den Pathologen finden sich manche verknüpfende Fäden. Er verschloß sich keineswegs jeglichem Verkehr mit der Außenwelt, sondern ließ sich durch Berichte aus allen Ländern über den Lauf der Welt unterrichten. Dann verfiel er wieder Stunden und Tage lang in stumpfsinnige Ermattung; häufig sah man ihn in einem mit schwarzem Tuch behangenen und von Fackeln erhellten Gemach stundenlang auf den Knien liegen. Von Ascese dagegen wollte er nichts wissen, sondern huldigte im Gegentheil ausschweifend den Genüssen der Tafel. Gerade dieses Gelüste, den Gaumen immer durch neue Gerichte zu kitzeln, ist ebenso ein Symptom seiner Nervenkrankheit, wie seine Vorliebe für mechanische Spielereien. Diese Krankheit entschuldigt auch die wahrhaft erschreckenden Kundgebungen religiöser Unduldsamkeit. Die Feder sträubt sich fast, eins seiner Worte aus den letzten Lebenstagen niederzuschreiben! Für Ketzer, sagte er, gebe es nur zwei Sentenzen: für die im Irrthum Beharrenden den Scheiterhaufen, für die Bußfertigen das Beil des Henkers. Am 21. September 1558 verschied er, den Blick fest auf das Crucifix geheftet.

Ferdinand I.

1558—1564.

Ferdinand, der zweite Sohn des Erzherzogs Philipp und der Infantin Juana, erhielt in Madrid eine nach den Grundsätzen dieses Hofes bemessene Erziehung. Er war der Liebling seines gleichnamigen Großvaters, der ihm im Widerspruch mit der unitarischen Hauspolitik Maximilians I. ein selbständiges spanisch-italienisches Königreich zuzuwenden suchte. Nach der Erledigung des Thrones gab es auch eine zahlreiche Partei in Spanien, die ihn zum Regenten dieses Landes erheben wollte, allein der damals noch allmächtige Cardinal Ximenez setzte durch, daß Karls Erstgeburtsrecht auch von den Cortes anerkannt wurde. Eine Entfremdung zwischen den Brüdern hatten jedoch diese Palastintriguen nicht zur Folge; ihre Eintracht, die kaum hie und da durch politische Differenzen unerheblich gestört wurde, berührt wohlthuend in der sonst an erhebenden Eindrücken nicht reichen Geschichte jener Epoche. Eine aus rein politischen Motiven geschlossene Ehe des Prinzen Ferdinand mit Anna, der Schwester König Ludwigs von Ungarn, — der Großvater Maximilian hatte sich, um ganz sicher zu gehen, selbst mit der jugendlichen

Prinzessin verlobt, mit dem Vorbehalt, den Enkel in seine Stelle eintreten zu lassen! — brachte den Gatten glückliche Tage. Rühmend wird von den Zeitgenossen hervorgehoben, daß Ferdinand stets die eheliche Treue wahrte, was von seinem Bruder nicht behauptet werden konnte. Die Verbindung Ferdinands und Anna's war mit fünfzehn Kindern gesegnet, die mit Fürsten und Fürstinnen von halb Europa Ehebündnisse schlossen. Anfänglich wies Karl dem Bruder nur die Stellung eines ersten Dieners und Gehilfen an; später aber trat er ihm seine deutschen Provinzen vollständig ab und ließ ihn auch von den ihm ergebenen katholischen Kurfürsten am 15. Jänner 1532 zu Köln zum römischen König wählen.

In Abwesenheit des Bruders leitete Ferdinand als Stellvertreter die Reichsgeschäfte und bewährte sich in schwieriger Zeit als umsichtiger Steuermann. In den ersten Jahren zwar sah er, von Natur aus lebhaften, leidenschaftlichen Temperaments, nur mit Unlust sich ausgeschlossen von den kriegerischen Triumphen seines Bruders, er bat flehentlich, ihn nicht bloß „die Oefen von Deutschland hüten zu lassen", allmählich aber lebte er sich, seinen Ehrgeiz der allgemeinen Wohlfahrt unterordnend, in die schwierige Rolle eines Vermittlers zwischen dem Reichsoberhaupt und den Ständen ein und erwarb sich durch eine würdevolle, aber versöhnliche Haltung gegenüber der Opposition das Verdienst, wenigstens einige Jahrzehnte hindurch die Schrecken des Bürgerkriegs von Deutschland fern gehalten zu haben. Persönlich nahm er in der Religionsfrage den nämlichen Standpunkt ein, wie sein Bruder, auch er wünschte als strenger Katholik sehnlich den Sieg seiner Kirche und nahm an allen Schritten Theil, welche von der Curie und den katholischen Fürsten in dieser Absicht unternommen wurden. Er erkannte aber von vorneherein die Berechtigung einzelner Forderungen der Renitenten an, war für die Berufung eines Concils zur Durchführung strafferer

kirchlicher Disciplin thätig und hielt den Bruder von allen extremen Maßregeln ab.

Mit kluger Mäßigung trat er auch, als ihm nach dem Tode des Vaters seiner Gemahlin das zweifelhafte Glück der ungarisch-böhmischen Erbschaft zufiel, gegen die nationale Partei auf, erwies sich aber auch, als dies nichts fruchtete und seine Gegner sich mit den Türken verbanden, als schlagfertiger Kriegsmann. Wenn ihn auch die Sorge um Behauptung dieser Reiche vorzugsweise in Anspruch nahm, so schenkte er doch fort und fort auch den deutschen Verhältnissen treue Aufmerksamkeit. Alle Versuche zur Versöhnung der Religionsparteien entsprangen aus seiner Initiative. „Er hatte eben," sagt Maurenbrecher, „in den letzten zwanzig Jahren mit den Deutschen zu leben und zu handeln gelernt, er hatte dem deutschen Charakter mehr seinen Sinn geöffnet, als der ernstere, unbiegsamere Bruder es in seinem Leben jemals vermocht hat." Deßhalb erwarb er sich auch bei den Deutschen mehr Ansehen und Liebe, als der Bruder, von dem die Rede ging, er habe das Deutsche als eine Sprache bezeichnet, die man nur mit Pferden reden könne. Als aber ungeachtet aller Vermittlung die widerstrebende Macht der Thatsachen zum Kriege drängte, war Ferdinand nur noch ein eifriger Waffengenosse des Bruders. Im Siege rieth er zu Mäßigung, und als auf's Neue der Krieg entbrannte und für die habsburgische Sache eine so unheilvolle Wendung nahm, war es wieder Ferdinand, der den „Passauer Stillstand" erreichte und dadurch den halsstarrigen Bruder rettete. Gegen den Willen Karls setzte er auch durch, daß die zu Passau gewährte zeitweilige Duldung des Protestantismus durch den Augsburger Religionsfrieden zu einer dauernden erhoben wurde. Er hatte erkannt, daß ein deutscher Regent mit dieser geistigen Macht ein für allemal rechnen müsse und nur durch Neubelebung der katholischen Kräfte, nicht durch

Gewalt die alte Kirche wieder in ihre Rechte eingesetzt werden könne.

An dieser Politik hielt er auch fest, als er nach der Abdankung seines Bruders das Regiment selbständig übernahm. Sein Kaiserthum war ein friedliches. Nicht aus Indifferenz, sondern in Folge kluger, auf den Kernpunkt eindringender Beurtheilung der Lage suchte und fand er eine würdige Mittelstellung zwischen den Parteien. Gegen kirchliche Auflösung in seinen Erblanden trat er dagegen mit Entschiedenheit auf und begünstigte zu diesem Zwecke die Einführung der Jesuiten, wodurch er nicht bloß die kirchliche Zucht, sondern auch das wissenschaftliche Leben zu kräftigen hoffte. Mit reger Theilnahme verfolgte er die Arbeiten des Concils von Trient und vertrat nach Möglichkeit die deutschen Interessen. Er wirkte namentlich trotz des heftigen Widerspruchs der Spanier für Aufhebung des Cölibatzwangs und Freigebung des Laienkelchs, denn er hegte noch insgeheim die Hoffnung, daß durch diese Zugeständnisse eine Versöhnung zu erreichen wäre. Dagegen stellte er sich auf's Entschiedenste auf katholischen Standpunkt, als sein ältester Sohn Maximilian Neigung zeigte, zur evangelischen Lehre überzutreten. Erst als ihn dieser durch feierliches Gelübde darüber beruhigt hatte, daß er von der Religion der Väter nicht abfallen werde, betrieb er seine Königswahl, die im November 1562 erfolgte. In seinen eigenen Reichen suchte er die monarchische Gewalt gegenüber der ständischen Competenz zu befestigen und eine engere Vereinigung der verschiedenen Nationalitäten wenigstens vorzubereiten. Ein hinterlassenes Tagebuch über die Ausgaben des Kaisers aus seiner Privatkasse gewährt erfreulichen Einblick in sein Sorgen und Walten; es erhellt daraus, daß er nicht bloß wohlthätig war, sondern auch bei Vertheilung seiner Spenden mit jener wählerischen Sorgfalt zu Werke ging, welche die Freigebigkeit

erst zur Tugend erhebt. Auch die Geschichtschreiber seiner Zeit zollen dem Charakter Ferdinands die höchsten Lobsprüche. Wenn auch Manches auf Rechnung höfischer Schmeichelei zu setzen ist, so dürfen doch aus ihrer seltenen Einmüthigkeit günstige Schlüsse gezogen werden. Ferdinand war von kleiner Gestalt, aber gravitätische und doch ungezwungene Haltung lieh seiner Erscheinung echt königliche Würde. Seine Mäßigkeit, Leutseligkeit, Arbeitsamkeit werden rühmend hervorgehoben. Der gesunden Bewegung halber liebte er die Jagd, doch hegte er auch aufrichtige Neigung für ernstes Studium. Es zeugt von einer gewissen Nüchternheit, aber auch von ruhiger Klarheit des Geistes, daß er von den Wissenschaften vorzüglich die Mathematik, von den Künsten die Architektur schätzte. Er war ein gerechter Regent! soll nach seinem Tode sein politischer Gegner Solyman gesagt haben, und das Lob findet seine Bestätigung in der Achtung, die ihm auch von den Protestanten gezollt wurde. „Eine merkwürdige Lebensbahn! Aus dem Nationalspanier seiner Jugend war er ein deutschen Ideen zugänglicher und deutschen Bedürfnissen nachlebender deutscher Fürst geworden."

Maximilian II.

1564 — 1576.

Wie oft muß der Schimmer der Macht durch schwere Seelenkämpfe und schmerzliche Entsagung erkauft werden! Auch Maximilian II., von Jugend auf ein warmer Freund des deutschen Reformwerks, mußte sich zu dem Opfer verstehen, das Karl V., freilich in weniger edlem Sinn, mit dem Ausdruck sacrificar su consciencia (sein Gewissen opfern) bezeichnete. Maximilian, durch seinen Lehrer Severius für Luthers Wort gewonnen, hatte zu Lebzeiten des Vaters kein Hehl aus seiner Ueberzeugung gemacht. An den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz schrieb er 1560, er werde wohl bald als vertriebener, vervehmter Flüchtling zu ihm kommen und bitte um eine Herberge. Allerdings gab er, als er zum römischen König gewählt werden sollte, seinem Vater und den katholischen Kurfürsten beruhigende Zusicherungen. Trotzdem aber gab man sich, als er nach seines Vaters Tod die Zügel der Regierung ergriff, der Furcht und der Hoffnung hin, daß er sich von Rom lossagen und als Stifter einer deutschen National-kirche auftreten werde. An der Neigung des Kaisers darf man kaum zweifeln; konnte er aber vertrauensvoll hoffen,

daß sich ein neues würdiges Gebäude erhebe, wenn er in das alte die Brandfackel schleudere? Der Süden war noch vorwiegend der alten Kirche ergeben, namentlich von Baiern mußte man erwarten, daß es den alten Glauben als heiligstes Palladium vertheidigen werde; Bürgerkrieg hätte also unvermeidlich der Uebertritt des Kaisers zur protestantischen Kirche nach sich gezogen. Ebenso gewichtig mußte politische Rücksicht auf das mächtige Spanien in die Wagschale fallen. Der Confessionswechsel selbst hatte gerade damals wenig Lockendes. Es gewann fast den Anschein, als ob nur Zwietracht und Haß die Früchte der religiösen Neuerung wären. Nicht bloß bekämpften sich Lutheraner und Calvinisten mit heftigster Erbitterung, auch innerhalb dieser Kirchen verfolgten sich die Anhänger verschiedener Richtungen mit einem Zelotismus, der das Wort erfinden ließ: Des Papstes Joch sei hölzern gewesen, das lutherische dagegen sei eisern. Die unfehlbaren Eiferer erblickten in jeder abweichenden Meinung „vermaledeite Abgötterei", Presbyterien und Synoden übertrafen an Unduldsamkeit die römischen Congregationen, eine düstere Lebensanschauung, die alle Kunst als eitel Götzenwerk verwarf, drohte im Protestantismus zur Herrschaft zu gelangen. Melanchthon pries sich glücklich, als sich ihm der Tod nahte, der „Retter und Befreier von den Mühseligkeiten der Erde und der Wuth der Theologen." Ein milder, versöhnlicher Geist, wie Maximilian, mußte durch solches Gezänke abgestoßen werden, das Jahrhundert war für ihn nicht reif. Wenn er sich aber auch äußerlich von der römischen Kirche nicht lossagte, so war er doch der unermüdlichste Vorkämpfer religiöser Toleranz. „Religionssachen," schrieb er an Lazarus Schwendy, „kann man nicht mit dem Schwerte richten, kein Gottesfürchtiger und Friedliebender wird das sagen. Das Schwert der Apostel war die Zunge, die Lehre und der christliche Wandel. Leider geht es auf der Welt so zu, daß man gar wenig Lust und

Ruhe dabei hat." Solche Worte hatten im sechzehnten Jahrhundert kaum ihres Gleichen. Sogar in den österreichischen Erblanden wurden alle Hindernisse, wodurch noch Ferdinand I. den Fortgang der Reformation aufhalten wollte, beseitigt. Jeder durfte seinem Gewissen folgen, ohne deßhalb verfolgt oder in seinen staatsbürgerlichen Rechten verkürzt zu werden. Während Religionsstreitigkeiten zum Abfall der Niederlande von Spanien führten und Frankreich von Religionskriegen zerfleischt wurde, genoß Deutschland einen glücklichen Frieden, der manche schöne Blüthe sprießen ließ. Die widerwärtigen dogmatischen Kämpfe drangen doch nicht so tief in das Volksleben ein, daß sie die Thätigkeit fleißiger Hände und schöpferischer Geister gelähmt hätten. Die neue Lehre bot zwar der Phantasie wenig Nahrung; das poetische und künstlerische Schaffen Deutschlands in jener Epoche kann sich auch nicht messen mit der großartigen Entfaltung des Kulturlebens in Spanien und Italien mit seinen Murillo, Velasquez, Lope, Calderon, Carracci, Palestrina und Tasso. Daß aber der schöpferische Trieb nicht erstorben, bewiesen die Holbein und Kranach, und die politischen und kirchlichen Gebrechen der Zeit weckten den größten deutschen Satiriker, Johann Fischart. Auf den materiellen Lebensgebieten war noch kein Verfall wahrzunehmen. Der Reichthum der deutschen Städte und die gesunde Frische ihres Handels- und Gewerbelebens werden vom Florentiner Macchiavelli neidisch gerühmt, die Renaissancebauten voll solider Pracht sind noch heute der stolzeste Schmuck der deutschen Städte. Die deutsche Wissenschaft kann einen Kepler, durch dessen astronomische Entdeckungen das Copernikanische System erst zu Anerkennung und Bedeutung gelangte, sogar einem Galilei getrost an die Seite stellen. Deutschland sah gleichsam noch ein schönes Abendroth, das den Stürmen voranging, die der fanatische Streit im Namen des Stifters der Religion der Liebe entfesselte.

Schon auf einem Kurfürstentag zu Regensburg, den Maximilian zum Zweck der Wahl seines Sohnes Rudolf berief, zeigte sich wieder der klaffende Riß. Erst nach langen gereizten Debatten über die Rechte der Religionsparteien kam durch persönliches Eingreifen des Kaisers die Wahl zu Stande. Bald darauf verschied Maximilian, am 11. Oktober 1576. Seine Gemahlin Maria, eine Tochter Karls V., fragte zuerst bei seinem Beichtvater an, ob er im katholischen Glauben gestorben sei; erst als dies bejaht wurde, gab sie ihrem Schmerz Ausdruck.

Rudolf II.

1576—1612.

In einem Alter von vierundzwanzig Jahren übernahm Rudolf das kaiserliche Regiment und die Regierung über Oesterreich, Böhmen und Ungarn. Er wählte Prag zu seiner Residenz; der Hradschin wurde Schauplatz seines wunderlichen Treibens. Der junge Kaiser war von kleiner Gestalt, blasser Gesichtsfarbe, buschigen Augenbrauen, gekraustem Haupt- und Barthaar und — gleich den meisten Habsburgern der deutschen Linie — auffällig wulstigen Lippen. Seiner Erscheinung fehlte es nicht an Würde, aber der günstige Eindruck wurde durch sein scheues und furchtsames Wesen gestört. Nie sah man ihn lachen, wie dies auch von Philipp II. von Spanien berichtet wird. In seinem Charakter zeigt sich vor Allem ein merkwürdiger Widerspruch: kein Kaiser hegte so hohe Vorstellung von seiner gottverliehenen Krone, keiner kümmerte sich so wenig um die eigentliche Regierung. Thatkraft, Festigkeit mangelten ihm ganz und gar. Leicht verletzt und beleidigt, konnte er sich doch selten dazu aufraffen, die Beleidigung zu rächen. Je dringender an ihn die Aufgabe herantrat, der widerstrebenden Gewalten Herr zu werden, im

eigenen Hause sich Ruhe zu schaffen, rebellische Stände zu züchtigen und durch energisches Eingreifen zu verhüten, daß das römische Reich aus den Fugen gehe, desto trübsinniger zog er sich von den Geschäften und der Welt zurück und vergrub sich in seine Laboratorien und Raritätenkammern. Während sein Bruder an seinem Throne rüttelt, schnitzt er Scepter aus Elfenbein; während eins seiner Länder nach dem andern durch seine Unthätigkeit verloren geht, stellt er das Horoscop; während im deutschen Reich schon die Sturmzeichen eines furchtbaren Vernichtungskampfes auftauchen, braut er geheimnißvoll in Tiegeln und Retorten, um die Goldtinktur zu finden. Bei zunehmendem Alter häuften sich die Symptome hypochondrischer Stimmung, bis sie zuletzt in apathische Melancholie überging.

Vom Hofe Philipps II., wo er erzogen wurde, brachte er strengere kirchliche Anschauungen mit, als sie am Hofe seines Vaters zur Herrschaft gekommen waren. Die Protestanten hegten schwere Besorgnisse, als er den Thron bestieg; allein sie konnten sich bald wieder beruhigen, denn hatten sie auch bei ihm nicht auf die freundschaftliche Gesinnung des Vaters zu hoffen, so brauchte ihnen doch nicht gerade vor Zelotismus des Sohnes bange zu sein. Freilich ließ er den Jesuiten freiesten Spielraum und gab zu, daß sie die Vertreibung der lutherischen Prediger aus Oesterreich systematisch betrieben. Der Gegensatz der feindlichen Religionsparteien, der durch die Politik der Compromisse unter den beiden letzten Kaisern nur verdeckt gewesen war, trat immer feindlicher zu Tage. Namentlich der sogenannte geistliche Vorbehalt rief viele Conflikte hervor. Im Erzstift Köln kam es deßhalb schon zu ernsten Unruhen und Krieg. Erzbischof Gebhard Truchseß von Waldburg wollte aus Liebe zur schönen Gräfin Agnes von Mansfeld in weltlichen Stand zurückkehren und zum Protestantismus übergehen, ohne jedoch auf seine kurfürstliche

Würde zu verzichten. Da trat eine auswärtige Macht, Spanien, zum Schutze der katholischen Interessen auf, und spanische Truppen verjagten, da sich die evangelischen Reichsstände ziemlich lau verhielten, mit leichter Mühe den gebannten Kirchenfürsten aus seinem Lande. Auch während des Kriegs, der sich in den Niederlanden entspann, durchzogen spanische Söldnerschaaren, ohne sich um die papierenen deutschen Proteste zu kümmern, deutsches Gebiet und hausten darin wie in Feindesland. Das Heer, das nach schimpflich langem Zaudern von einigen protestantischen Fürsten in's Feld geführt wurde, um den unerhört kecken Einfall abzuwehren, lief vor den Mauern der Festung Rees auseinander, der deutsche Name wurde zum Spott der fremden Nationen.

Was aus der kaiserlichen Burg in die Oeffentlichkeit drang, machte jede Hoffnung auf entscheidende Schritte des Kaisers für Frieden und Einigung zu nichte. Rudolf, von unwürdigen Günstlingen getäuscht, wurde immer mißtrauischer und gab sich Vorstellungen und Befürchtungen hin, die nur Verfolgungswahn eingiebt. Er hielt sich auch in seiner Burg nicht mehr für sicher genug und ließ gedeckte Gänge im Garten aufführen, um nicht auf seinen Spaziergängen von feindlichen oder neugierigen Augen erblickt zu werden. Nur wenige Vertraute duldete er in seiner Umgebung. Neben den gewissenlosesten Charlatans und Abenteurern lebten auch Gelehrte von europäischem Rufe, wie Kepler und Tycho de Brahe, am Prager Hof, allerdings nur, um den alchymistischen und astrologischen Liebhabereien des Königs zu dienen. Ohne wahres Verständniß für Kunst und Literatur ließ er auch durch seine Gesandten und Agenten aus aller Herren Ländern alles Erdenkliche aufkaufen und in den Hradschin schaffen. Kostbare Schätze kamen auf solche Weise unter den „Antiquitäten von Marmelstein, kleinen kupfernen Götzen, allerlei römisch-heidnischem Ding", wie der römische

Agent in naiver Weise schreibt, in seinen Besitz, unter Andrem die Ilioneusstatue, heute das herrlichste Kleinod der Münchner Glyptothek, der später nach Schweden entführte Codex des Ulfilas, das älteste Denkmal deutscher Sprache, Meisterwerke von Rafael, Tizian und Leonardo da Vinci. Bisweilen freilich, von Wahnvorstellungen gepeinigt, schlug der Sammler Alles um sich her in Stücke, um unmittelbar darauf wieder in dumpfes Hinbrüten zu versinken.

Da Rudolf unvermählt war, — eine projectirte Heirat mit der Tochter Philipps II. zerschlug sich, da das Horoscop ungünstige Folgen weissagte, — so drangen seine Räthe und die Stände der Erblande in ihn, einen Nachfolger zu wählen. Schon der Gedanke daran war ihm aber ein Greuel; er sah Schmach und Gefahr zugleich darin, die Regierung, die er doch gänzlich vernachlässigte, mit einem Anderen zu theilen. Um so mehr beschäftigte man sich in seiner Familie mit der Frage über die Nachfolge. Matthias, der nächstälteste Bruder, trat, während sich gerade in Ungarn ein Aufstand erhob, offen mit der Forderung auf, zur Würde eines römischen Königs erhoben und zum Nachfolger ernannt zu werden, und griff, als Rudolf hartnäckig jeden Vergleich ablehnte, zu den Waffen. Matthias verband sich mit dem vorwiegend protestantischen Adel in Böhmen und nöthigte den Bruder zur Abtretung von Mähren, Oesterreich und Ungarn. Um nicht auch Böhmen zu verlieren, mußte Rudolf, der sich sogar dazu verstand, seine Einsamkeit zu verlassen und selbst eine Versammlung der böhmischen Stände zu besuchen, am 11. Juli 1609 den „Majestätsbrief" bewilligen, der den böhmischen Protestanten freie Religionsübung zusicherte. Da man aber in Stadt und Land täglich mehr einsehen mußte, daß mit der zunehmenden Verödung des geistigen Lebens Rudolfs „das Regiment böser und schädlicher werde", und zumal sein von ihm zu Hilfe gerufener Bruder Leopold, ein leichtfertiger Abenteurer, mit

seinen Spießgesellen das Land unerträglich bedrückte, nöthigten die Stände den Kaiser, auch Böhmen an Matthias abzutreten. Durch diesen Schimpf wurde der Haß Rudolfs gegen den Eindringling auf's Aeußerste gesteigert. Während die psychische Entartung immer weiter um sich griff und sogar Symptome von Tobsucht sich zeigten, trug er sich in lichten Momenten mit Heiratsgedanken, nur um Allianzen zu schließen und Hilfe gegen den Bruder zu erlangen. Er trat sogar mit den deutschen protestantischen Fürsten deshalb in Unterhandlung.

Am 4. Mai 1608 hatten sich viele protestantische Stände zu einem Bunde, der Union, vereinigt. Den Anstoß dazu hatte das Schicksal der Reichsstadt Donauwörth gegeben. Dort war die protestantische Bürgerschaft mit dem Abt von Hl. Kreuz in Streit gerathen, die Reichsstadt war mit der Acht belegt und dem Herzog Maximilian von Baiern preisgegeben worden. Furcht vor Wiederholung solcher Gewaltstreiche bewog den Pfalzgrafen Friedrich IV. von der Pfalz, zur Rettung von Religion und Freiheit die Glaubensgenossen um sich zu sammeln. Dagegen stiftete im Juni 1609 der thatkräftigste Vorkämpfer des Katholizismus, Herzog Maximilian von Baiern, der mit Vertheidigung der katholischen Sache zugleich seiner Ueberzeugung und seinem Interesse diente, im Verein mit mehreren süddeutschen Kirchenfürsten eine Liga. Zwei Fürsten aus dem Wittelsbachischen Hause standen also an der Spitze der streitenden Parteien, damit rückte der Gegensatz der Höfe von Heidelberg und München in den Vordergrund der Ereignisse, und geraume Zeit waren die zwei Residenzen in gewissem Sinne die Mittelpunkte Europa's.

Mit den katholischen Kurfürsten hatte sich der Kaiser überworfen, da sie seine unausführbare Forderung einer Restitution in alle verlorenen Länder nicht unterstützten; deshalb verfiel er auf die Idee, bei der Union Hilfe zu suchen. Bei seiner Gemütsverfassung kann es nicht überraschen, daß

sogar der Gedanke einer Apostasie für ihn etwas Verlockendes hatte. Er sprach von nichts als von seiner Abreise nach Deutschland, allein eine schwere Krankheit verhinderte die Ausführung des abenteuerlichen Planes. Tycho de Brahe, der große Astronom, der aber nicht frei war von den abergläubischen Schwächen seiner Zeit, hatte einst geäußert, daß der Kaiser und sein Lieblingslöwe unter dem nämlichen Einfluß der Planeten ständen. Als nun der Löwe gerade in diesen Tagen starb, gerieth Rudolf in furchtbare Aufregung, die sein Ende beschleunigte. Am 20. Jänner 1612 verschied er.

Matthias.

1612—1619.

Es wäre ungerecht, wenn man Matthias seines Streits mit dem Bruder wegen als ehrgeizigen Rebellen verurtheilen wollte. Hätte man Rudolf länger gewähren lassen, so wäre nicht nur Ungarn verloren gewesen, sondern auch die andren Länder hätten kaum länger eine Herrschaft geduldet, die den Zustand der Anarchie in Permanenz einführte. Man kann ja ebenso wenig von Raub sprechen, wenn ein Familienrath einem Geisteskranken die Verwaltung seines Vermögens abnimmt. Gegen Monarchen gibt es keinen Instanzenzug und keinen richterlichen Spruch; es blieb also Matthias nichts übrig, als zur Gewalt seine Zuflucht zu nehmen. Leider war aber dieses entschiedene Auftreten gegen den Bruder die einzige bedeutende That seines Lebens.

„Matthias arbeitete viel an seinem Schreibtisch," erzählt Ranke, „er gab mit Vernügen Gehör, er war leutselig und zutraulich. Von dem wissenschaftlichen Trieb oder der tiefsinnigen Zurückgezogenheit seines Bruders war nichts an ihm; er liebte mit den Menschen zu verkehren. So hoch in Jahren er auch schon stand, so benutzte er doch den ersten Augenblick,

daß es ihm durch die Abdankung seines Bruders, der es immer verhindert hatte, möglich wurde, sich noch zu verheiraten. Mit seiner jungen Gemahlin Anna von Tirol machte er sich dann, solange sie in Prag waren, etwa nach Tisch, das Vergnügen, die Kostbarkeiten, die derselbe hinterlassen, in Augenschein zu nehmen. Dazu hatte sie Rudolf am wenigsten gesammelt. Bei Matthias selbst fand nur Musik einige Pflege, sonst aber liebte er im alten Styl eine glänzende Hofhaltung. Es machte ihn glücklich, daß er gegen alle Erwartung, denn er war erst als der dritte Sohn Maximilians geboren, in den Besitz der höchsten Würde des Reichs und der Welt gelangt war. Es befriedigte sein Selbstgefühl, wenn Kurfürsten und Fürsten ihn an festlichen Tagen zur Kapelle begleiteten und mit ihren Baretten in der Hand ihn erwarteten. Er liebte es, prächtige Aufzüge zu halten, mit ein paar tausend Reitern, hunderten von Kutschen, blasende Trompeter vorauf; hinter diesen saß dann wohl ein rothgeputzter Affe hinten auf, wie auch an seinem Hofe der Schalksnarr nicht fehlen durfte."

In seinen Entschlüssen unselbständig und schwankend, war Matthias ganz abhängig von seinem Minister, Kardinal Melchior Khlesel, der sich aus niedrigem Stand zu hoher Würde und Bedeutung emporgearbeitet hatte. Glücklicherweise wurde dieser Einfluß nicht in einseitigem Sinn ausgebeutet. Khlesel's Ideal war Auflösung der beiden feindlichen Bündnisse und Aufgebot der deutschen Gesammtmacht gegen die Türken. Allein der religiöse Hader war nicht mehr zu bannen. Der Katholizismus, durch die Reformation in seinem innersten Wesen bedroht, hatte alle Mittel aufbieten müssen, um sich zu erhalten, und deßhalb aus sich heraus eine Restauration erfahren, die ihn wieder zum Versuch kräftigte, von Neuem die Welt zu überwinden. Er gebot über eine unvergleichlich kriegstüchtige Armee in der von

Ignatius von Loyola gestifteten „Compagnia Jesu“. Diese mächtige katholische Strömung im Süden drängte zum entscheidenden Kampf mit der nicht minder streitbaren Reformpartei. Die Spaltung erstreckte sich aber nicht bloß auf religiöse Ueberzeugung, sondern war auch von eminent politischer Natur, weil durch die Lossagung vom alten Centrum der abendländischen Christenheit eine Menge von reichsrechtlichen Irrungen hervorgerufen war. Der Gegensatz trat in seiner schroffen Unversöhnlichkeit wieder auf dem Reichstag zu Regensburg 1613 zu Tage. Alle Versuche Khlesel's, einen Ausgleich anzubahnen, blieben erfolglos. Ein wichtiger Streitpunkt wurde auch die Frage, wer zum Nachfolger des kinderlosen Matthias in Aussicht zu nehmen sei. Von seinem nächsten Verwandten, Erzherzog Ferdinand von Steiermark, war bekannt, daß er zu schonungsloser Unterdrückung der akatholischen Bekenntnisse Alles aufbieten werde. Die protestantischen Fürsten wollten deßhalb von dieser Nachfolge nichts wissen. Da trat wieder Spanien, in jener Zeit noch die erste katholische Großmacht, mit Entschlossenheit für die Interessen der Religion und der Habsburgischen Dynastie auf den Kampfplatz. Am 31. Juli 1617 schloß der spanische Gesandte, Graf Onate, mit Erzherzog Ferdinand zu Grätz einen Vertrag ab, wodurch sich Spanien verpflichtete, die Nachfolge Ferdinands in allen Erblanden Matthias und die Bewerbung um die deutsche Krone mit allen Kräften zu unterstützen. Dagegen machte sich Ferdinand anheischig, den österreichischen Elsaß an Spanien abzutreten. Der Vertrag blieb zwar in strengstes Geheimniß gehüllt, aber Graf Onate führte ganz offen eine Sprache, die über die Absichten Spaniens keinen Zweifel übrig ließ. Er erklärte, eine Wahl Ferdinands zum König von Böhmen und Ungarn sei gar nicht nöthig, denn er erhalte diese Länder durch Schenkung seines Herrn, Philipps III., der ein vollgültiges Erbrecht auf beide Staaten habe. Dagegen erhob sich aber namentlich in

Böhmen, wie einst gegen Sigmund, nationaler Widerstand, und als dessenungeachtet Matthias, durch seine Familie und die spanische Diplomatie gedrängt, in die Ernennung Ferdinands zum König von Böhmen und Ungarn willigte, war der Ausbruch des Kriegs nur noch eine Frage der Zeit. Beschleunigt wurde er durch das Auftreten der Landesverwaltung, die schon im Geist des Nachfolgers zu operiren begann, gegen die protestantischen Stände. Das durch den Majestätsbrief eingeräumte Zugeständniß der Freiheit des Bekenntnisses ließ im Einzelnen manche Fragen offen, die nun plötzlich strengere Auslegung zu Gunsten der alten Kirche und der geistlichen Fürsten fanden. Der Bau von protestantischen Kirchen in den Städten Braunau und Klostergrab, die geistlichen Stiftern untergeben waren, führte zu offener Gewaltthat. Die Aufregung wuchs im Lande, die Häupter des protestantischen Adels, an ihrer Spitze Graf Thurn, faßten nicht mehr bloß Schutz ihrer Rechte, sondern Abfall von der habsburgischen Dynastie in's Auge. Da den kaiserlichen Statthaltern die Hauptschuld an der veränderten Haltung des kaiserlichen Kabinets beigemessen wurde, zogen die böhmischen Stände am 23. Mai 1618 in das Prager Schloß. Es folgte eine stürmische Debatte, die damit endigte, daß im wüthenden Andrang des Volks zwei kaiserliche Statthalter durch die Fenster des Saals in den Schloßgraben hinabgeschleudert wurden. Sie entkamen wunderbarer Weise ohne erhebliche Verletzung, aber ihre schimpfliche Vergewaltigung forderte Rache, und so wurde die stürmische Scene im Prager Schloß Ausgangspunkt des greuelvollsten aller Kriege. Die Aufständischen hatten die Brücken hinter sich verbrannt; zwar betonten sie noch ihre Loyalität gegen den Kaiser, aber die Bildung eines provisorischen Direktoriums zur Vertheidigung des Landes widersprach ihren Worten. Khlesel ahnte die furchtbaren Folgen der Erhebung und wollte nochmals zu friedlichem Aus-

gleich die Hand bieten. Der Zustimmung des von Alter und Krankheit gebeugten Kaisers war er sicher, jedoch gewann eine Hofpartei, die nichts mehr von Vermittlung und Frieden hören wollte und an deren Spitze Erzherzog Ferdinand stand, die Oberhand. Der Kardinal wurde ohne Wissen des Kaisers verhaftet, und gegen den Willen des Kaisers rückte in seinem Namen ein Heer in Böhmen ein. Matthias war ein Gefangener in seiner eigenen Hofburg, seine Audienzen wurden nicht mehr besucht, Alles beugte sich vor dem aufgehenden Gestirn Ferdinand. Unbeachtet und unbetrauert schied Matthias am 20. März 1619 aus dem Leben.

Ferdinand II.

1619 — 1637.

Auf welche Tonverschiedenheit stoßen wir in der Stufenleiter der Urtheile über Ferdinand II., den „Retter des Katholizismus", den „Dämon der katholischen Reaktion"! Von den Jesuiten wird er wie ein Heiliger gepriesen, in manchen Schriften aus dem Lager der kirchlichen und politischen Gegner dagegen ist er der finstere Despot, dessen Lächeln Todesurtheile bedeutete. Suchen wir unbefangen der historischen Persönlichkeit gerecht zu werden. In seiner äußeren Erscheinung war Ferdinand der heitere Bonvivant. Er war klein und wohlbeleibt, den blonden Schnurr- und Knebelbart trug er nach spanischer Art gestutzt, die Lippen waren voll, die Nase kräftig proportionirt, die kurzsichtigen Augen unterstützte er durch eine Brille. Der Erscheinung entsprach das Betragen. Er unterhielt sich viel und gern mit Leuten aus den verschiedensten Ständen, war ein Freund von Scherz und Klatsch, nachsichtig gegen Feinde und dankbar den Freunden und von einer bis zum Uebermaß gesteigerten Freigebigkeit. Die Kehrseite seiner Gutmüthigkeit war jedoch Mangel

an Selbständigkeit und Energie, und da er schon durch seine Erziehung angeleitet war, im Rath der frommen Väter Jesu gleichsam eine höhere Instanz zu erblicken, so war er ganz und gar ein Werkzeug seiner geistlichen Freunde. Ihrer Auffassung und ihrem Einfluß sind die extremen Maßregeln von ebenso intolerantem, wie absolutistischem Gepräge zuzuschreiben, und sie hatten um so leichteres Spiel, weil sie nicht seinen Geist zu überzeugen, sondern nur an sein Herz zu appelliren brauchten. „In seinem Thun und Lassen," sagt Stieve, „wurde er durch die Sorge bestimmt, daß er eine Sünde begehen und so der Hölle verfallen könne. Diese Sorge spornte ihn zu emsiger Arbeit, machte ihn in der Rechtspflege überaus scrupulös und ließ ihn den Angelegenheiten der Armen und Geringen, der Wittwen und Waisen besondere Aufmerksamkeit widmen. Sie konnte ihm in drangvollen Tagen eine Haltung geben, welche oberflächlicher Betrachtung als heroische Charakterstärke erscheint, denn ‚er wollte lieber ein verderbter als ein verdammter Herr sein'. Sie trieb ihn auch im Verein mit herzlichem Wohlwollen für das Seelenheil seiner Unterthanen zu seinen Restaurationsmaßregeln und trug wesentlich zu der Entschiedenheit bei, womit er bei jenen alle Gegenvorstellungen und jeden Widerstand zurückwies. Ein weiterer Grund für diese Festigkeit war sein Vertrauen auf Gott. Er war gewiß, daß Gott seine Frömmigkeit belohnen und ihm helfen werde, und deßhalb nahm er die Nachricht von Unfällen und Niederlagen mit größtem Gleichmuth auf. Vor allem war er überzeugt, daß der Sieg ihm sicher sei, wenn er mit Beiseitsetzung aller irdischen Rücksichten die Sache Gottes und der Kirche zu fördern suche." „Den für das Recht Kämpfenden verbleibt der Sieg!" war sein Wahlspruch; natürlich verstand der gehorsame Zögling der Jesuiten unter Recht nur die von ihnen empfohlene Sache und unter Sieg die Erfüllung ihres Willens.

Nach Matthias Tod war Ferdinands Lage überaus kritisch. Auch die österreichischen Stände verweigerten die Huldigung und verbanden sich mit den Böhmen und Ungarn. Im Juni 1619 erschien Graf Thurn mit einem böhmischen Heer vor Wien, dessen Belagerung allerdings erfolglos blieb. Es war ein Wagniß, daß Ferdinand seine in vollem Aufstand begriffenen Erblande verließ, um seine Wahl zum römischen König zu betreiben, aber der Erfolg rechtfertigte diese Kühnheit. Die Union hatte, nur um den am meisten gefürchteten Bewerber zu verdrängen, die Krone einem ebenso strengen Katholiken, Herzog Maximilian von Baiern, anbieten lassen, aber die Jesuiten wußten, um eine Entzweiung ihrer Freunde zu verhindern, den Herzog zur Ablehnung zu bewegen. Da kein andrer Bewerber Aussicht hatte, sich zu behaupten, wurde Ferdinand am 28. August 1619 gewählt. Zu gleicher Zeit sprachen aber die Böhmen seine Absetzung aus und boten dem Sohne des Stifters der Union, Friedrich V. von der Pfalz, ihre Krone an. Noch sehr jung, von heiterer und offener Gemüthsart, als Haupt der Union und erster weltlicher Kurfürst des Reichs hochgeehrt, sah Friedrich nur Glück und Ruhm vor sich und hätte das gefährliche Geschenk wohl zurückgewiesen, wenn nicht seine Gemahlin, die ihrer Schönheit wegen weltberühmte Tochter Jakobs II. von England, Elisabeth Stuart, nach der Königskrone gegriffen hätte. Sie wurde dadurch die Helena des dreißigjährigen Kriegs. Noch ehe der kunstfertige Salomon de Caus die in Friedrichs Auftrag begonnenen prachtvollen Springbrunnen im Heidelberger Schloßgarten vollendet hatte, wälzten sich feindliche Schaaren sengend und brennend über die Pfalz.

Mit der Annahme der böhmischen Krone durch Friedrich V. nahm die revolutionäre Bewegung in Böhmen den Charakter eines deutschen Bürgerkriegs an. Die Geschichte dieser verhängnißvollen Zeit ist erst in der jüngsten Zeit durch archi-

valische Forschung heller beleuchtet worden, so daß wir nicht bloß über die Kriegsereignisse, sondern auch über die Triebfedern dieser Kämpfe genau unterrichtet sind. Die merkwürdigsten Widersprüche stoßen dabei auf. Es kam vor, daß Fürsten insgeheim politische Bundesgenossen, im offenen Feld aber einander feindlich gegenüberstanden, während politische Feinde als Waffenbrüder zusammenstanden. In dem Religionskrieg — eine Bezeichnung, die allerdings nur für die Periode bis zum Tode Gustav Adolfs am Platze ist, — kämpften Glaubensfeinde für, Glaubensfreunde gegen einander. Man sah das katholische Frankreich auf Seite der Protestanten, der Papst begünstigte die Schweden, England die Jesuiten. Es ist uns versagt, hier näher auf dieses reiche geschichtliche Leben einzugehen, — wir dürfen nur jene Ereignisse berühren, die von Ferdinands Entwicklungsgang Ursache oder Wirkung waren.

Als Ferdinand vom Wahltag zu Frankfurt nach Wien zurückkehrte, hatte er kein Heer, um sich zum Herrn seiner Erblande zu machen, war daher gänzlich angewiesen auf seinen ehemaligen Studiengenossen in den Hörsälen der Jesuiten zu Ingolstadt, Herzog Maximilian von Baiern. Dieser bewältigte den Aufstand in Oesterreich und setzte schon am 8. November 1620 durch den Sieg am weißen Berge bei Prag der kurzen Herrschaft des „Winterkönigs" ein Ende. Vom Wall der Stadt aus sah Friedrich, wie sich im Verlauf einer Stunde sein Schicksal entschied, und entfloh gerade noch rechtzeitig, ehe der Sieger Einzug hielt. Böhmen wurde furchtbar für seinen Abfall bestraft. Ferdinand selbst neigte zwar zur Milde, wurde aber von einer fanatischen Camarilla genöthigt, zu den Massenhinrichtungen in Prag, wozu die Opfer aus den ersten Familien Böhmens herbeigeschleppt wurden, seine Einwilligung zu geben. Die „Gegenreformation" wurde durchgeführt, Adel und Volk zur Rückkehr zur katholischen Kirche

gezwungen. Auch in den übrigen habsburgischen Landen wurde mit gleicher Strenge das Bekehrungswerk betrieben, viele tausend Familien, die sich dem Gewissenszwang nicht beugen wollten, mußten in die Verbannung ziehen. Inzwischen wurde von den Spaniern auch die Pfalz unterworfen, und die wenigen Bundesgenossen, die Friedrich in der Noth treu blieben, unterlagen des bairischen Feldherrn Tilly überlegenem Feldherrntalent. Die protestantischen Reichsstände waren durch den Schrecken über diese Siege der kaiserlichen Waffen wie gelähmt und kamen über unfruchtbare Feldzugspläne nicht hinaus. Auf dem Fürstentag zu Regensburg 1623 übertrug Ferdinand seinem Helfer und Retter die dem pfälzischen Hause abgesprochene Kurwürde, es war gleichsam die effektvolle Schlußscene des ersten Akts des Trauerspiels.

Held und Sieger war aber nicht Ferdinand, sondern Maximilian gewesen. Der Kaiser hatte die Ueberlegenheit seines Bundesgenossen oft bitter empfunden und sah ein, daß er, wenn er sich nicht auf die Dauer mit einer Nebenrolle begnügen wolle, ein unmittelbar seinem Befehl untergebenes Heer haben müsse. Als sich der Anführer des in Böhmen stehenden Kriegsvolks, der ehrgeizige Albrecht von Wallenstein, erbot, auf eigene Kosten ein Heer zu sammeln und zu unterhalten, nahm Ferdinand den Vorschlag an, obwohl gewichtige Bedenken dagegen sprachen. Man konnte ja darüber nicht im Unklaren sein, daß die Selbsterhaltung des Heeres nichts Andres bedeute, als schonungslose Ausbeutung von Feindes- und Freundesland. Tilly und Wallenstein übernahmen nun gemeinsam den Angriff auf König Christian IV. von Dänemark, der sich zum Schutz der protestantischen Sache erhoben hatte, und seine norddeutschen Bundesgenossen. Auch diesmal blieb das Glück den kaiserlichen Waffen treu. Bei Lutter am Barenberg erfocht Tilly 1626 einen glänzenden Sieg. Ebenso glücklich erdrückte Wallenstein, der „General des bal-

tischen und oceanischen Meeres", jeden Widerstand. Da sich zeigte, daß eine gänzliche Unterwerfung der Küstenländer ohne Flotte nicht möglich sei, faßte er den kühnen Plan, eine habsburgische Kriegsflotte in Nord- und Ostsee auszurüsten. Weitsehende Entwürfe knüpften sich daran. Holland und England sollten für die Unterstützung der deutschen Protestanten gezüchtigt, dem deutschen Handel neue Bahnen eröffnet werden, ja sogar die staufische Idee, die deutschen Waffen nach dem Orient zu tragen und das Kaiserthum in seinem alten Umfang wiederherzustellen, tauchte nicht bloß auf, sondern wurde mit vollem Ernst erwogen und berathen. Die habsburgische Macht war zu einer ungeahnten Höhe aufgestiegen und der Name des Kaisers auch im deutschen Norden, wo er seit den Tagen der Hohenstaufen fast wie vergessen war, angesehen und gefürchtet. Wenige Jahre vorher ein ohnmächtiger, von seinen Unterthanen verlassener Fürst, nahm Ferdinand jetzt eine gebietende Stellung über Allen ein. Wallenstein plante nichts Geringeres, als die deutsche Fürstenaristokratie zu stürzen und eine aller Schranken spottende Kaisergewalt aufzurichten. Man hörte ihn sagen: es bedürfe keiner Kurhüte, denn man brauche auch keine Wahl mehr. Die kurfürstlichen Höfe besorgten, „daß ein neuer unhergekommener Dominat zu endlicher Eversion der löblichen alten Reichsverfassung eingeführt werden wolle". Damit war der Keim des Mißtrauens und des Haders in der katholischen Partei selbst gelegt. Auch die Ueberhebung des Kaisers im Sieg trug dazu bei, ihn um die Früchte seiner großartigen Erfolge zu bringen. Nachdem 1629 dem König von Dänemark, um ihn vom Bündniß mit Schweden abzuhalten, zu Lübeck ein billiger Friede gewährt war, hielt Ferdinand den Zeitpunkt für gekommen, das Uebergewicht der katholischen Sache durch eine hochbedeutsame Handlung zum Ausdruck zu bringen. Er erließ das sogenannte Restitutionsedikt, wonach

sämmtliche reichsunmittelbare Stifter und alle seit dem Passauer Vertrag eingezogenen Güter den Katholiken zurückzugeben seien. Vom juristischen Standpunkt aus war das Edikt zu vertheidigen, aber es war der schlimmste politische Fehler von weittragender Bedeutung, denn gegen ein solches Todesurtheil mußte der Protestantismus alle Hebel in Bewegung setzen. Eine Durchführung des Beschlusses wäre auch nur möglich gewesen, wenn alle Katholiken wie Ein Mann den Kaiser unterstützt hätten. Schon waren aber durch das willkürliche, eigenmächtige Schalten Wallensteins die Fürsten der Liga so erbittert, daß sie nahe daran waren, sich mit den Gegnern zu verbünden. Die Beschwerden über das zuchtlose Treiben der Wallensteiner mehrten sich von Tag zu Tag. Zu ihrer Untersuchung wurde 1630 ein Fürstentag nach Regensburg berufen. Wallenstein, der eben bei Memmingen ein festes Lager bezogen hatte, rieth dem Kaiser zu offenem Staatsstreich: es werde leicht sein, die Regensburger Versammlung zu sprengen, München einzunehmen und mit den hoffärtigen Freunden nach Gefallen zu verfahren. Ferdinand schrak aber vor so verwegenen Einflüsterungen zurück, wobei nicht von geringem Einfluß der Umstand war, daß Wallenstein seiner lauen Haltung in religiösen Dingen wegen bei den Jesuiten unbeliebt war. In Regensburg aber bestürmten die Fürsten den Kaiser, den Abenteurer, der sich dictatorische Gewalt im Reich anmaße, zu entfernen, und Ferdinand willigte in seine Absetzung im gefährlichen Augenblick, da Gustav Adolf, König von Schweden, schon auf deutschem Boden gelandet war, um der Unterdrückung des Evangeliums und der siegreichen Macht des Kaisers Schranken zu setzen. Die Liga und ihr staatsmännisch kluger Führer Maximilian hatten gesiegt, aber ihre und des Kaisers Interessen blieben getheilt, Jeder verfolgte mit Eifersucht die Erfolge des Andern. So erklärt sich, daß Gustav Adolf, den seine Glaubensgenossen keineswegs erfreut

als Retter begrüßten und unterstützten, mit ein paar Tausend Mann so lange in Norddeutschland den Meister spielen konnte. Wenn je, so war in diesem Augenblick für den Kaiser Gelegenheit geboten, wahrhaft nationale Politik zu verfolgen. Die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg suchten aufrichtig Verständigung mit ihm und verlangten nur Widerruf des Restitutionsedikts, aber Ferdinand wies das Ansinnen zurück und beharrte im spanischen System nach Karl's V. Programm. Die Zerfahrenheit der protestantischen Reichsstände machte es Tilly möglich, die einzige Reichsstadt, die offen zum fremden König überging, Magdeburg, am 20. Mai 1631 mit Sturm zu nehmen. Nach den Ergebnissen der neuesten Forschung kann den Feldherrn der schmachvolle Vorwurf, die Einäscherung der blühenden Stadt anbefohlen zu haben, nicht treffen; es ist vielmehr wahrscheinlich, daß Magdeburg — wie später Moskau — auf Befehl des militärischen Befehlshabers der Stadt in Flammen aufging. Nichts desto minder werden die in Magdeburg von einer entmenschten Soldateska geübten Greuelthaten Jedermann empören und schwerlich dürfte Gfrörer Zustimmung finden, wenn er den vom Reitergeneral Graf Pappenheim in einem Brief an Ferdinand ausgesprochenen Wunsch, es möchten doch die kaiserlichen Damen bei der Zerstörung Magdeburgs zugesehen haben, eine „schöne ritterliche Wendung" nennt.

Die in Magdeburg aufsteigenden Feuersäulen waren das Signal zu allgemeiner Theilnahme am Kampf. Entrüstung und Furcht führten jetzt dem Schwedenkönig zahlreichere Bundesgenossen zu. Am 17. September 1631 erlag Tilly mit seiner alten spanischen Taktik der neuen, auf das Princip der Leichtigkeit und Beweglichkeit begründeten Kriegskunst des „arctischen Löwen" bei Breitenfeld unweit Leipzig. Dadurch war das Reich dem Sieger preisgegeben. In seiner Bedrängniß wandte Ferdinand seine Augen wieder auf Wallen-

stein. Die Combination, welcher der Kaiser in Regensburg nachgab, hatte schon nach Verlauf eines Jahres zum Ruin geführt, Rettung konnte nur noch vom Gestürzten kommen. Wallenstein übernahm auch den Auftrag, ein Heer in's Feld zu stellen, jedoch nur unter der Bedingung, daß ihm uneingeschränkt der Oberbefehl zustehe. Damit waren dem Kaiser die Hände gebunden; er war den Ereignissen der nächsten Jahre gegenüber nicht viel mehr als ein Zuschauer, denn im Lager Wallensteins kümmerte man sich keinen Deut um die zur Ueberwachung anwesenden „Perruquen" des Hofkriegsraths. Wallenstein bewährte sich zwar als ebenbürtiger Gegner Gustav Adolfs, ja die Wiederherstellung der kaiserlichen Uebermacht stand in Aussicht, als am 16. November 1632 bei Lützen, „auf der großen Walstatt der Völkerschlachten alter und neuer Zeit", den Vorkämpfer des evangelischen Deutschlands, Gustav Adolf, die tödtliche Kugel traf. Wieder kam es aber zu Differenzen mit den katholischen Fürsten, denn Wallenstein sah förmlich mit Behagen zu, wie das Land seines Todfeinds, Baiern, von den Schweden zerstampft wurde. Deßhalb mußte er bald erfahren, daß sich auch an dem Hofe, unter dessen Autorität er commandirte, eine Opposition gegen ihn bildete. Bald hatten die Gegner seine Achillesferse ausgespürt, die hochfliegenden Ziele persönlichen Ehrgeizes. Ein großes rheinisches Reichsfürstenthum, vielleicht auch die böhmische Krone hoffte er für sich zu erringen. Nach den in jüngster Zeit veröffentlichten geheimen Correspondenzen kann man nicht mehr daran zweifeln, daß er zur Durchführung dieser Pläne verrätherische Verbindung anknüpfte. Unter dem unheilvollen Einfluß seiner Vertrauten Ilow, Trcka und Kinsky wurden die letzten Entschließungen gefaßt und ausgeführt. Den waghalsigen Kameraden zauderte er viel zu lange; endlich konnte aber Trcka am 26. Dezember 1633 an Kinsky schreiben, der Generalissimus

sei „nicht allein resolviret, mit beiden Kurfürsten, Sachsen und Brandenburg, sich zu veraccordiren, sondern auch mit Schweden und Frankreich.“ In München und Madrid verfolgte man jedoch schon lange mißtrauisch jeden Schritt des Verdächtigen, und die spanische Diplomatie setzte endlich in Wien durch, daß die Entsetzung des Rebellen ausgesprochen wurde. Ferdinand willigte erst ein, nachdem ihm von seinen Gewissensräthen schriftlich und mündlich versichert war, daß er um der Kirche und der Autorität des Glaubens willen nicht anders handeln dürfe. In den Plan der Blutthat, die am 25. Februar 1634 zu Eger vollzogen wurde, war Ferdinand nicht eingeweiht, erblickte aber nachher darin einen seinem Hause erwiesenen Dienst und belohnte die „Rächer der kaiserlichen Ehre“. Wallensteins Sturz zog auch die Entlassung des ersten Ministers nach sich, Hans Ulrich von Eggenberg, der bisher als „unbeschränkter Herr des kaiserlichen Willens“, als „das Herz des Kaisers“ angesehen war. Nach Wallensteins Tod war die militärische, wie die politische Lage für den Kaiser klarer, aber nicht minder gefährlich, denn der größere Theil des Reichs war von den Schweden besetzt oder im Bündniß mit ihnen. Ohne Kriegserklärung trat auch Frankreich in den Kampf ein, riß ganz Lothringen an sich und besetzte die wichtigsten Plätze im Elsaß. Dem Sohne des Kaisers, Ferdinand, glückte es aber, mit den der kaiserlichen Sache treu gebliebenen Regimentern der Wallensteinischen Armee und spanischen und bairischen Hilfscorps am 6. September 1634 über den genialsten Führer der Schweden, Bernhard von Weimar, bei Nördlingen einen der entscheidendsten Siege des ganzen Kriegs zu erfechten. Wie mit einem Schlag waren Süd- und Mitteldeutschland den Schweden verloren, der Kurfürst von Sachsen beeilte sich, am 30. Mai 1635 zu Prag mit dem Kaiser Frieden und Bündniß abzuschließen.

Deutschland athmete auf, aber der Krieg war noch keines-

wegs, wie die verzweifelnden Völker gehofft hatten, beendet; es folgten vielmehr jetzt erst Kriegsjahre, welche eine allgemeine Verwüstung mit sich brachten. Der Kampf mit Frankreich kam zu vollem Ausbruch, und mit französischen Subsidiengeldern setzte auch das bereits entkräftete Schweden, um ein Stück deutschen Landes zu erbeuten, den Feldzug in Deutschland fort. Auf verschiedenen Schauplätzen im Reich wüthete der Krieg mit allen seinen Schrecken. Die Kräfte waren ziemlich gleich vertheilt, aber im Allgemeinen konnten sich die Feinde des Kaisers glücklicherer Erfolge rühmen. Nur einmal ergoß sich die Sturmfluth auch über französisches Land, als Jan van Werth's bairische Reiter und Isolani's Kroaten schon St. Denys umschwärmten, so daß das geängstigte Pariser Volk sich erhob, um an Kardinal Richelieu, dem Anstifter des Kriegs, Rache zu nehmen. Allein die seltene Thatkraft dieses Mannes befreite nicht bloß Frankreich aus dieser Bedrängniß, sondern wußte auch die diplomatischen Fäden so geschickt zu ziehen, daß immer mehr deutsche Fürsten vom Kaiser abfielen und förmlich als Söldner in Frankreichs Dienste traten. Auch den Schweden gelang es, durch einen Sieg bei Wittstock 1636 das Uebergewicht ihrer Waffen in Norddeutschland wieder herzustellen. Während im ganzen Reiche der Krieg loderte, traten die Kurfürsten im Dezember 1636 in Regensburg zusammen und wählten den jungen Ferdinand zum römischen König. Wenige Wochen später, am 15. Februar 1637, schied der alte Kaiser aus dem Leben. Achtzehn Jahre hatte er regiert, achtzehn Jahre hatte er das Schwert in der Hand behalten müssen. „Die Geschichte," sagt Schiller, „stellt mehr und schlimmere Despoten auf, als Ferdinand der Zweite gewesen, und doch hat nur Einer einen dreißigjährigen Krieg entzündet; aber der Ehrgeiz dieses Einzigen mußte unglücklicher Weise gerade mit einem solchen Jahrhunderte, mit solchen Vorbereitungen, mit solchen Keimen

der Zwietracht zusammentreffen, wenn er von so verderblichen Folgen begleitet sein sollte. In einer friedlicheren Zeitepoche hätte dieser Funke keine Nahrung gefunden und die Ruhe des Jahrhunderts hätte den Ehrgeiz des Einzelnen erstickt; jetzt fiel der unglückliche Strahl in ein hoch aufgethürmtes, lange gesammeltes Brenngeräthe, und Europa entzündete sich."

Ferdinand III.

1637—1657.

Der Sohn Ferdinands II. erbte mit der Krone auch den Krieg. Man hätte erwarten sollen, daß sich der Sieger von Nördlingen selbst an die Spitze seiner Armee stellen würde, um seinen kirchlichen und politischen Ideen den Sieg zu erkämpfen. Allein er blieb in Wien, vielleicht um die Ungarn leichter im Zaume zu halten, vielleicht weil er den Jammer der Völker auf dem Kriegsschauplatz nicht länger ansehen wollte. Er knüpfte auch bald Friedensunterhandlungen an, die aber zu keinem Ergebniß führten. Einerseits hielt er die Forderungen der verbündeten Gegner nicht für annehmbar, denn er wollte das Reichsgebiet ungeschmälert erhalten wissen und in die inneren Angelegenheiten des Reichs keine Einmischung des Auslands dulden; andrerseits war das Friedensangebot der fremden Mächte nicht ernstlich gemeint, denn Deutschland zu zerstückeln, nicht zu retten, war das Ziel ihrer Politik. So zog sich der Krieg in mancherlei Wechselfällen hin, ohne daß es gelang, durch eine Hauptschlacht die Kräfte des

Kaisers auf einmal zu brechen oder die Schweden und Franzosen aus dem Reiche zu verjagen. Feldherren ersten Ranges gab es seit Tilly's, Wallensteins und Gustav Adolfs Tod nicht mehr; der einzige, der noch zu den großen Helden des Kriegs zählt, Herzog Bernhard von Weimar, fand bald den Tod, vielleicht durch Gift, weil er sich nicht zum bloßen Werkzeug der fremden Intriguen herabwürdigen lassen wollte. Auch mit großen Armeen wurde nicht mehr operirt. An ihrer Stelle erschienen kleinere Heereshaufen, die nicht viel besser als Räuberbanden waren, gefolgt von Weibern und Kindern und einem unendlichen Troß, wodurch sie zu wandernden Völkern anschwollen. Der Abschaum aller Nationen war darin vertreten. Nicht die männermordende Schlacht kostete die meisten Opfer, die zehnfache Zahl Menschen wurde von der entsetzlichen Nachhut der Armeen, durch Hunger, Pest und Raubmord dahingerafft. Nicht nur der Soldat, Kroat und Schwede, Franzose und Baier plünderte, die Bauern selbst waren müde geworden, hungernd im Winkel der halbverbrannten Hütte zu kauern, sie begleiteten rudelweise, wie die Wölfe, die streifende Soldateska. Pestartige Seuchen verödeten ganze Städte, und zu welchen Verbrechen der Hunger stachelte, sträubt sich die Feder niederzuschreiben, — mußten doch nicht bloß in Worms die Kirchhöfe mit Wachen umstellt werden! Endlich wurde zu Münster und Osnabrück ein allgemeiner Friedenscongreß aller kriegführenden Mächte abgehalten. Während aber noch immer Hunderte von Städten in Asche sanken und ganze Länder zur Wüste wurden, debattirten die Herren Botschafter über die barocksten Titel- und Etiquettenfragen; es wurden ganze Bände geschrieben um des Streits willen, ob die leeren Kutschen höherer Gesandten vor denjenigen, worin niedrigere Gesandte in persona befindlich, den Vorrang hätten? Der Kaiser wollte den Frieden, aber die jesuitische Hofpartei verschuldete den Aufschub, da sie jedes Zugeständniß an

die Protestanten für unerlaubt ansah. Erst als nach der grauenhaften Verwüstung Baierns 1646 Kurfürst Maximilian an die Spitze der Friedenspartei trat und das kaiserliche Cabinet befürchten mußte, daß die katholischen Stände ohne Rücksicht auf Wien Frieden schließen könnten, kam es zur Unterzeichnung der Friedensakte am 24. Oktober 1648. Das Reich und die habsburgische Hausmacht erlitten dadurch schwere Verluste. Elsaß mit Breisach mußte an Frankreich, der beste Theil der Ostseeküste an Schweden ausgeliefert werden; weniger von Belang war, daß die faktisch schon längst bestehende Unabhängigkeit der Schweiz und der Niederlande anerkannt werden mußte. Der Augsburger Religionsfriede wurde als Grundlage angenommen und auch auf die bisher davon ausgeschlossenen Calvinisten ausgedehnt, im Uebrigen für beide Religionsparteien der Zustand vom Jahr 1624 als unveränderliche Norm festgesetzt. Endlich ist der westphälische Frieden gewissermaßen als feierliche Sanktion der inneren Auflösung des Reichs anzusehen. Das Kaiserthum blieb zwar erhalten, nach wie vor hüllte man den Neugewählten im ehrwürdigen Römer zu Frankfurt in die Gewänder des großen Karl, aber es war nur noch ein bedeutungsloses Schauspiel. Die wirklichen Befugnisse der Krone beschränkten sich nach den einschnürenden Bestimmungen der Friedensakte fast nur auf Verleihung von Adelstiteln und ein Jahreseinkommen von etwa 8000 Thalern. Dagegen besiegelte der westphälische Friede die „germanische Freiheit“, d. h. die Zerstückelung in mehr als 300 Territorien unter selbständigen Souveränen, die freilich oft nur ein paar Quadratmeilen besaßen. Namentlich Franken und Schwaben boten ein burleskes Bild der Zerrissenheit, eine bunte Mosaik lebensunfähiger Staatskörper, — zerfielen ja doch oft in einem Dorfe die Bewohner wieder in Unterthanen von Aebten und Rittern, Fürsten und Städten. In Allem, was auf Zusammensetzung

und Verfassung des Reichs Bezug hatte, schien nur Willkür das einzig maßgebende Princip.

Der Zerrüttung des Staatsorganismus entsprach materieller Bankerott. Aus der allgemeinen Erschöpfung erklärt sich auch, daß die Stände in der Frage der römischen Königswahl und in den Streitigkeiten mit den fremden Mächten, die aus dem Vollzug des westphälischen Friedens erwuchsen, überraschend treu zum Kaiser hielten. Das Verhältniß des kaiserlichen Cabinets zu Frankreich, das aus dem dreißigjährigen Krieg mit Deutschland und Spanien als erste europäische Großmacht hervorging, blieb gespannt. Man befehdete sich zwar nicht mehr auf blutiger Walstatt, aber am grünen Tisch, hauptsächlich seit sich Aussicht eröffnete, daß die spanische Linie der Habsburger erlöschen werde. Einen Krieg mit Schweden, das sich anschickte, Polen einzuverleiben, verhinderte der Tod des Kaisers am 2. April 1657.

Auf den uns erhaltenen Porträts erscheint Ferdinand als ein schöner Mann von spanischem Typus. Er war von großer, schlanker Gestalt, ausdrucksvollen, scharf markirten Zügen, das schwarze Haupthaar trug er lang herabwallend. Er liebte es, sich in prächtigen Costumes nach spanischer oder burgundischer Mode zu zeigen, mit feinem Brüsseler Spitzengewebe über dem prächtig ciselirten Harnisch. In seinen politischen und kirchlichen Grundsätzen, wie in seinem äußeren Betragen unterschied er sich wenig vom Vater. Erst in den späteren Lebensjahren, als des Kriegsunheils kein Ende war, trat ein Hang zu Schwermuth auffälliger hervor und drohte, wie bei seinem Ahnherrn Rudolf in stumpfsinnige Apathie überzugehen. Früher war er ein arbeitsamer und wohlwollender Regent. Jesuitische Einflüsse lassen sich wohl erkennen, zumal in seiner Pflege des Mariencultus und in seinem regen Bekehrungseifer. Dagegen entzog er den

Jesuiten den vom Vater eingeräumten Einfluß auf die Staatsgeschäfte, obwohl auch er nie unterließ, entweder persönlich oder durch seine Minister bei den Gewissensräthen anzufragen, ob die gefaßten Beschlüsse ohne Sünde ausgeführt werden könnten.

Leopold I.

1658—1705.

Trotz der Zersplitterung des Reichs wäre es den habsburgischen Kaisern vermöge ihrer Hausmacht möglich gewesen, die Würde und Autorität des Kaiserthums aufrecht zu erhalten, aber sie selbst verlegten nicht den Schwerpunkt ihrer Gewalt nach Deutschland; die ungeheuren Erwerbungen an slavischen, magyarischen und welschen Gebieten verdrängten aus ihrer Politik die Reichsidee, das Kaiserthum mußte ihnen nur als Zugabe gelten, es wurde nicht peinlich empfunden, sondern schien sogar wünschenswerth, daß „Kaiser" nur ein prangender Titel sei. Dies zeigte sich am deutlichsten während der langen Regierung Leopolds I. Gewaltthätigkeiten der Regierung und Ehrgeiz mächtiger Magnaten machten Ungarn Jahrzehnte lang zu einem Heerd von Unruhen, wie vor hundert Jahren, wodurch die Osmanen zu räuberischem Angriff auf die Reichsgrenze gelockt wurden. Die Abwehr dieser Gefahr und die Behauptung Ungarns nahmen die kaiserlichen Streitkräfte so andauernd in Anspruch, daß der französische Machtherrscher im Westen leichtes Spiel hatte und der Raub deutscher Städte und Landschaften ungeahndet vor sich ging. Leopold war als zweiter Sohn Ferdinands III. ursprünglich für den geistlichen

Stand erzogen worden; daraus erklärt sich, daß er auch später an geistlichen Uebungen und trockenen wissenschaftlichen Studien Gefallen fand und ein pedantisch geregeltes, zurückgezogenes Leben führte. Er war von unansehnlicher Gestalt, sein Antlitz durch die weit herabhängende Unterlippe entstellt. Was ihm aber an natürlicher Würde fehlte, suchte er durch steife, spanische Etiquette zu ersetzen. Sogar bei den turbulentesten Vorgängen verlor er seine gravitätische Haltung und vergaß er die Vorschriften der Hofordnung nicht. Es wird als etwas besonders Denkwürdiges berichtet, daß er nach der Befreiung seiner Hauptstadt Wien vor dem begeistert den Degen schwingenden Kurfürsten von Baiern rascher den Hut lüpfte, als er sonst die Gepflogenheit hatte. Er besaß eine staunenswerthe Arbeitskraft, aber manche Zweige der Staatsverwaltung erfuhren gerade dadurch, daß er über Alles und Jedes selbst entscheiden wollte, schädliche Verschleppung. Auch sein kaiserliches Regiment macht den Eindruck des Geistlosen und Schläfrigen, den großartigen Anforderungen seiner Zeit war er nicht gewachsen. Ein Kaiser ohne Schlagfertigkeit und Energie, Fürsten, die unbekannt mit deutscher Fürstenpflicht und dem deutschen Volksthum gänzlich entfremdet, eine nationale Wehrkraft und einheitliche Politik höchstens auf geduldigen Reichstagsdokumenten, das Volk ohne Vaterlandsgefühl, — so war es mit Deutschland bestellt in einer Zeit, da auf Richelieu's starken Widerlagen das Siècle Louis XIV. sich erhob, da Frankreich als ein im Innern geeinigtes, nach Außen mächtig erweitertes Reich in imposanter Größe sich aufrichtete. So nur kann man sich auch erklären, wie der Raub Straßburgs geschehen konnte, ohne daß man an Donau und Main und Elbe den Schimpf empfand!

Sogleich zu Anfang seiner Regierung verwickelte sich der Kaiser durch Einmischung in die Wirren Siebenbürgens in

einen Krieg mit der Pforte. Die Türken streiften bis Mähren und Schlesien, allein Leopold erhielt, weil die Brutalität der türkischen Kriegsführung in der ganzen Christenheit Entrüstung wach rief, nicht bloß vom Reich, sondern auch von Schweden und Frankreich Hilfe. Der tüchtige Feldherr Montecuculi schlug die Osmanen 1664 bei St. Gotthard an der Raab, aber der glänzende Sieg brachte keinen Frieden, weil das kaiserliche Cabinet, ohne daß es den Willen und die Kraft gehabt hätte, die Völker an der Donau zu germanisiren, durch eigenwilligen Egoismus und engherzigen Confessionsgeist Adel und Bürgerschaft gegen sich aufbrachte. Während im sechzehnten Jahrhundert das tapfere Ungarn die Schutzmauer des Abendlands gegen die damals noch furchtbaren Türken war, conspirirte es jetzt „zur Rettung der politischen und religiösen Freiheit" unablässig mit den alten Feinden, und französische Emissäre schürten eifrig die Flamme des Aufruhrs. Von dem Insurgentenführer Tökely gerufen, drang der Großvezier Kara Mustapha mit einem Heer von 200,000 Mann — in jener Zeit einer Kriegsmacht ohne Gleichen — in Oesterreich ein und belagerte 1683 Wien. Die damals schon als „deutsche Phäaken" verspotteten Wiener Bürger bewiesen aber, daß ihnen über sinnlichen Genüssen und lustigen Schauspielen der echte Mannesmuth nicht verloren gegangen sei. Trotz Hunger und Seuchen vertheidigten sie sich unter dem tapferen Grafen Stahremberg so lange, bis ein deutsch-polnisches Heer unter Johann Sobiesky zum Entsatz herankam und durch eine mörderische Schlacht am Kahlenberge den Großvezier zum Rückzug zwang. Damals brach im Stephansdom das Volk in Jubel und Weinen zugleich aus, als ein Geistlicher über die Schriftstelle predigte: Es war ein Mensch von Gott gesandt, der hieß Johannes!" Auch in den nächsten Jahren erfochten die Oesterreicher, durch brandenburgische und bairische Hilfsvölker unterstützt, unter Markgraf Ludwig von

Baden und Prinz Eugen von Savoyen glänzende Siege, obwohl auch diese hervorragenden Heerführer, wie einst Wallenstein, über die „Hofkriegsrathsperruquen" bittere Klage zu führen hatten. Der herrliche Sieg, den „Prinz Eugen, der edle Ritter", 1697 bei Zenta erfocht, machte dem Krieg ein Ende. Durch den Frieden von Carlowitz 1698 erlitt die Pforte eine bedeutende Machtverminderung, ganz Siebenbürgen und alles Land zwischen Donau und Theiß mußten an Oesterreich abgetreten werden.

Anders aber gestaltete sich die Lage im Westen, wo Frankreich mit Muth und Glück den Versuch wagte, dem deutschen Reich Land und Leute, den Habsburgern die Hegemonie zu entwinden. Als Ludwig XIV. zuerst den Gedanken faßte, die auf ihren Reichthum pochenden Niederländer zu demüthigen, trat Leopold sogar mit ihm in ein Bündniß. Erst zu spät erkannte man in Regensburg und Wien, wie wichtig es für das deutsche Reich, daß das Rheindelta nicht in die Hände der Franzosen falle. Gegenüber der schwerfälligen Reichsarmada hatten Ludwig und seine genialen Feldherrn leichtes Spiel, um so mehr, da nicht bloß die meisten deutschen Fürsten, sondern sogar der erste Minister Leopolds, Lobkowitz, durch französischen Ehrensold zu gewissen Gegenleistungen verpflichtet waren. So kam es 1679 zu dem für Kaiser und Reich schmachvollen Frieden von Nymwegen, der nicht bloß Länderverlust, sondern auch andere Demüthigung und Uebervortheilung mit sich brachte. Immer höher stieg die Gefahr, daß der Rhein aufhören werde, ein deutscher Strom zu heißen.

Der glückliche Erfolg reizte zu neuen Entwürfen. Der Gedanke des Parlamentraths Ravaux, Alles als französisches Eigenthum zu beanspruchen, was in der Vorzeit unter irgend einem Titel als Dependenz zum Elsaß und zu den lothringischen Bisthümern gehört hatte, fand, obwohl er gegen alles Völker-

recht verstieß, Anklang. Die berüchtigten „Reunionskammern“ wurden errichtet und französische Truppen vollzogen sofort die von den „unparteiischen Richtern“ gefällten Urtheile. Mitten im Frieden wurde 1681 die freie Stadt Straßburg besetzt; ein deutscher Edelmann und Bischof, Egon von Fürstenberg, überlieferte durch Verrath das Kleinod des Reichs den Franzosen und begrüßte ihren einziehenden König vor Erwin's Münster mit den Worten: „Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben Deinen Heiland gesehen!“ Die Erwartung der französischen Diplomatie, daß die Entrüstung des deutschen Volks „in den Formalitäten der Reichsverfassung begraben werden würde“, schlug nicht fehl, der Kaiser war vollauf in Ungarn beschäftigt und überließ dem französischen König den ganzen Raub, unter der Bedingung, daß die Hoheitsrechte Frankreichs nicht weiter ausgedehnt werden sollten. In frivolster Weise brach aber die französische Regierung bald darauf den Vorwand zu neuem Krieg vom Zaun, indem die Pfalz als Erbe der an Monseigneur, den Herzog von Orleans, vermählten pfälzischen Prinzessin Elisabeth Charlotte trotz ihres feierlichen Verzichts angesprochen wurde. Da Kriegsminister Louvois einsah, daß er das occupirte Land nicht behaupten könne, machte er es zur Wüste. Der Befehl „de brûler le Palatinat“ verwandelte Heidelberg, Speier, Worms und viele andre blühende Städte in Aschenhaufen. Die Kriegspolitik Ludwigs rief zwar die Seemächte rascher als das Reich unter die Waffen, aber die genialen Feldherrn Ludwigs, die Marschälle von Luxemburg, Catinat und Vauban errangen nur neue Lorbeeren. Von den deutschen Reichsfürsten waren die meisten offen oder heimlich Bundesgenossen Frankreichs, nur einer war aufrichtig des Willens, zugleich mit dem eigenen das deutsche Interesse zu wahren, Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Er schuf in der Mark und an der Ostsee gleichsam einen neuen deutschen Staat, indem er die

zerrütteten Finanzen ordnete, ein tüchtiges Heer organisirte und eine militärische Einheit der Regierung begründete, deren Muster Frankreich war. Ihm schlug aber das Herz für Deutschland und er gab sich — oft nur mit Undank belohnt — Mühe, den Kaiser, wie auf dem Reichstag, so im Felde zu unterstützen und die übrigen Fürsten zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Sein Sieg bei Fehrbellin, wo er die Schweden, die Frankreich gegen ihn gehetzt hatte, zusammenhieb, war seit langer Zeit die erste deutsche That auf deutscher Erde, und mit diesem Tage trat das Haus Hohenzollern in die Bahn eines weltgeschichtlichen Berufs ein. Vergebens forderte auch Prinz Eugen die deutschen Fürsten auf, sich zu ermannen und die Ehre des Reichs zu retten. Der Krieg wurde von deutscher Seite nur lahm und mit ungenügenden Streitkräften fortgeführt. Als endlich Frankreich aus finanziellen Gründen den Krieg aufgeben mußte und Ludwig — der bevorstehenden Erledigung des spanischen Thrones wegen — sich genügsamer als früher zeigte, durften die Vertreter des Reichs auf dem Friedenscongreß zu Ryswijk 1697 nicht daran denken, die wichtige Rheinstadt zurückzufordern, und mußten froh sein, daß Frankreich die neuen Eroberungen zurückgab.

Der Streit um die Erbfolge in Spanien nach dem am 1. November 1700 erfolgten Tode des letzten spanischen Habsburgers, Karls II., rief einen neuen europäischen Krieg herauf. Um seinem zweiten Sohn Karl die erledigte Krone zu verschaffen, die ihm Ludwig XIV. für seinen Enkel Philipp von Anjou streitig machte, verband sich Leopold 1701 wieder mit den Seemächten und nahm auch die Hilfe des deutschen Reichs in Anspruch. Mit einem siegreichen Treffen bei Carpi, das er durch einen Marsch auf nie betretenen Alpenpfaden unvermuthet rasch erreicht hatte, eröffnete Prinz Eugen den Feldzug. Auch am Rhein führte diesmal ein erprobter Feldherr, Ludwig von Baden, die kaiserlichen Truppen. Dennoch

blieben die französischen Marschälle und Kurfürst Max Emanuel von Baiern, der sich über „Undank vom Haus Oesterreich" beklagen zu dürfen glaubte und Frankreichs Bundesgenosse geworden war, Herren von Süddeutschland; in Italien erhielt die französische Armee unter dem kriegskundigen Vendome die Oberhand, und in Ungarn erhob sich unter Rakoczy ein Aufstand, gefährlicher denn je für die Herrschaft des Kaiserhauses. Da rettete der Sieg, den Prinz Eugen und der Herzog von Marlborough, der Führer der englisch-holländischen Armee, bei Höchstädt 1704 über die Franzosen und Baiern erfochten, die Sache des Erzhauses, — Wien, das von West und Ost zugleich bedroht war, konnte wieder aufathmen.

Während der Kriegsstürme hatte sich hier Leopold ungestört seinen geistlichen Uebungen und friedlichen Liebhabereien gewidmet. Bei seinem finstren und verschlossenen Wesen muß überraschen, daß er ein warmer Verehrer der Musik war. Oft sah man ihn von seiner Loge in der Hofkapelle herab zum feierlichen Kirchengesang den Takt schlagen. Die heitre Kunst warf sogar hellen Schimmer auf das Lebensende des ungeliebten Fürsten. Nachdem er dem Beichtvater ein letztes Gebet nachgesprochen hatte, beschied er seine Kapelle an das Sterbelager. Unter sanften Tönen verschied er am 5. Mai 1705.

Josef I.

1705—1711.

Rasch änderte sich die Physiognomie des Wiener Hofes, als der Sohn Leopolds, der noch in der ersten Blüthe männlicher Kraft stand, obwohl er schon seit 1690 die römische Königskrone trug, die Zügel der Regierung ergriff. Er war durch den Fürsten von Salm fern vom Hofe in Grundsätzen erzogen worden, die eine unübersteigbare Schranke zwischen ihm und den eigentlichen Trägern der Kaiserherrschaft Leopolds aufrichteten. Nur an Prinz Eugen schloß er sich eng an und lernte von ihm freiere Ansichten über Staat und Kirche; der Generalissimus stand ja mit Leibnitz, dem universellsten Gelehrten aller Zeiten, dem vor Allen die Wiederbelebung der deutschen Geistesbildung nach dem dreißigjährigen Krieg zu verdanken ist, in freundschaftlichem Verkehr. Sofort nach Josefs Thronbesteigung ging ein frischer Zug durch die österreichischen Lande. Wie die äußere Erscheinung des hochgewachsenen, kräftigen, ernst, aber freundlich blickenden Sohnes auf's Günstigste sich abhob neben der ausdruckslosen Persönlichkeit des Vaters, so unterschieden sie sich auch in den Anlagen des Geistes und des Herzens. „Beinahe ungestüm in allen

Bewegungen," sagt Noorden, „ein verwegener Reiter, ein feuriger Jäger, ein leidenschaftlicher Tänzer, hatte der Jüngling eine Unruhe des Temperaments verrathen, die neben der feierlich schleppenden Haltung des Vaters um so auffälliger abstach ... Längst hatte man von weitgespannten Plänen und von Gedanken unnachsichtiger Reform erzählt, mit denen der römische König sich sowohl für die innere Landesverwaltung, wie für die auswärtige Politik der Großmacht Oesterreich trage. Alle Matten, Faulen und Unfähigen im Umkreis der habsburgischen Kronlande hatten Josefs Thronfolge gefürchtet. Auf seinen Regierungsantritt hatte hingegen die Summe sämmtlicher Wünsche gezielt, welche patriotisch gesinnte Oesterreicher und auswärtige Freunde des Hauses Habsburg für das Werden und Wachsen des österreichischen Staatswesens einlegten." Toleranz in religiösen Dingen war sein Programm für die innere Politik, für die äußere kräftige Theilnahme am Krieg gegen Frankreich. Er entfernte die Jesuiten vom Hofe und setzte der Ketzerjagd in Ungarn ein Ende, was für Beruhigung des Landes besser wirkte als viele gewonnene Schlachten. Dadurch war er in Stand gesetzt, kräftiger den Krieg gegen Frankreich fortzusetzen. Eugen hatte bei Cassano trotz heldenmüthiger Tapferkeit seiner Truppen das Feld räumen und sich auf die Defensive beschränken müssen, denn seiner Kriegsmacht gebrach es an Allem, was zu nachdrücklicher Kriegsführung nöthig. Jetzt erhielt Eugen, der selbst nach Wien ging, um die Nothlage seines Heeres zu schildern, Verstärkung und Geldhilfe. Rasch trat eine günstigere Wendung ein. Wie durch die Höchstädter Schlacht Deutschland, so wurde durch den Sieg Eugens bei Turin 1706 Italien von den Franzosen befreit, die Städte öffneten jubelnd dem Sieger die Thore. Unablässig wirkte Eugen darauf hin, daß der Krieg in großem Stil fortgesetzt werde, denn nur dieser sei der Vater des Friedens. Heinsius,

der scharfsinnige Minister der Niederlande, Marlborough, der brittische Feldherr und Staatsmann, „hart geworden im Feld und verfeinert an den Höfen", und Prinz Eugen, der kühnste und besonnenste Stratege des Jahrhunderts, waren ein glänzendes Triumvirat, das durch einträchtiges Zusammenwirken den stolzen Thron Ludwigs XIV. zum Wanken brachte. Dagegen war das verwahrloste, an Allem Mangel leidende Reichsheer ein getreues Abbild des staatlichen Jammerzustands des deutschen Reichs. Joseph I. dachte sehr hoch von der Bedeutung seiner kaiserlichen Würde, die ihm keineswegs nur als ehrwürdiger Ueberrest einer großen Vergangenheit galt. Er trat gegen die Kurfürsten von Baiern und Köln, mit denen er früher in vertrautem Verkehr gestanden war, ihrer Allianz mit Frankreich wegen mit rücksichtsloser Strenge auf, stellte Baiern unter österreichische Militär- und Civilverwaltung und sprach das Kurfürstenthum nicht bloß dem geächteten Max Emanuel, sondern dem Hause Wittelsbach überhaupt für ewige Zeiten ab. Auch sonst begegnete er pflichtvergessenen Reichsständen mit Strenge, und Alles bekundete, daß er dem Amte des deutschen Reichsoberhaupts einen möglichst vollen Lebensinhalt zurückgeben wollte. Allein schon damals trat zu Tage, daß auch dieser Versuch der Begründung einer kaiserlichen Monarchie „in den Formalitäten der Reichsverfassung begraben werden würde." Der Reichstag, der die festeste Stütze der Reichseinheit hätte sein sollen, gewährte ein klägliches Bild. Er hatte in früherer Zeit seine Bedeutung namentlich den freien Städten verdankt, die sich mehr als einmal als starke Stütze deutscher Macht erwiesen, wo sich neben dem Freiheitssinn auch der Gemeinsinn am stärksten entwickelt hatte. Ihre politische Wirksamkeit war aber durch die westphälische Friedensakte fast gänzlich gebrochen. Und seit nur noch Diplomaten und Gelehrte als Vertreter der Reichsstände in Regensburg tagten, trat man

überhaupt selten mehr in's Stadium wirklich bedeutungsvoller Verhandlungen, wenigstens kamen große nationale Fragen niemals vor dieses Forum. Elende Formalien und jämmerliche Ceremoniellstreitigkeiten gaben den Herren in der Allonge vollauf zu thun. Was war das für ein herrlicher Triumph der fürstlichen über die kurfürstlichen Gesandten, als die ersteren durchsetzten, daß wenigstens die vorderen Füße ihrer Stühle auf den Fransen des Teppichs im Conferenzsaale stehen durften! Solches Gaukelspiel wurde in Regensburg getrieben, während die Würfel des Schlachtenglücks rollten, das über die Neugestaltung Europa's zu entscheiden hatte.

Wo das Dioskurenpaar Eugen und Marlborough vereint kämpfte, war der Sieg. 1708 wurden die Franzosen bei Oudenarde geschlagen, bald darauf mußte sich Lille, einer der stärksten Waffenplätze, ergeben, nach fruchtlosen Friedensunterhandlungen erlitt der kühnste Marschall Frankreichs, Villars, 1709 bei Malplaquet eine furchtbare Niederlage. Längst wäre, wie Eugen, ein ebenso guter Patriot wie Feldherr, dringend wünschte, der Friede unter den günstigsten Bedingungen für Kaiser und Reich zu Stande gekommen, wenn nicht die verbündeten Cabinete an König Ludwig die unannehmbare Forderung gerichtet hätten, seinen eigenen Enkel Philipp mit Waffengewalt zum Verzicht auf Spanien zu zwingen. Josef zwar ließ sich durch Eugens Vorstellungen zur Nachgiebigkeit bewegen, die Seemächte aber bestanden eigensinnig auf den übermüthig hoch gespannten Bedingungen. Eben hatte Eugen Wien verlassen, um sich wieder nach dem Kriegsschauplatz zu begeben, als er die Kunde erhielt, daß Josef am 17. April 1711 nach kurzer Krankheit an den Blattern gestorben sei. Ein Ausspruch des großen Feldherrn ist das schönste Epitaph des todten Kaisers. „Mein Schmerz,“ schreibt er an den Kanzler Graf Wratislaw, „mehrt sich mit jedem Tage, denn ich habe diesen Fürsten wahrhaft geliebt.“

Karl VI.

1711—1740.

Der Thronwechsel in Wien zog einen völligen Umschwung der europäischen Lage nach sich. Auf allen Kriegsschauplätzen hatte die Sache Habsburgs triumphirt, es schien, als ob das militärische und politische Uebergewicht Frankreichs für alle Zukunft erschüttert werden sollte. Nach dem Tode des kinderlosen Bruders gab sich zwar Karl der stolzen Hoffnung hin, das ganze Reich seines mächtigen Ahnherrn Karl wieder unter seinem Scepter zu vereinigen, aber faktisch war der Höhepunkt der habsburgischen Erfolge bereits überschritten. Die Eifersucht der Verbündeten konnte nicht zugeben, daß einem Fürstenhause so gewaltige Uebermacht eingeräumt werde. Während die drei Kriegslenker fest darauf bauten, durch eine letzte Anstrengung die gänzliche Entwaffnung Frankreichs zu erreichen, schwankte schon der Boden unter ihren Füßen. Am englischen Hof vollzog sich fast gleichzeitig mit Josefs I. Tod ein Systemwechsel. Die junge Königin Anna entzweite sich namentlich unter dem Einfluß einer persönlichen Verstimmung gegen die hochfahrende Herzogin von Marlborough mit ihrem Ministerium und lehnte sich an die Partei der Tories, die

eine Verständigung mit Frankreich begünstigten. Bald wurde heimlich mit Ludwig XIV. unterhandelt; Holland und Savoyen folgten diesem Beispiel. Am 11. April 1713 wurde von den genannten Staaten zu Utrecht ein Friedensvertrag abgeschlossen. Trotz der Abmahnung Eugens beschloß Karl, an seinen von den Seemächten aufgegebenen Ansprüchen auf Spanien festzuhalten und den Krieg fortzusetzen. Bald jedoch mußte er einsehen, daß die Kräfte Oesterreichs durch den langen Krieg allzu erschöpft seien und die saumselige Hilfe der schlechtbewaffneten Reichstruppen nicht ausreichen werde, um der ganzen Kriegsmacht Frankreichs Stand zu halten. Am 7. März 1714 wurde zu Rastatt der Friede unterzeichnet, der einige Wochen später durch eine zu Baden in der Schweiz zwischen Eugen und Villars getroffene Uebereinkunft auch auf das deutsche Reich ausgedehnt wurde. Es blieb bei der im Utrechter Frieden vorgesehenen Theilung der spanischen Monarchie. Während der Bourbon Philipp als König von Spanien anerkannt wurde, erhielt Oesterreich die spanischen Nebenländer Belgien, Mailand, Neapel und Sardinien, die Kurfürsten von Baiern und Köln wurden wieder in Länder und Würden eingesetzt, Landau blieb in den Händen der Franzosen, Kehl, Breisach und Freiburg aber wurden an das Reich zurückgegeben. Nur in Spanien dauerte der Bürgerkrieg noch fort, Barcelona vertheidigte sich noch ein volles Jahr gegen die feindliche Uebermacht mit unbeugsamem Heldenmuth, wie einst Numantia's streitbare Bürger gegen Scipio. Als endlich die Seestadt eingenommen wurde, fiel nur ein Trümmerhaufe in die Hände des Siegers. Der Fall der getreuen Stadt, die ihr Geschick so fest mit dem seinigen verknüpft hatte und nun, von ihm verlassen, den Untergang fand, soll Karl so ergriffen haben, daß man seit jenem Tage kein Lächeln mehr auf seinen Lippen sah.

Um zu verhindern, daß die Republik Venedig auch ihre

letzten Besitzungen an die Türken verliere, setzte Prinz Eugen durch, daß Oesterreich 1716 der Pforte den Krieg erkläre. Der Feldzug war an Siegen und an Ehren reich. Peterwardein wurde befreit, Temesvar erobert, ein glänzender Sieg bei Belgrad erfochten, endlich fiel auch dieses stärkste Bollwerk des Islams. Zeugniß von der Theilnahme und Bewunderung des deutschen Volks für den immer siegreichen Helden gibt die Thatsache, daß das von einem seiner wackeren Soldaten verfaßte schmucklose Lied im Munde des Volks fortlebt bis zum heutigen Tag. Die Pforte sah sich 1718 genöthigt, zu Passarowitz Frieden zu schließen, der für Oesterreich eine neue Gebietserweiterung an der Donau brachte.

Es war aber nicht Karls Verdienst, wenn Oesterreich während seiner Regierung Gewinn und Ehren erntete; große Feldherrn, glückliche Zeitumstände und fremde Fehler haben dabei zusammengewirkt. Karl war sogar schwach genug, den Einflüsterungen gewissenloser Abenteurer, als ob Prinz Eugen in verrätherischer Verbindung mit dem bairischen Hofe stehe, Gehör zu geben, und wenn nicht glücklicher Weise das schmähliche Complott aufgedeckt worden wäre, hätte Oesterreichs verdienstvollster Diener, der das Heer so oft zum Sieg führte, schnöden Undank erfahren.

Da Karl VI. der letzte männliche Sprosse des habsburgischen Hauses war und keine Söhne hatte, so war es sein Wunsch, der ältesten Tochter Maria Theresia die Nachfolge in der ganzen österreichischen Monarchie zuzuwenden. Es handelte sich dabei in Wirklichkeit darum, ob ein österreichischer Staat als solcher fortbestehen oder derselbe sich in die Länder verschiedener Nationalität, aus denen er ursprünglich zusammengesetzt war, auflösen sollte. Um dies zu verhindern, mußte eine über das Leben des gegenwärtigen Regenten hinaus gesicherte Erbfolgeordnung eingeführt werden. Deßhalb hatte die am 19. April 1713 als Hausgesetz verkündigte

„pragmatische Sanktion“, wodurch die Nachfolge auch der weiblichen Linie zugesichert war, nicht bloß dynastisches Interesse, sondern dadurch erst war Oesterreich als ein besonderer und untheilbarer Staat erklärt. Nun galt es aber, dem neuen Hausgesetz auch Anerkennung zu schaffen. Die aus Bestimmungen der Verfassungen einzelner Provinzen entspringenden Schwierigkeiten konnten durch kaiserliche Dekrete und Verträge mit den Ständen hinweggeräumt werden, wie es auch faktisch gelang. Schwieriger aber war es, die Ansprüche, die von fremden Mächten unter den verschiedensten Rechtstiteln auf einzelne Theile der Monarchie erhoben wurden, zu beseitigen. Zunächst kamen die Kurfürsten von Baiern und Sachsen wegen ihrer verwandtschaftlichen Beziehungen zum Erzhause als Gatten der Töchter Josefs I. in Betracht. Ihnen die Unterstützung der Großmächte zu entziehen, war demnach das Hauptziel der Politik Karls, dem er alle andren Rücksichten opferte. Um die Anerkennung seiner Disposition durch ein einflußreiches Cabinet zu erhalten, verstand er sich zu den größten Opfern an Land und Leuten. Vergebens wies Eugen darauf hin, daß es nur Aberglaube sei, solchen papiernen Verheißungen hohen Werth beizumessen. „Eine vollzählige, wohlgeübte Armee und eine gefüllte Schatzkammer,“ schrieb Eugen, „sind die einzigen gesicherten Garanten der pragmatischen Sanktion.“ Daß aber die Regierung gerade diesen wichtigsten Stützen nicht genügende Sorgfalt zuwandte, zeigte sich schon, als Oesterreich 1733 in den polnischen Erbfolgekrieg verwickelt wurde. Um die Anerkennung der pragmatischen Sanktion durch Kurfürst August VI. von Sachsen zu erlangen, unterstützte der Kaiser seine Bewerbung gegen den von Frankreich unterstützten Stanislaus Lescinsky. Der alternde Eugen konnte sich, als es darüber zum Krieg mit Frankreich kam, mit jämmerlich ausgerüsteten Truppen mit Mühe in der Defensive behaupten, ein entscheidender Schlag konnte nicht

geführt werden. Endlich wurde 1735 zu Wien Friede geschlossen, der dem Kaiser gegen das Danaergeschenk der Anerkennung seiner Erbfolgeordnung durch Frankreich Neapel und Sicilien kostete. Stanislaus entsagte der Krone Polen zu Gunsten Augusts und erhielt dafür das Herzogthum Lothringen, jedoch mit dem Vorbehalt, daß es nach seinem Tod an Frankreich fallen sollte; der Herzog von Lothringen, Franz Stefan, wurde mit Anwartschaft auf das Großherzogthum Toskana vertröstet.

Dieser Fürst wurde Stammvater der Familie, die heute den österreichischen Kaiserthron einnimmt. Obwohl die vielumworbene Tochter des letzten Kaisers aus habsburgischem Stamm, erhielt Maria Theresia den zum Gatten, zu dem ihr Herz sie hinzog, den Fürsten ohne Land, Franz Stefan. Vom politischen Gesichtspunkt freilich war die Einwilligung des Kaisers ein Fehler, denn Frankreich als Räuber der lothringischen Lande mußte schon im Titel des Gemahls der Erzherzogin beständigen Grund zu Mißtrauen und Mißgunst finden. An den Hof von Versailles schloß sich jetzt Baiern, da die Aussicht, die Hand der Erbin für den Kurprinzen zu erlangen, geschwunden war, auf's Engste an und der ränkevolle Leiter der französischen Politik, Cardinal Fleury, trug keinen Augenblick Bedenken, den ehrgeizigen Plänen des Kurfürsten Karl Albert Unterstützung zuzusichern, obwohl er kurz vorher die Garantie der pragmatischen Sanktion übernommen hatte.

In den letzten Lebensjahren wurde Karl nochmals als Bundesgenosse Rußlands in Krieg mit der Pforte verwickelt. Der Feldzug begann mit empfindlichen Schlappen der Oesterreicher, die dem Kaiser die Klage entpreßten: „Ist denn mit Eugen alles Glück von meinen Adlern gewichen, habe ich keinen General mehr?“ und endigte mit Verlust des größten Theils der Errungenschaften der letzten Türkenkriege. So

schloß die Regierung Karls, die mit glorreichen Triumphen begonnen hatte, mit trüben Zuständen und Aussichten ab. „Eine mißstimmte Bevölkerung, verarmte Provinzen, einen leeren Schatz, ein zertrümmertes Heer, abgelebte Greise als Minister und schwer beschuldigte Generäle!“ Dieses Erbe hinterließ Karl seiner Tochter, als er am 20. Oktober 1740 aus dem Leben schied.

„Er arbeitete viel, that aber wenig!“ urtheilt Friedrich der Große in der Geschichte seiner Zeit über Karl VI. Er ist vom schweren Vorwurf nicht freizusprechen, daß er die großen Staatsmänner und Feldherren, welche das Kaiserhaus auf den Gipfel der Macht und des Ruhmes gehoben hatten, nicht nach Verdienst würdigte, nicht einem Eugen oder Gundacker von Stahremberg sein volles Vertrauen schenkte, sondern ihnen schmeichelnde Kämmerlinge vorzog. Für Zerrüttung der Staatsverwaltung, für den Untergang alles öffentlichen Lebens, aller praktischen Volksthätigkeit, alles vaterländischen Gefühls war es doch nur ein geringer Ersatz, daß sich Gelehrsamkeit und Gelehrte der Munificenz Karls zu erfreuen hatten. Er ist der Stifter der Wiener Akademie zur Förderung der deutschen Sprache und Geschichte und aller gemeinnützigen Künste. Auch verdankt die Stadt Wien dem Freund prunkvoller Hofhaltung viele Bauwerke, die zwar in großartigem Maßstab angelegt sind, aber doch durch eine gewisse barocke Steifheit an den Geschmack jener Zeit erinnern, der sich in Reifrock und Allonge kundgab. Mit großer Strenge wurde auf genaue Befolgung des spanischen Ceremoniells gehalten, zu großer Befriedigung eines à la mode Reisenden jener Tage, denn „wenn man erwäget, wie die spanische Caprice in allen Stücken auf das point d'honneur und Ansehen gerichtet ist, so ist leicht zu erachten, daß diese Passion, wenn eine solche mit einer wirklichen Solidité verknüpft wird, durchgängig einen vollkommen guten Effekt hat.“ An der Tafel

ging es ceremoniöser her als in Versailles. „Sobald der Oberstküchenmeister die Schüsseln geordnet," so berichtet ein Augenzeuge, „wird dem Kaiser durch den Oberhofmarschall gemeldet: Es ist angerichtet! Der Kaiser führt sodann die Kaiserin zur Tafel. Hier reichen die Oberhofkämmerer das silberne Waschbecken und das Handtuch. Die Kaiserin nimmt an der linken Seite des Kaisers Platz; dieser trägt das spanische Costüm mit Perrücke und aufgekrempeltem Federhut, den er nur abnimmt, wenn die Kaiserin auf sein Wohl trinkt. Eine Menge von Hofbeamten drängt sich um den Tisch, so daß ein Teller, ehe er an Seine Majestät gelangt, durch vierundzwanzig Hände geht. Die Obersthofmundschenken kredenzen den Wein mit spanischer Kniebeugung. Sämmtliche auswärtige Botschafter, die Generalität und die höchsten Staatsbeamten haben das Vergnügen, der Tafel stehend beizuwohnen. Die fremden Botschafter stehen mit bedecktem Haupt, nehmen jedoch den Hut ab, so oft der Kaiser trinkt. Keinem andern Fürsten, und wenn er selbst ein König wäre, wird gestattet, des Mittags mit dem Kaiser in dem kaiserlichen Appartement zu speisen. Ueber Tisch pflegt die Kapelle große Musikstücke aufzuführen; an den großen Festtagen werden vor und nach Tisch deutsche geistliche Lieder gesungen." Wie sein Vater Leopold, an den er überhaupt in vielen Charakterzügen erinnert, war Karl ein Freund der Musik. Er componirte selbst einige Stücke für das Spinet und eine Messe in strengem Kirchenstil. Kapelle und Oper waren vorzüglich, ohne Zweifel war dieses Zusammenwirken der besten italienischen und deutschen Künstler an Karls Hof von wesentlicher Bedeutung für den herrlichen Aufschwung, den die Musik einige Jahrzehente später in Oesterreich, dem „klassischen Heimatlande" dieser Kunst, erlebte.

Karl VII.

1742 — 1745.

Noch war Karl VI. nicht bestattet, so erhob schon Kurfürst Karl Albert von Baiern Anspruch auf Krone und Reich auf Grund des Testaments Kaiser Ferdinands I., dessen Tochter mit einem Wittelsbacher, Herzog Albrecht V. von Baiern, vermählt war. Zwar zeigte sich, als sich das Wiener Ministerium nach langem Zögern zur Herausgabe der Originalurkunde verstand, daß nach Abgang der „ehelichen" Linie des Hauses Habsburg, nicht der „mannlichen", wie von bairischer Seite behauptet worden war, jener Erbtochter und ihren Nachkommen die Nachfolge zugesichert war; allein Baiern behauptete, daß auch unter dieser Fassung nur männliche Erben zu verstehen seien, und die Ansichten der Juristen und Diplomaten waren getheilt. Der größere Theil des österreichischen Volkes machte kein Hehl aus seinem Wunsche, lieber den populären Baierfürsten auf dem Throne zu sehen, als eine junge Frau, von der man nicht mehr wußte, als daß sie ein einnehmendes Aeußeres besaß und ihren Gemahl herzlich liebte. Gleichzeitig forderte der junge Friedrich von Preußen, dessen Ehrgeiz von jetzt an der gewichtigste Factor

in der Entwicklung der Geschicke Europa's werden sollte, auf Grund alter Ansprüche des brandenburgischen Hauses, die schönste Provinz, Schlesien, und antwortete auf die Ablehnung mit bewaffnetem Einfall. Die Männer, welche die junge Regentin mit ihrem Rath unterstützen sollten, konnten unter sich nie einig werden; die Verwirrung nahm in dem Maße zu, als die äußeren Gefahren wuchsen. Dennoch behielt Maria Theresia das Haupt oben. In einer Zeit, da sie keinen Tag vor dem Anmarsch feindlicher Heere sicher war, entwickelte sie die regste Thätigkeit, nicht bloß um für sich die Lande zu retten, sondern auch um ihrem Gemahl Franz die deutsche Kaiserkrone zu erringen. Als Tochter Habsburgs wollte sie ein Gewohnheitsrecht wahren, das die Kaiserwürde gleichsam als Erbgut ihrer Familie erscheinen ließ, als zärtliche Gattin durch den Kaisertitel dem Gemahl, der in den österreichischen Staaten nur eine Nebenrolle spielen konnte, volleres Gewicht und Ansehen verschaffen. Karl VI. hatte namentlich die geistlichen Kurfürsten durch reiche Geschenke und Pensionen förmlich in Pflicht genommen, daß sie seinem Eidam zur Krone verhelfen sollten. Anfänglich ließ sich auch trotz des feindseligen Auftretens Preußens und Baierns hoffen, daß Großherzog Franz die Mehrheit der Wahlstimmen erlangen werde; sein Nebenbuhler Karl Albert konnte kaum mit Sicherheit auf die Stimmen seiner nächsten Verwandten zählen. Als aber der Preußenkönig 1741 bei Mollwitz einen glänzenden Sieg erfocht und Karl Albert sich mit dem Sieger verbündete, änderte sich rasch die Lage. Von allen Höfen kam Kunde, daß Oesterreich im Mißgeschick auf keinen Freund zu zählen habe; dagegen war die Niederlage bei Mollwitz das Signal zu einer allgemeinen Schilderhebung seiner Feinde. Die Preußen besetzten ganz Schlesien, die Baiern fielen in Oberösterreich ein, mit beiden verbündet trat nun auch Frankreich auf den Kampfplatz. Der schimpfliche Vertrag, den

angeblich Karl Albert zu Nymphenburg mit dem Cabinet von Versailles abgeschlossen haben soll, wodurch für Frankreich eine erhebliche Gebietserweiterung auf Kosten Deutschlands als Preis der Hilfe zugesagt worden wäre, ist nur tendenziöse Erfindung, allein faktisch war Karl Albert, als er mit einem französisch-bairischen Heere gegen Oesterreich den Krieg eröffnete, nur ein Werkzeug in den Händen seiner Gönner. Diese Unselbständigkeit erklärt sich ebenso aus den Verhältnissen, wie aus seinem Charakter. Er hatte weder die Schlagfertigkeit des Geistes, wodurch sein größerer Zeitgenosse Wunder wirkte, noch jenes Bewußtsein innerer unversiegbarer Kraft, das seinen Ahnherrn Maximilian in Noth und Gefahr während des dreißigjährigen Kriegs nie verließ. Allzu viel von fremder Hilfe hoffend, versäumte er über Bitten und Harren die besten Gelegenheiten. Freilich trifft ihn der Vorwurf nur halb, den Friedrich der Große in der Geschichte seiner Zeit gegen ihn erhebt, er habe sein ganzes Unglück dadurch selbst verschuldet, weil er, vor den Thoren Wiens stehend, plötzlich den Angriff aufgab und sich nach Böhmen wandte. Der Kurfürst selbst sah den hohen Vortheil des Besitzes der Hauptstadt wohl ein, wurde aber von den französischen Generälen förmlich gezwungen, diesen Plan aufzugeben. Die stolzen Marschälle waren, obwohl sie die bairische Cocarde an den Hüten trugen, keineswegs gesonnen, auf die Befehle eines deutschen Reichsfürsten zu hören, sondern handelten nur nach Ordre aus Versailles. Die Eifersucht Fleury's, der auch das verbündete Baiern nicht zu wirklicher Macht gelangen lassen wollte, rettete Wien und Oesterreich. Aber Böhmen mit Prag fiel in die Hände der Sieger und die italienischen Provinzen schienen unrettbar an Spanien verloren. Doch nicht die äußerste Noth und Gefahr vermochten den Muth der jungen Königin zu brechen, energisch wies sie jeden Vermittlungsvorschlag zurück, der von Zerstückelung ihres natürlichen Erbes sprach.

Bei den Ungarn suchte sie Schutz für sich und ihr Kind, und dieses Volk, das seinen habsburgischen Königen stets trotzigen Widerstand geleistet hatte, erhob sich in ritterlicher Aufwallung wie ein Mann für die hohe Frau. Jählings wandte sich das Kriegsglück auf ihre Seite. Im nämlichen Augenblick, da in das künstliche Baugefüge der französischen Diplomatie der Schlußstein eingesetzt, der Kurfürst von Baiern am 24. Jänner 1742 nach Ausschluß der böhmischen Stimme einhellig zum Kaiser gewählt wurde, machte der Wandel der militärischen Lage alle daran geknüpften Hoffnungen zu nichte. In der Wahlstadt Frankfurt kündeten bei Tag Glockengeläute und Kanonendonner und Nachts emporrauschende Lustfeuer, daß ein neuer Kaiser erkoren sei, berufen, wie der Titel prahlte, das weltliche Schwert der ganzen Christenheit zu führen, aber nicht befugt, den Geringsten aus deutschen Landen außer seinem eignen Gebiet zu Schutz und Rettung aufzurufen, — ein Oberhaupt, das von der ganzen glänzenden Versammlung um ihn her die „alleruntertthänigsten" Komplimente erwarten, aber auf Niemands Treue zählen durfte. Während in den nächsten Wochen zu Frankfurt Feste auf Feste gefeiert wurden, gingen Hunderte von Flecken und Dörfern im Stammland des neuen Kaisers in Flammen auf. Würden wir die einzelnen Blätter dieser Kriegsgeschichte aufrollen, es wären ebensoviele Schreckensbilder, wie sie gleich grauenhaft nur die Chroniken und Tagebücher aus der Zeit des dreißigjährigen Kriegs der Nachwelt überlieferten. Am 12. Februar 1742 schritt Karl VII. in pomphaftem Krönungszug unter Kanonendonner zur Bartholomäikirche, — am nämlichen Tage zog Menzel mit seinen gefürchteten ungarischen Husaren in München ein. Die Stimmung des Purpurgeschmückten enthüllt sich in einem Briefe an Marschall Törring: „Meine Krönung ist gestern vor sich gegangen mit einer Pracht und einem Jubel ohne Beispiel,

aber ich sah mich zu gleicher Zeit von Stein- und Gichtschmerzen angefallen, — krank, ohne Land, ohne Geld, kann ich mich wahrlich mit Job, dem Mann der Schmerzen, vergleichen, und kann nur auf Gott mein Hoffen setzen, auf ihn, der diese Uebel zuließ, der uns auch wieder Rettung senden kann." Die bairischen Truppen fochten aber nicht glücklicher, seit ihre Fahnen den Reichsadler mit blauweißem Rautenschild führten. Karl selbst war nicht der Mann von Eisen, wie ihn die stürmische Zeit verlangte. Die scharf blickende Schwester Friedrichs, Wilhelmine, giebt von ihm in ihren Memoiren ein fein und wahr gezeichnetes Charakterbild: „Er hätte ein besseres Schicksal verdient! Er war sanft, menschlich, leutselig und besaß die Gabe, die Herzen zu gewinnen. Von ihm konnte man wohl sagen: auf einer zweiten Rangstufe würde er geglänzt haben, während er auf der ersten im Dunkel blieb. Sein Ehrgeiz war kühner als sein Genius. Wohl war er ein Mann von Geist, aber Geist allein macht den Mann nicht groß; seine Lage reichte über seine Sphäre, und unglücklicher Weise hatte er Niemand um sich, der seine fehlenden Talente ersetzt hätte." Auch das höfische Urtheil Loë's in den Lettres curieuses, der Kaiser zeige bald eine ausnehmende Standhaftigkeit, bald die natürliche Empfindsamkeit eines gütigen Herzens, ist ein versteckter Vorwurf.

Französische Hilfe hatte ihn erhöht, aber das französische Interesse schloß ja die Idee eines kräftigen und sieghaften Kaisers von vorneherein aus; daran krankte Karl VII., — mag auch das Mißlingen einzelner militärischer und politischer Pläne auf Ungeschick der Heerführung und Diplomatie zurückzuführen sein, — bis an sein Ende. Wenn das französische Cabinet dem Kaiser, wie vorher dem Kronprätendenten Geld und Truppen zur Verfügung stellte, so gab es immer nur so viel, um den Widerstand gegen Oesterreich zu nähren, aber nicht genug, um zum Siege zu verhelfen.

Zwar schien sich ihm nach schweren Schicksalsschlägen das Glück wieder zuzuwenden, als sein mächtiger Bundesgenosse Friedrich den Sieg bei Czaslau erfocht, aber der Friedensschluß von Breslau, 1742, wodurch Maria Theresia nothgedrungen an den verhaßten Gegner Schlesien abtrat, belehrte eindringlich, daß der König von Preußen nur reale Politik im eigenen Interesse treibe, nicht aber dazu die Hand bieten wolle, daß der Kaiser die durch so viele staatsrechtliche Deductionen erläuterten und in den Tagen des Glücks von so Vielen bereitwillig anerkannten Ansprüche auf die österreichischen Erblande durchsetze. Davon konnte gar nicht mehr die Rede sein, Karl wäre auch gern bereit gewesen, gegen Herausgabe Baierns auf alle Ansprüche zu verzichten. Um so sehnlicher erstrebte er den Frieden, da ihm nicht unbekannt geblieben war, daß sein gnädiger Protektor, Cardinal Fleury, selbst insgeheim mit dem Wiener Hof Verbindung angeknüpft habe. Er ließ daher die englischen und holländischen Cabinete wissen, er sei geneigt, sein Bündniß mit Frankreich zu lösen. Allein auch diesen fremden Mächten war es in Wahrheit gar nicht darum zu thun, einen billigen Friedensschluß zwischen Karl und Maria Theresia zu vermitteln, sondern der Kaiser sollte nur mit Frankreich entzweit werden, damit diese Macht gänzlich isolirt sei; der überschwängliche Plan des Cabinets von St. James war ja auf nichts geringeres gerichtet, als Frankreich den Gnadenstoß zu geben und England die Führung der continentalen Politik in die Hände zu spielen. Deßhalb vermaß es sich, an das deutsche Reichsoberhaupt das schimpfliche Ansinnen zu richten, Karl sollte nicht bloß auf fernere Unterstützung Frankreichs verzichten, sondern sogar mit seinen eigenen Truppen seine bisherigen Helfer und Verbündeten angreifen. Solchen Vorschlag konnte Karl nur mit Entrüstung von sich weisen, — der Krieg ging weiter. Wirklichen Vortheil aus dem Ringkampf der Völker zog allein

der Fürst, der, ebenso besonnen wie tapfer, unabhängig nach allen Seiten seine eigene Sache verfocht. König Friedrich hatte, Dank seinem unvergleichlichen Genie, der Elasticität seines Volks und der Disciplin seines Heeres einen namhaften Länderzuwachs erkämpft, — dem Kaiser blieb Nichts als der Titel, sein gesalbtes Haupt beugte sich unter der eisernen Noth. „Das Unglück wird mich nicht eher verlassen, bis ich es verlasse," rief er schmerzlich aus. Noch einmal schien für ihn ein günstigerer Stern aufzugehen. Da Friedrich fürchten mußte, daß nach dem gänzlichen Unterliegen seiner Gegner Maria Theresia, die den Verlust Schlesiens nicht verschmerzen konnte, über ihn herfallen werde, schloß er sich wieder an Frankreich und den Kaiser an und rückte im August 1744 in Böhmen ein. Auch das bairisch-französische Heer erfocht einige Erfolge; im Oktober 1744 konnte der Kaiser, der bis dahin gewöhnlich als Ehrengast in Frankfurt sich aufgehalten hatte, wieder in seine Hauptstadt München einziehen. Der Jubel, womit ihn sein anhängliches Volk, alle Drangsal des Kriegs vergessend, empfing, war der letzte Lichtblick im Leben des Vielgeprüften. Er kam in seine Hofburg nur, um dort zu sterben. Als die Nachricht von einer neuen Niederlage seiner Truppen an der Vils die Hauptstadt aufschreckte, traf ihn ein Herzschlag, am 20. Jänner 1745 starb er.

Franz I.

1745—1765.

In schwierigster Lage hatte Maria Theresia der Welt gezeigt, daß sie mit männlicher Kraft und höchstem Ernst den Regentenberuf erfasse, und jeder Tag brachte neue Beweise dafür, daß sie den Thron nicht bloß um ihrer selbst willen festhalten wolle, sondern wahrhaft mütterliche Sorge dem Wohl ihres Landes widme. Die Abneigung gegen die Herrschaft einer Frau war längst geschwunden, Neigung wurde mit Neigung erwidert. Auf dem Gebiet innerer Reformen erzielte sie durch Klugheit und Beharrlichkeit Erfolge, die es rechtfertigen, daß Oesterreich sie seine große Kaiserin nennt. Sie gewann eine Fülle absoluter Macht, wie die Ferdinande sie nicht besaßen. Während man noch unter Karl VI. nur von einem Haus Oesterreich sprechen konnte, das über viele Staaten ohne inneren Zusammenhang die Krone trug, faßte sie alle Provinzen zu einer wesentlichen Einheit zusammen und schuf eine Centralgewalt, die bis in die entferntesten Theile des ungeheuren Reiches wirkte. Ohne Lärm, mit dem leichtesten Zügelspiel leitete sie die wichtigsten Veränderungen,

aber wo sie auf Widerstand stieß, wie in Böhmen, scheute sie sich nicht, ihren Willen auch mit Härte durchzusetzen, denn sie war von ihrem Recht, von ihrer göttlichen Sendung felsenfest überzeugt. Dabei hat aber dieses absolute Regiment einen patriarchalisch zu nennenden Zug. Die nämliche Frau, die, wo es die Gelegenheit erfordert, voll majestätischer Würde erscheint, eine geborene Herrscherin, kündigt im Wiener Burgtheater dem Publikum von ihrer Loge aus selbst an, daß ihr ein Enkel geboren sei, „g'rad' zum Bindband auf den Hochzeitstag!" Wie zu ihrer Zeit auch das Band, das den Diener an den Brodherrn knüpft, nicht als Vertrag aufgefaßt wurde, so betrachtete die Kaiserin ihr Verhältniß zu den Unterthanen als das des Hauptes zu den Gliedern einer Familie. Es war eine neue Erscheinung, einen Regenten so vertraulich mit seinen Völkern sprechen zu hören; man war aus der Zeit des spanischen und des französischen Absolutismus gewohnt, stolze Unnahbarkeit als eine von der Majestät unzertrennliche Eigenschaft anzusehen, darum wirkte jetzt der Wahlspruch: „Zum Heile des Ganzen!" wie eine Zauberformel.

Je wirksamer aber die staatbildende Kraft in Oesterreich hervortrat, desto offener auch die Scheidung zwischen Oesterreich und Deutschland. Mit der schweren Aufgabe beschäftigt, eine Menge fremdartiger Elemente einheitlich zusammenzufassen und zu beherrschen, sah sich der Regent Oesterreichs außer Stande, auch in den verworrenen Entwicklungsgang Deutschlands kräftig einzugreifen, und in gleichem Maße ging die geistige Entwicklung in beiden Reichen weit auseinander. Dagegen erschien Preußen immer bedeutsamer als Träger deutscher Politik, zunächst als Anwalt von zwei deutschen Interessen, Sicherung der religiösen Freiheit und Beseitigung der Abhängigkeit von den Fremden. Das politische Leben der deutschen Nation war freilich noch unendlich klein, aber

dem Volke unbewußt, drängte die innere Gewalt der Dinge zugleich zu einer Staatsgestaltung der bedeutenderen Territorien und zu einer neuen conföderativen Einigung. Inmitten aller Auflösung und Entartung war im deutschen Volk Eins unberührt geblieben: die Familie. Aus dem Haus, dem Mittelpunkt der rein menschlichen Interessen ging die geistliche und sittliche Wiedererhebung Deutschlands hervor, durch eigene Kraft hat sich der bessere Theil des Volks, der wahre Adel, eine neue, bessere Zeit erkämpft. Während die vom Ausland erlernte Leichtfertigkeit noch immer die Höfe beherrschte, während der bedrückte Bauernstand noch in Rohheit des Glaubens und der Sitte versunken war, sehen wir ein Säculum nach dem Vernichtungskrieg im Mittelstand den glücklichsten Umschwung sich vollziehen. Moses Mendelssohn, das rührende Beispiel eines in seiner Bescheidenheit großen Gelehrten, — Klopstock, ein Dichter von frischester Eigenart und seltenstem Seelenadel, — Lessing, ein hellrufender Wächter des Tags, — Frau Rath Goethe, das edelste Bild deutscher Weiblichkeit, — Friedrich der Große, der das große Wort spricht: der Fürst ist der erste Diener des Staats, der Staat ist eine selbständige sittliche Macht, — so reiht sich Bild an Bild von Männern und Frauen, die das Vaterland mit Stolz die Seinen nennt.

Vom Oberhaupt des Reichs selbst ging jedoch keine eingreifende Wirksamkeit aus. Auch unter günstigeren Verhältnissen wäre Franz nicht der Mann kräftiger Initiative gewesen. Er war von Natur aus wenig begabt und hatte eine mangelhafte Erziehung genossen. „Wenn man seine französischen Briefe zu entziffern sich bestrebt,“ sagt Arneth, „gibt man sich dem Glauben hin, er habe eigentlich nur deutsch zu schreiben verstanden; die Durchlesung seiner deutschen Aufsätze erweckt dagegen die Vermuthung, sie könnten nur von einem echten Franzosen herrühren, der mühsam gelernt habe,

hie und da einige deutsche Worte, und auch diese nur fehlerhaft zu gebrauchen.“ Seiner Gutmüthigkeit wegen war er nicht unbeliebt, aber er vermochte nicht einmal in der Wiener Hofburg sich in Ansehen zu setzen, da er im Streben, herablassend zu erscheinen, sich über die gebotenen Schranken hinwegsetzte und sogar Kleidung und Haltung über Gebühr vernachlässigte. Den Regierungsgeschäften entzog er sich, wo er konnte; lebhafteres Interesse wandte er nur seinen Sammlungen von Steinen und Münzen zu, ohne daß er jedoch nach wissenschaftlicher Methode gearbeitet hätte. In seinen letzten Lebensjahren verlor er sich gleich vielen andren Potentaten seiner Zeit ganz in alchymistische Tändeleien. Unermüdlich experimentirte er in seiner chemischen Küche, um den Stein der Weisen zu fabriciren oder mit Hilfe von Brenngläsern aus kleinen Diamanten einen großen zu machen, und setzte auf das Gelingen seiner Versuche die ausschweifendsten Hoffnungen.

Der Lieblingswunsch Maria Theresia's, ihren Gemahl auf dem Kaiserthron zu sehen, ging nach dem Tode Karls VII. in Erfüllung, weil Frankreich zum Widerstand den Eifer und die Kraft verloren hatte und am Münchner Hofe eine österreichisch gesinnte Friedenspartei die Oberhand gewann. Umsonst bot König Friedrich dem Sohn des verstorbenen Kaisers, Max Josef, seine Hilfe an, um ihm zur erledigten Würde zu verhelfen; am 22. April 1745 schloß dieser zu Füssen mit Oesterreich Frieden, wobei er die pragmatische Sanction anerkannte und dem Großherzog seine Kurstimme zusicherte. Am 13. September 1745 wurde denn auch Franz mit sieben von neun kurfürstlichen Stimmen gewählt, am 4. Oktober gekrönt. Aber auch dieser Feier fehlte es nicht an düstrem Hintergrund. Obwohl Friedrich durch den Separatfrieden seines Verbündeten und die laue Theilnahme der Franzosen am Krieg in gefährliche Lage gerathen war, errang er doch

durch seine genialen Operationen und die Unfähigkeit der feindlichen Heerführer die glänzendsten Erfolge. Bei Hohenfriedberg, Soor und Kesselsdorf überwand er noch im nämlichen Jahr die österreichischen Armeen. Maria Theresia mußte sich in das Unvermeidliche fügen und im Frieden, der kurz vor der Jahreswende in Dresden geschlossen wurde, die Breslauer Abmachung auf's Neue bestätigen. Durch ganz Europa erscholl der Kriegsruhm des Königs, während der Bruder des Kaisers, Karl von Lothringen, ebenso deutlich, wie Franz im ersten schlesischen Kriege, gezeigt hatte, daß er zum Feldherrn in großem Stil nicht die geringsten Erfordernisse besaß. Maria Theresia machte übrigens kein Hehl daraus, daß sie den Frieden nur nothgedrungen sich gefallen lasse; hinter dem Verlangen nach Rache traten alle andren Gedanken in ihrer Brust zurück. Deßhalb vollzog sich — anfänglich gegen den Willen und Rath Franz' — eine Wandlung in der Politik des Wiener Hofes. Mit dem lässigen Bundesgenossen England kam es zum Bruch, dagegen griff Maria Theresia ganz und gar zur Politik ihres Vaters zurück, der in den letzten Jahren seiner Regierung durch inniges Einverständniß zwischen Oesterreich und Frankreich die europäischen Zustände zu beherrschen gedachte. Nicht wenig wurde die Versöhnung und schließlich die Allianz zwischen beiden Reichen durch die sarkastischen Witze König Friedrichs über das Frauenregiment in Wien und Versailles gefördert, wenn es auch nur eine Fabel ist, daß Maria Theresia an die Maitresse Ludwigs XV., Madame Pompadour, einen freundschaftlichen Brief geschrieben habe. Dagegen ging Friedrich, dem das gegen ihn angezettelte diplomatische Getriebe nicht unbekannt geblieben war, auf ein ihm angetragenes englisches Bündniß ein. Als er nach den ihm zugegangenen geheimen Nachrichten nicht mehr daran zweifeln konnte, daß man nur noch darüber unschlüssig sei, wie der Angriff gegen

ihn am besten zu eröffnen sei, faßte er den Plan, der tollkühn erscheinen mußte, der ihn aber in der That gerettet hat: seinen Feinden, wozu sich auch Rußland und Schweden gesellt hatten, zuvorzukommen, und selbst die Waffenentscheidung zu suchen, ehe sich die Feinde genügend vorbereitet hätten, um ihn unwiderstehlich von allen Seiten zugleich anzugreifen. Im August 1756 rückte er in das Kurfürstenthum Sachsen ein, das der Herd der Conspiration war. Von den feindlichen Mächten wurde natürlich dieser Schritt als unerhörte Verletzung alles Völkerrechts und des Reichsfriedens angesehen. Alles, was ihm an Einfluß im Reich zu Gebot stand, stellte Franz unbedingt seiner Gemahlin zur Verfügung. Er bewirkte den Beschluß eines Reichsexecutionskriegs und die Aufstellung eines Reichscontingents. Während sich aber die Regierungen von ganz Europa gegen den verwegenen Ruhestörer verschworen, schloß die öffentliche Meinung mit ihm einen Bund. Aus Goethe's Schilderung seiner Jugendzeit in Wahrheit und Dichtung ersehen wir, welchen Enthusiasmus, der sonst aus der kahlen, nüchternen Welt ganz verschwunden war, die Kundgebung so kühnen Selbstvertrauens hervorrief. Seit den ersten kühnen Schritten Luthers hatte keine That so allgemein gezündet, man fühlte sich in einer Weise, über die man sich selbst nicht Rechenschaft geben konnte, wie von einem Ereigniß berührt, das jedem Einzelnen Vortheil und Ehre brächte. Deutsche erhoben gegen Deutsche die Waffen, demnach kam der Kampfpreis dem ganzen deutschen Volk zu Gute. Die Großartigkeit der Erscheinung Friedrichs wurde auch da bewundernd anerkannt, wo der eigene Landesherr auf Seite der Gegner stand. In Tiecks schöner Novelle „die Gesellschaft auf dem Lande" ist diese Volksstimmung lichtvoll charakterisirt. Die Geschichte der Thaten Friedrichs, an denen sich alle Patrioten aufrichteten, wurde ein festes Band für das ganze deutsche Volk, man konnte jetzt hoffen, daß diese

neu emporgewachsene Macht die deutsche Zukunft zu retten berufen sei. Wir können auf die einzelnen Thaten und Wandlungen des siebenjährigen Kriegs, an denen Franz nicht selbstthätig Antheil nahm, nicht näher eingehen. Oesterreich, Frankreich, Rußland, Schweden und das Reich führten Heere gegen den „Parvenu" ins Feld, die seinen Streitkräften um das Dreifache überlegen waren, aber sein überlegenes Feldherrntalent, der Vortheil der einheitlichen Leitung, die taktische Ausbildung seines Heeres und die aufopfernde Treue seiner Unterthanen machten es ihm möglich, sieben Jahre lang das Feld zu behaupten, und es wäre schwer zu entscheiden, ob er im Sieg oder nach Niederlagen bewundernswerther erschien. „Gewiß sind viele andre Schlachten geschlagen worden, in denen sich größere Massen gegenüber standen und mehr Menschen getödtet wurden, als bei Roßbach und Leuthen oder bei Hochkirch und Kunersdorf. Aber solchen größeren Metzeleien fehlt jener ideale Hauch der unbedingten geistigen Freiheit und Ueberlegenheit, der Roßbach und Leuthen in ihrer Art nur mit Marathon und Salamis vergleichen läßt, und jene echt tragische Weihe, die Hochkirch und Kunersdorf aus der öden Menge großer Niederlagen heraushebt." Endlich war die furchtbare Gefahr abgewandt. Der zu Hubertusburg am 15. Februar 1763 unterzeichnete Friedensvertrag bestätigte die Errungenschaften des Dresdener Tractats. Der König dachte nicht daran, die Verbindung seiner Monarchie mit dem deutschen Reich zu lösen, aber sie stand nichtsdestoweniger neben Oesterreich ganz auf eigenen Füßen. Es gab einen deutschen Staat, der stark genug war, seinen eigenen Weg zu gehen, ohne sich zum Vasallen andrer Mächte herabzuwürdigen. Zu dem Versuch, den schon der schwächliche Ehrgeiz Karls VII. gemacht hatte, die rein deutschen Lande von dem internationalen Staat Oesterreich zu lösen, war jetzt eine festere Grundlage geboten.

Das geistige Leben Berlins entwickelte sich völlig anders als in Wien. Am Hofe Friedrichs fand der bewegliche französische Esprit Werkstätte und Mittelpunkt, und wie in Paris wurde der Kampf der Vernunftthätigkeit gegen die Ueberlieferung eröffnet, ein Kampf, der zu zeitgemäßen Reformen führte, aber auch die Keime revolutionärer Umwälzung im Schooße trug. Dagegen bewies sich der Wiener Hof wie bisher allen Neuerungen abhold. Im Gegensatz zur Toleranz jenes Königs, der jedem seiner Unterthanen zugestand, „nach seiner Façon selig zu werden", und sogar den aus katholischen Ländern verbannten Jesuiten in Schlesien ein Asyl bot, sah Maria Theresia, die den Glaubenseifer, wenn auch nicht den Fanatismus der spanischen Ahnen besaß, ihre Pflicht darin, die Unterthanen selbst gegen ihren Willen zur Wahrung ihres Seelenheils zu zwingen, und dieser Glaubenseifer wurde von Zeloten benützt, um die ungerechtesten Eingriffe in die persönliche Freiheit des Einzelnen in Gesetzgebung und Verwaltung einzuschwärzen. Die Folgen des romanischen Systems, mit dem die sonst so Muthige nicht zu brechen wagte, stellten sich unerbittlich ein: Oesterreich blieb trotz aller guten Anfänge hinter der geistigen Entwicklung des protestantischen Deutschlands weit zurück.

Ganz deutsch war die hohe Frau dagegen in ihrem Privatleben. Mit zärtlicher Liebe blieb sie dem geistig unbedeutenden Gatten zugethan. Als er längst in der Gruft bei den Kapuzinern schlummerte, schrieb sie einmal an ihre Tochter Marie Antoinette: „Das Weib sei in Allem untergeordnet dem Mann und darf an kein anderes Thun denken, als was ihm gefällt und Freude macht. Das einzige wahre Glück auf dieser Welt ist eine glückliche Ehe, ich kann davon sprechen!" Hinwieder erkannte und erfüllte Franz wenigstens die Pflicht, die ihm aus seiner Stellung als Familienoberhaupt erwuchs, die Pflicht, seiner Kinder Erziehung sorgfältig

zu überwachen. Es ehrt Vater und Sohn, daß der skeptisch-ironische Josef von seinem Vater nur in Ausdrücken der Achtung und Zuneigung spricht. Als Kaiser Franz zu Innsbruck am 8. August 1765 starb, weinten ihm Gattin und Kinder aufrichtige Thränen nach.

Josef II.

1765—1790.

Ein geistig und sittlich bedeutender Jüngling, der Sohn der großen Kaiserin, Josef, hatte längst mit Unmuth betrachtet, wie unter dem Einfluß der elektrisirenden Kraft, die von Friedrich dem Großen ausströmte, das protestantische Deutschland in Politik, Wissenschaft und Literatur hohen Aufschwung nahm, während im Süden der Volksgeist unter dem Degermanisirungssystem der Jesuitenschulen immer tiefer sank. Der Reformator des katholischen Deutschlands zu werden, dieses Ziel schwebte ihm, wie aus seinen Aufzeichnungen erhellt, schon in seinen Jugendjahren vor Augen.

Noch zu Lebzeiten des Vaters hatte Josef 1764 zu Frankfurt die römische Königskrone erhalten. Die Briefe, die er aus der Krönungsstadt an die Mutter schrieb, gestatten uns das lauterste Urtheil über die tief und vielseitig angelegte Natur des Fürsten. Josef zeigt sich darin vor Allem als gehorsamer, ehrerbietiger und wahrhaft liebender Sohn, der aber seine eigenen Empfindungen und Ansichten nicht mit denjenigen der Kaiserin und Mutter in vollem Einklang weiß und deßhalb aus einer gewissen bescheidenen Zurückhaltung

selten herausgeht. Kurz vorher war ihm die heiß geliebte Gemahlin, Isabella von Parma, gestorben; der Schmerz über diesen Verlust übertönt alle andren Regungen des Gefühls und des Geistes. Von den Würdenträgern und Damen, die er in Frankfurt kennen lernen muß, entwirft er scharf gezeichnete und nicht gerade schmeichelhafte Porträts; alle diese Leute übersieht der aufgeweckte Prinz ohne Mühe, an ihrem schaalen Treiben sich ergötzend, — aber mitten im scherzhaften und ironischen Geplauder entsteigt ihm ein Seufzer aus tiefster Brust. „Meine Lage, theuerste Mutter, ist wahrhaft grausam. Während mein Herz von Gram zerfleischt ist, muß ich mir doch den Anschein geben, als sei ich entzückt davon, zu einer Würde zu gelangen, von der ich nur schwere Lasten, aber keine Annehmlichkeit erwarte. Ich, der ich die Einsamkeit liebe, und mich Niemand gern anvertraue, den ich nicht gründlich kenne, ich muß mich immer in der Welt bewegen und mit jedem Fremden Gespräche führen. Ich, der ein Mann von wenig Worten, muß schwatzen den ganzen Tag und hübsche Nichtigkeiten im Munde führen. Ich kann Sie versichern, daß mir der Kopf schwirrt, wenn ich zu mir selbst komme, — aber um Ihr Wohlgefallen zu verdienen, giebt es nichts Schweres für mich, — es muß gehen!" Obwohl er gegenüber der Mutter, deren treues Festhalten an der Tradition er schonen mußte, nicht ganz offen Farbe bekennt, kann man doch zwischen den Zeilen lesen, daß der Respekt vor der Krone, die sein Haupt schmücken sollte, nicht allzu groß ist. Bekanntlich erzählt denn auch Goethe in der classischen Schilderung der Krönungsfeier Josefs, daß sich der junge König über die seltsame Verkleidung mit den ungeheuren Gewandstücken und den Kleinodien Karls des Großen von Zeit zu Zeit nicht eines Lächelns erwehren konnte. Das römische Kaiserthum — diese Thatsache verhehlte sich der Gekrönte nicht — war ja verblaßt und veraltet wie der Kaiserornat. Das theokratische

und universelle Element der Kaiserwürde auf's Neue zu beleben, war eine Unmöglichkeit, darum beschied er sich mit einem weniger romantischen, aber gleich würdigen Ziel: der Schöpfung eines jugendlich kräftigen Oesterreich.

Es wäre übrigens irrig, wenn man aus jenem in Josefs Briefen hervortretenden Hang zu Schwermuth und Selbstqual auf einen weichen, nachgiebigen Charakter schließen wollte. Er war stolz und eigenwillig, und durch Widerstand, den er für unberechtigt hielt, schnell und tief verletzt. Um so weniger konnte das Verhältniß zwischen Mutter und Sohn ungetrübt bleiben. Die treue Liebe der einen, die Ehrfurcht des andern konnten nicht die Widersprüche in der Denk- und Empfindungsweise der beiden ausgleichen. Nach dem Tode des Gatten ernannte Maria Theresia, der Regierung und der Welt müde, den Erstgebornen zum Mitregenten, und dieser erfaßte die neue Aufgabe mit wahrer Begeisterung. Dieser Eifer zwar, der ihn sich kaum des Abends ein Plauderstündchen oder einen Spaziergang gönnen ließ, mochte der Kaiserin wohl erwünscht sein, aber mit Tendenz und Zielen seiner Regierungsthätigkeit konnte sie sich um so weniger befreunden. Er lebte, ein Freund der modernen philosophischen Weltanschauung, der Ueberzeugung, daß dem patriarchalischen, dem confessionell streng umschriebenen Regiment ein Ende gemacht werden müsse. Während die Mutter in engster Verbindung von Staat und Kirche das Heil ihrer Unterthanen erblickte, wollte er dieses Band für immer gelöst. Darüber kam es oft zu Verstimmung und Zwist, wenn auch aufrichtige Mutter- und Kindesliebe eine dauernde Entfremdung nicht zuließen. Maria Theresia, durch die „radikalen" Ansichten des Sohnes erschreckt, zog dem Einfluß des Mitregenten auf die innere und äußere Politik wieder engere Schranken und ließ ihn nur im Militärwesen selbständiger schalten, das er nach preußischem Muster reor-

ganisirte. Aus jenen Tagen entwirft einer der ersten Räthe der Kaiserin, Fürst Josef Khevenhüller, in seinem Tagebuch folgende Charakteristik von dem jungen Fürsten: „Nach einer lebensgefährlichen Krankheit, die er 1758 in seinem siebenzehnten Jahr durchgemacht hatte, unter dem Eindruck des unmittelbaren Lebens entfaltete sich sein Wesen in größerer Selbständigkeit. Er las, studirte, bildete sich eigene Ueberzeugungen, die Kraft und die Lust zu eigenem Schaffen entstanden in seinem jungen Geiste. Eine fast stoische Strenge bildete er in sich aus und gewann die vollkommenste Herrschaft über sich selbst. Fremden erschien er stolz, hochmüthig und hart. Selbst Männer in seiner Umgebung überzeugten sich nur schwer von der Milde und Hoheit seines Charakters, von dem idealen Schwung seines Geistes und der Alles umfassenden Liebe seines Herzens. Damals war die Schärfe des Geistes noch nicht in ihm, zu der er später im Unglück seines Lebens kam, und die ihn zu satyrischen, bitteren, oft ungerechten Betrachtungen veranlaßte. Kein Sohn war mehr gehorsam und verehrungsvoll für seine Mutter als Josef; er beugte sich vor ihrer Einsicht, ihrer Liebe, ihrem Rechte; er hatte keinen Willen gegen ihren Willen, selbst dann, wenn sein Herz im Spiele war, wenn es seine liebsten Neigungen betraf.“ ... Obwohl sie die Kreise seines Wirkens ziemlich eng zog, merkte man doch bei Hofe, daß ein andrer Herr an der Spitze stand, daß ein neuer Geist sich geltend machte. Mit Bedauern sahen die Hofherren, daß der junge Kaiser von dem alten Hofprunk Manches ablegte und neue Sitten einführte. Schon bei Lebzeiten seines Vaters hatte er sich durch die Tracht von den Andren unterschieden; er trug damals einen grünen Rock mit rothen Aufschlägen, eine Goldweste, gelblederne Reithosen, die gepuderten Haare rückwärts in einen Beutel fest zusammengebunden; so ist er als Erzherzog auf den Bildern in Laxenburg zu sehen. Später

trug er zu Hause und auf Reisen einen einfachen, dunkelfarbenen Frack, einen dunkelgrünen oder blauen Oberrock, einfachen Soldatenhut, Stiefeln und Sporen. An Galatagen erschien er als Kaiser in der Feldmarschalluniform. Er war der Erste, der dem österreichischen Hofe eine vorwiegend militärische Erscheinung gab. Die Klosterfahrten, die Besuche des Hofes in den einzelnen Kirchen, welche seit Ferdinand II. zur bestimmten Ordnung geworden, hörten allmählich auf. Auch in der Etiquette, wo sie die Beziehungen zu den fremden Höfen regelte, wurde manche Form abgeschafft.... Khevenhüller, ein Cavalier von altem Schlag, schließt mit der Klage über den Verfall des alten prächtigen Hoflebens: „Dieser unglückliche Geist der Neuerung, der sich bald nach Karls VI. Absterben eingefunden und täglich mehr zugenommen hatte, scheint bei der dermaligen Regierung vollends herrschen zu wollen, so zwar, daß, wenn es so fortgeht, wir von einer Etiquette und Ordnung am Hofe gar wenig mehr wissen werden.“

Die seinem Hause durch den großen Kriegsmeister Friedrich zugefügte Demüthigung empfand Josef nicht minder schmerzlich als seine Mutter, aber er konnte sich nicht verhehlen, daß für den Augenblick an den Wiedergewinn Schlesiens nicht zu denken sei. Um so eifriger beschäftigte er sich mit einer Aufgabe, deren glückliche Lösung jenen Verlust reichlich aufwog: mit der Erwerbung bairischen Landes. Nicht bloß Landgewinn hatte er dabei im Auge: Josef schätzte das deutsche Element als das pulsirende Blut im österreichischen Staatskörper, der Erwerb jener rein deutschen Gaue war also für seine Monarchie ein Zuwachs an Lebenskraft, für seine Culturpläne eine Bürgschaft des Gelingens. Nach dem Erlöschen der bairischen Linie der Wittelsbacher 1777 zeigte sich der nächste Erbe, Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz, bereit, gegen Geldentschädigung einen Theil Baierns, ja sogar gegen

die Niederlande das ganze Kurfürstenthum an Oesterreich abzutreten. Mit leidenschaftlichem Eifer betrieb Josef den Plan. Da aber die Herzoge von Zweibrücken, die nächsten Erben Karl Theodors, gegen das Project protestirten, verletzte er damit geradezu seine Kaiserpflicht und gab selbst seinem Rivalen Gelegenheit unter dem Ruf: Schutz der germanischen Freiheit! die deutschen Fürsten um sich zu sammeln. Trotz des Abmahnens der besorgten Kaiserin drängte Josef zur Waffenentscheidung. Als sich aber die Heere 1778 wie im siebenjährigen Kriege in Böhmen einander gegenüberstanden, zeigte sich aus der Langsamkeit der taktischen Bewegungen, wie aus der Neigung zu immer neuen diplomatischen Verhandlungen, daß einerseits Friedrich ungern den erworbenen Kriegsruhm auf's Spiel setzte, andrerseits Josef nicht der schlagfertige, selbstbewußte Heerführer war, wie König Fritz, da er auszog, Schlesien zu erobern. Was er vom Fortgang des Feldzugs an die Mutter zu berichten hatte, war nicht geeignet, ihr Hoffnung und Vertrauen einzuflößen. Sie schrieb daher ohne Wissen ihres Mitregenten an den verhaßten Gegner, ihn ihrer Sehnsucht nach Frieden und ihrer Bereitwilligkeit zur Einigung versichernd. Indem das Wiener Cabinet sich im Voraus mit dem Anfall der brandenburgischen Markgrafschaften in Franken an das Königreich Preußen einverstanden erklärte, gewann es zu Teschen 1779 günstige Friedensbedingungen, die nächstliegenden Marken Baierns wurden mit Oesterreich vereinigt. Nichts desto weniger empfand Josef als schwere Demüthigung, daß ihn die Mutter in dieser Frage bei Seite gesetzt habe, und immer wieder begab er sich auf Reisen, um nicht, wie er an Schwester Marie Antoinette schrieb, in Wien als fünftes Rad am Wagen figuriren zu müssen.

Der Wunsch nach dem Alleinbesitz der Krone, der Josef in solchen Stunden des Unmuths beschleichen mochte, ging am 29. November 1780 in Erfüllung, aber um einen Preis,

den er selber niemals zugestanden hätte: Maria Theresia wurde in der Kaisergruft bei den Kapuzinern mit ihrem treugeliebten „Franzel" vereinigt.

Es traf ein, was Friedrich II. prophezeit hatte: mit dem neuen Regenten begann eine neue Ordnung der Dinge.

Mit dem Umsturz der alten Hofordnung wurde begonnen, aber nicht wie des Prunks gedachte der Kaiser auch der Gewalt sich zu entäußern. Der Staat sollte fürder in Wahrheit nur ein Haupt haben, — der Staat, denn alle die bisher nur locker mit einander verbundenen Landestheile Oesterreichs sollten fortan ein festgeschlossenes, einheitliches Ganzes bilden. Mit ungleich feurigerem, aber auch rücksichtsloserem Eifer, wie die Mutter suchte er aus der Vereinzelung Einheit, aus der Verschiedenheit Gleichheit, aus der Verwirrung Ordnung zu schaffen. Eine absolute, aber aufgeklärte Regierung war sein Staatsideal. Von früh bis spät war sein Denken und Thun auf Beförderung des Staatswohls gerichtet; er war ebenso unermüdlich, Verfügungen zu treffen, Instructionen zu ertheilen, wie die Ausführung des Angeordneten zu leiten und zu überwachen. In dieser ernsten Auffassung seines Regentenberufs wurzelte auch sein Widerwille, den kirchlichen Interessen den Vorrang über die staatlichen einzuräumen.

Die in Oesterreich unerhörte Thatsache, daß ein Regent in diesem Sinn neue, seine eigenen Wege ging, hat Josefs Regierung mehr als alle andren Neuerungen den Tadel eingetragen: sie sei revolutionär im Prinzip, willkürlich in der Handhabung gewesen. Es ist aber wohl zu bedenken, mit welchem Schutte aufgeräumt werden mußte, um für ein Staatsgebäude im Sinn der neuen Zeit Platz zu schaffen. Um den bisher herrschenden geistigen Druck zu charakterisiren, genügt ein Hinweis auf das Patent vom 12. Juli 1752, wodurch Maria Theresia ihren Unterthanen verbot, ein geist-

liches oder philosophisches Buch, das nicht vom Seelsorger vorher geprüft und zum Zeichen der Unverdächtigkeit mit Unterschrift und Siegel versehen wäre, zu lesen. Sogar die Buchbinder nahm man 1759 in Pflicht, alle ihnen zum Einbinden anvertrauten Bücher den geistlichen Richtern zur Prüfung vorzulegen. Nicht weniger als 60,000 Ordensleute bildeten einen mächtigen Staat im Staate.

Ihren übermächtigen Eindruck zu brechen, erkannte Josef als Nothwendigkeit, und er trug nicht Scheu, das Erkannte zu bekennen. In rascher Reihenfolge erschienen nun Signate und Patente, welche Einschränkung der Verbindung des Clerus mit Rom, Feststellung der fürstlichen Prärogative in kirchenpolizeilichen Fragen, Reform der geistlichen Bildungsanstalten, Abstellung der mit Gottes- und Kirchendienst verbundenen Mißbräuche und Verminderung der Klöster bezweckten. Die wichtigste That war das Toleranzpatent, das die bürgerliche Gleichstellung der Akatholiken mit den Katholiken aussprach. „Toleranz,“ schrieb Josef an den Leibarzt van Swieten, „ist ein redender Beweis von den Fortschritten des menschlichen Geistes, der durch die Macht des Aberglaubens sich kühn einen Weg gebahnt, den Jahrtausende früher die Zoroaster und Confutse gewandelt, und der zum Glück für die Menschheit zur Heerstraße der Monarchen geworden ist.“ Wenn nun aber schon überhaupt der Versuch, den ausschließlich katholischen Charakter des Staats zu zerstören, bei allen denjenigen auf Widerstand stoßen mußte, die aus Gesinnungstreue oder Egoismus an den alten ehrwürdigen Institutionen hingen, so wurde durch die gewaltsame Durchführung vieler Maßregeln, die ihren Urheber als fanatischen Feind der Kirche erscheinen ließ, die Aufregung noch geschürt. Papst Pius VI. wollte sein persönliches Ansehen zu Gunsten des bedrängten Kirchenthums geltend machen und die Welt sah 1782 das ungewöhnliche Ereigniß einer Papstreise nach Deutschland.

Josef versäumte zwar, während das Oberhaupt der Kirche in Wien verweilte, keine Gelegenheit, ihm schuldige Ehrfurcht zu bezeugen, wich aber in den Verhandlungen keinen Finger breit von seiner Ueberzeugung ab. Zwischen den Gedankenkreisen, in denen jeder der beiden Männer sich bewegte, gab es vorderhand keine Brücke: der Eine vertrat ebenso unbeugsam die Autorität der Kirche, wie der Andre die Rechte des Staates.

Während der Kaiser also die curialistische Partei, die gegen die „Revolution von oben" lebhaft Protest erhob, sich zur erbitterten Feindin machte, reizte er auch den Adel gegen sich, indem er Gleichstellung Aller vor dem Gesetz verlangte. Alle Einwände gegen die Bestrafung eines Grafen, der wegen Banknoten-Fälschung zu öffentlichem Gassenkehren verurtheilt worden war, wies er mit den Worten zurück: „Wollte man Lasterhaften ihrer Person wegen Vorzug einräumen und sie nicht ganz die Strafe für ihre Laster empfinden lassen, wo bliebe dann die Gerechtigkeit?"

Ebenso fand er heftigen Widerstand in Ungarn. Seinem Streben, einen österreichischen Gesammtstaat zu schaffen, ward hier kein Verständniß und kein guter Wille entgegengebracht. Seine Stellung zu den Magyaren charakterisirt die Weigerung, sich in Preßburg zum König krönen zu lassen, ja er ließ sogar die Krone des hl. Stephan nach Wien bringen, denn wo der König, sagte er, da sei auch die Krone.

Ob dieser Neuerungen waren Unruhe und Aufregung allenthalben im Wachsen begriffen, namentlich in Tirol, wo die geistliche Zucht am strengsten ausgebildet war, und in den Niederlanden, wo Groll über die kaiserlichen Eingriffe in Kirchensachen und Zorn über die Nichtbeachtung ständischer Privilegien in einander lohten. Hier blieb es nicht länger bei Protesten und Pamphleten, es kam zu offenem Aufruhr; der österreichische Statthalter mußte Brüssel räumen, die Patrioten erklärten die Unabhängigkeit des Landes.

Inmitten dieser Schwierigkeiten ließ sich Josef bewegen, als Bundesgenosse der Kaiserin Katharina 1788 am russisch-türkischen Krieg Theil zu nehmen. Der verhängnißvolle Entschluß läßt sich nur daraus erklären, daß Josef hoffte, durch ein glückliches kriegerisches Unternehmen das Ansehen seines Staats, wie seines Regiments zu steigern und dadurch seiner inneren Politik Indemnität zu schaffen. Wieder wie vor zehn Jahren im bairischen Erbfolgekrieg spielte er gewagtes Spiel, und wieder erwies sich das Vertrauen trügerisch, das er auf Kraft und Ordnung seines Heer- und Finanzwesens setzte. Die Armee war nicht genügend gerüstet, die Generale waren der Aufgabe nicht gewachsen, die Hoffnung auf ein planmäßiges Eingreifen russischer Streitkräfte schlug fehl. Als der Feldzug eine schlimme Wendung nahm, trat Josef selbst an die Spitze der Armee, nicht aus Ruhmsucht, sondern weil er die Gefahr theilen wollte, die er heraufbeschworen. Aus den Briefen an seinen Bruder Leopold erhellt, wie düster er in die Zukunft blickte, wie herzlich er trotz alledem sein Volk liebte. „An mir ist nichts gelegen, nur mein Amt, mein Staat, mein Vaterland liegt mir am Herzen.“ Doch mit Muth und Opferwilligkeit allein gewinnt kein Feldherr günstige Erfolge. Seine Kriegsführung, die mit dem Leben der Soldaten geizte, entsprach wohl seiner schönen Menschlichkeit, aber nicht der Kriegskunst. Der Rückzug war unvermeidlich; die Barbaren, die Josef nach Asien zu werfen sich vermessen hatte, drohten Oesterreich auf's Neue zu überfluthen. Josef war beschämt, erschüttert, betäubt. Der Aufenthalt in dem ungesunden Sumpflande der Donauufer trug dazu bei, seine Lebenskraft zu brechen. Gefährliche Krankheitsymptome zwangen ihn endlich, das Heer zu verlassen und heimzukehren.

Nun saß er Tag für Tag unter den Castanien des Parks zu Laxenburg und brütete über das Scheitern seiner alten Pläne und grübelte über neue. Die Aerzte geboten Zerstreuung

und Ruhe, aber wie hätten Körper und Seele Heilung finden können, da er täglich den Gifttrank neuer düsterer Nachrichten schlürfen mußte! Nicht bloß vereinzelten Entwürfen, seinem ganzen System drohte furchtbare Niederlage!

Volksaufklärung war das Ziel und Streben seiner Regierung gewesen, das Himmelslicht der Vernunft sollte alle Bürger, Arm und Reich, Hoch und Niedrig, zur Geistesfreiheit leiten, — jetzt zeigten seine Feinde höhnisch auf die Flamme, die den Thron König Ludwigs XVI. ergriffen, und bewiesen, daß sie von derselben Leuchte Nahrung nehme. Die Revolution, die schon in Belgien den Bürger gegen Krone und Reich in Waffen gerufen hatte, richtete in Frankreich vollends ihr Drachenhaupt empor und drohte alles Bestehende zu zerbrechen.

Da schien es um so dringlicher geboten, den Volkskrieg in Belgien mit Aufgebot der ganzen Kaisermacht zu bewältigen. Nicht geringere Anstrengungen erforderte der Türkenkrieg. Die Steuerkraft des Landes mußte auf's Aeußerste angespannt werden; gerade derjenige Fürst, der ein so williges Ohr für den Nothschrei der Armuth hatte, war genöthigt, immer neue Opfer zu fordern. Eine Volksmenge zog vor die Hofburg und schrie empor: „Wir sind bedrückt! Wir gehen zu Grunde!“ Umsonst versuchte der Kaiser den Aufgeregten begreiflich zu machen, daß das Wohl des Staates die Kriegssteuer erheische, — für den Hunger giebt es keine Staatsraison. Die erbitterte Stimmung erhielt sich, der ehedem vergötterte Fürst sah seine besten Absichten verkannt, seine Thaten verlästert und verurtheilt. „Du kennst,“ schreibt er an den Bruder, „meinen — fast muß ich sagen — Fanatismus für meinen Staat, dem ich Alles geopfert; das bißchen guten Ruf, den ich besaß, das politische Ansehen, das sich die Monarchie erworben: Alles ist dahin!“ Mit fieberhafter Angst und Aufregung verfolgte er von seinem Krankenbett

aus die politischen Vorgänge. Schon war kein Zweifel mehr, daß im bevorstehenden Feldzug auch Preußen mit der Volksbewegung in Ungarn, Polen, Belgien in engstem Bunde auf dem Kampfplatz erscheinen werde. Und in den eigenen Landen widerstrebte Alles dem Kaiser, Adel, Clerus, Volk, — da brach sein starker Sinn, er verstand sich zur Resignation, zum Widerruf! Namentlich zwei Entschließungen aus seinen letzten Tagen geben davon Zeugniß. Er widerrief seine Anordnungen für Ungarn und gab die Stephanskrone zurück; er genehmigte die Wiederbelebung der alten Andachtsübungen und religiösen Gebräuche. Er verzichtete also auf Durchführung der Aufgaben, die ihm zeitlebens als die wichtigsten gegolten hatten, Centralisirung seiner Erblande und Reinigung des Glaubens und der Sitten seiner Völker.

Mit rührenden Worten beklagt der sterbende Kaiser in den Briefen an Leopold seine Vereinsamung. Der kluge Rathgeber, Minister Kaunitz, trug eine unüberwindliche Scheu vor Verkehr mit Kranken, weßhalb ihn Joseph selbst um Einstellung seiner Besuche bat. Elisabeth von Württemberg, die Gattin des Erzherzogs Franz, die für Josef eine schwärmerisch kindliche Zuneigung hegte und ihn mit treuer Sorgfalt pflegte, wurde von schwerer Krankheit befallen, ihr Leben erlosch fast gleichzeitig mit demjenigen des kaiserlichen Freundes. Kein leiblicher Thronerbe, keine zärtliche Tochter stand am Sterbelager Josefs, — nur das Unglück harrte treu aus bis zur letzten Stunde. Auch jetzt trug der Kaiser nur einen einzigen Gedanken in der Seele: den Staat. Er beschwor Leopold, den Erben seines Throns, so rasch als möglich nach Wien zu kommen: „Ich kann nur dann ruhig sterben, wenn ich den Staat in den Händen seines Oberhauptes weiß!“ Doch auch dieser Trost war ihm nicht beschieden, Leopold ließ sich durch kleinliche Bedenken abhalten, den Wunsch des Sterbenden zu erfüllen.

Und in den Niederlanden fiel Schlag auf Schlag. Die prächtige Armee war fast gänzlich aufgelöst, die kaiserliche Herrschaft schien in Brabant vernichtet. „Ihr Land hat mich getödtet," sagte Josef zu dem Fürsten von Ligne, der die düstre Botschaft nach Wien brachte, „das verlorene Gent war mein letzter Seufzer; das verlassene Brüssel ist mein Tod."

Am 20. Februar 1790 verschied Josef. „Der Dichter hat Unrecht," äußerte er in den letzten Stunden, „wenn er sagt: Du trône au cercueil le passage est terrible! Ich fühle mich ruhig, mich kränkt nur, daß ich durch so viel Lebensplage so wenig Glückliche und so viele Undankbare gemacht habe!"

Leopold II.

1790—1792.

Die nur zweijährige Regierung Leopolds II. schließt gleichwohl einen bedeutungsvollen Systems- und Schicksalswechsel ein. Mit ihr begann die Reaction gegen das Josefinische System und die Aufklärung des Jahrhunderts überhaupt, von ihm datirt das Zeitalter der Restauration, das in Oesterreich bis auf die Tage des heute regierenden Kaisers Franz Josef fortdauerte. In seinem Briefwechsel mit Josef zeigt sich Leopold noch durchaus als Zögling und Freund jener Aufklärung, die dem kaiserlichen Bruder sogar ungestümes und gewaltsames Vorgehen als berechtigt erscheinen ließ. Auch in der Regierung des Großherzogthums Toskana, die Leopold 1765 nach dem Tode des Vaters übernahm, ließ er sich anfänglich von diesen Principien leiten. Allein die Unfälle, die seinen Bruder trafen, machten auf ihn tiefen und bittern Eindruck und er zog sich daraus die Lehre, daß gerade im Interesse humanitärer Grundsätze stürmisches und ungeduldiges Vorwärtsdrängen nicht am Platze sei. Seine fünfundzwanzigjährige Verwaltung des medicäischen Erbes fand und verdiente Bewunderung. Er gab dem Großherzogthum Toskana

eine einheitliche Gesetzgebung, schaffte viele gerichtliche Mißbräuche ab, u. A. die sogenannten Kammerprozesse, in welchen den Angeklagten keine Vertheidigung gestattet war, verwandelte die Todesstrafe in lebenslängliche Deportation, befreite die Bauern von allen Frohndiensten, verzichtete auf drückende Monopole, entsumpfte die Maremmen, baute Straßen und Kanäle. Dagegen lebte er sich auch überraschend schnell, wie Häusser sagt, in die schlimmen Künste südlicher Despotie ein; durch ihn wurden Spionage und geheime Polizei nach Oesterreich und Deutschland gebracht!

Als ihn der Tod Josefs 1790 nach Wien rief, suchte er mit Aufwand aller Kräfte und Mittel der furchtbaren Gährung im Innern zu steuern, mit den Krieg führenden und den mit Krieg drohenden Mächten Frieden zu schließen. Vor Allem suchte er sich mit Preußen auseinanderzusetzen und schloß im Juli 1790 zu Reichenbach mit Friedrich Wilhelm II. einen Allianzvertrag. Freilich wurde dadurch kein aufrichtiges Freundschaftsverhältniß zwischen den beiden, um die leitende Stellung in Deutschland streitenden Mächten begründet, wie die Politik der folgenden Jahre zur Genüge enthüllt, aber für Leopold war dieser Ausgleich von hoher Wichtigkeit, um der inneren Wirren ledig zu werden. Er war nachgiebig nach allen Seiten, mußte aber Vieles wieder aufopfern, was Josef im Interesse der Aufklärung und der Centralisation geschaffen hatte. Die Ungarn beruhigte er durch das Zugeständniß, daß er die Verordnung über die deutsche Sprache als Amts- und Geschäftssprache zurücknahm und sich in Preßburg feierlich krönen ließ. Den rebellischen Niederländern verhieß er Amnestie, und bewilligte, wie denn überhaupt seine Herrscherpolitik weniger imperialistischer Natur, als von constitutioneller Färbung, die alten ständischen Freiheiten. Dadurch löste er den unnatürlichen Bund der aristokratisch-clericalen Stände mit der demokratischen Partei; über die von Zwietracht zerrissene

Republik errangen die mächtigen österreichischen Heere leichten Sieg. Im Dezember 1790 konnte die Pacification der Niederlande als vollendet angesehen werden. In Folge der Verständigung mit Preußen stieß auch die Kaiserwahl Leopolds nicht auf große Schwierigkeiten. Am 30. September wurde er einstimmig gewählt, am 9. Oktober gekrönt. Wie die Dinge damals standen, schien es, als ob die Verfassung des alten Reichs, wenn auch leer und inhaltslos, in ihren wesentlichen Formen noch Jahrhunderte bestehen könne: da stieß die französische Revolution an den morschen Bau.

Verdammenswerth ist das wüste Schalten der Demagogen in Paris, beklagenswerth sind die edlen Opfer der Revolution, aber sie war eine eiserne Consequenz. Kein Jahrhundert war, wie Droysen hervorhebt, so reich an politischen, socialen und religiösen Monstrositäten, wie das vorige. Da gab es eine russische Kaiserin, die mit Diderot über Freiheit correspondirte, während ihr Volk unter unerhörtem Druck schmachtete, — da gab es Bischöfe, die den üppigsten Hofstaat hielten, mit hundert Rossen und Hunden zur Jagd auszogen und unsittliche französische Dramen in ihren Residenzen aufführen ließen, — hinwieder geht ein Cavalier von altem Adel, Lafayette, nach Amerika, um Krämern und Landwirthen ihre politische Freiheit erkämpfen zu helfen, — ein Papst, Clemens XIV., ächtet und verfolgt die Jesuiten, — phantastische Geheimbünde finden begeisterte Anhänger, während die Religion darniederliegt, — abenteuernde Italiener, wie Casanova, treiben ihr Unwesen an allen Höfen, — einem Voltaire wird abgöttischer Cultus in Berlin gewidmet, während ein Lessing kümmerlich in Wolfenbüttel sein Dasein fristet, — das Volk schwärmt für die Räuberthaten des bairischen Hiesel, die vornehme Welt für eine arkadische Musterwirthschaft zu Mildheim, — feenhafte Lustgärten mit reichgeschmückten Palästen werden aus Wüsten hervorgezaubert, während die Staaten dem finanziellen

Bankerott entgegengehen: in diese Unnatur fuhr der Sturm der Revolution, das Unkraut vernichtend, aber auch manch edles Reis zerknickend.

Zur Rettung des Königthums in Frankreich und zum Schutz jener Reichsstände, deren Rechte und Privilegien in den unter französische Herrschaft gekommenen Provinzen Elsaß und Lothringen durch die Beschlüsse der Pariser Nationalversammlung einfach als ungültig erklärt worden waren, rief Leopold endlich 1791 das Reich auf und verband sich mit Friedrich Wilhelm II. von Preußen. Je rühriger man aber in Preußen war, dessen König sich als natürlicher Schutzherr des monarchischen Princips fühlte, desto bedächtiger blieb Leopold. Er wollte Alles vermieden wissen, was die Gefahr eines gewaltsamen Conflicts heraufbeschwören konnte, und schmeichelte sich, den drohenden Sturm durch diplomatische Verhandlungen beschwören zu können. Es wurden zwar von den deutschen Regierungen gemeinsame militärische Schritte besprochen, aber es blieb bei drohenden Reden und Demonstrationen, hinter denen keine Bajonette standen, um ihnen Nachdruck zu geben. Dessenungeachtet drängte die Lage zum Krieg. Die Volksmänner in Paris brauchten ihn, um den König vor die Alternative einer willenlosen Hingebung an die Revolution oder einer Verbindung mit dem gewaffneten Ausland zu stellen, um ihn entweder zum Werkzeug der Revolution zu erniedrigen oder als Verräther zu brandmarken. Andrerseits arbeiteten die französischen Emigranten, die in den rheinischen Fürstenthümern ganz offen Rüstungen betrieben, den Chauvinisten in die Hände. Noch immer versagte Leopold den Kriegslustigen im Reich seine Mitwirkung. Zwar erzählte man von ihm Aeußerungen, wie die: „Die Franzosen wollen den Krieg, sie werden sehen, daß Leopold der Friedfertige ihn führen kann," aber er ging aus seiner gemessenen Haltung nicht heraus. In seinen Briefen an Marie Antoinette rieth

er unablässig zur Verständigung mit den gemäßigten Parteien; der Nationalversammlung erklärte er, er wolle nur den Frieden, wenn man die Interessen des Reichs respektire. Da starb er rasch und unerwartet am 1. März 1792, wahrscheinlich in Folge übermäßigen Gebrauchs narkotischer Arzneimittel. Der Krieg wäre unter allen Umständen unvermeidlich gewesen, aber der Tod des immer vorsichtigen und kaltblütigen Monarchen, der freilich das Geschick seiner unglücklichen Schwester Marie Antoinette nicht ahnen konnte, beschleunigte noch seinen Ausbruch.

Franz II.

1792—1806.

Am 14. Juli 1792 verkündeten zu Frankfurt Kanonendonner und Glockengeläute, daß sich ein Krönungszug zur Bartholomäikirche bewege. Zum Letztenmal wurden jene byzantinisch-mittelalterlichen Ceremonien entfaltet, die ein Goethe noch als „politisch-religiöse Feierlichkeit von unendlichem Reiz" mit Pietät und Ehrfurcht betrachtete, ein Ritter von Lang nur noch als „Fastnachtspiel von alttestamentlicher Judenpracht" auffaßte. Noch einmal tönte das Veni, creator spiritus durch die Hallen der Krönungskirche, noch einmal übten die drei geistlichen Kurfürsten, wie einst ihre Vorgänger bei Otto's I. Krönung zu Aachen, persönlich ihre Funktionen, dann kehrte der Zug unter stürmischem Zuruf der Volksmenge nach dem Römer zurück: Franz II. war römischer Kaiser deutscher Nation.

Franz, der älteste Sohn Leopolds, war nicht am Hofe des Vaters zu Florenz, sondern in Wien erzogen. Ueber das kalte, verschlossene Wesen des Knaben führte der Oheim Josef oft bittere Klage; später besserte sich aber das Verhältniß zwischen Oheim und Neffen, namentlich seit Prinzessin

Elisabeth von Württemberg, dem Erzherzog zur Gattin bestimmt, als anmuthige Vermittlerin in der Wiener Hofburg verweilte. An der Seite des Kaisers machte Franz den Feldzug gegen die Türken mit, worüber er ein umständliches Werk in fünf Foliobänden verfaßte. Später führte er, allerdings nur dem Namen nach, den Oberbefehl unter der Leitung Laudons. Feldherrntalent, wie es den Namen des jüngeren Bruders Karl rasch berühmt machte, war ihm nicht eigen, er benützte die auf den Feldzügen gesammelten militärischen und geographischen Erfahrungen hauptsächlich zu Anlegung von weitschweifigen Kriegsjournalen. Auch seiner Krönung widmete er eine ausführliche Beschreibung.

Der bei der Macht und Schärfe vieler Gegensätze zwischen dem revolutionären Frankreich und dem alten Reich unvermeidliche Kampf brach wenige Wochen nach der Krönungsfeier aus. Die Entscheidung hing vor Allem davon ab, ob die beiden mächtigsten Reichsstände, Oesterreich und Preußen, ernst und aufrichtig zusammenwirkten. Dies war aber von Anfang an nicht der Fall. Eifersucht und Mißtrauen lähmten alle Unternehmungen. Auch unterschätzte man hier wie dort die kriegerische Kraft des revolutionären Frankreich, dessen Armeen eine Menge junger, talentvoller Generale besassen, denen die bejahrten, an der herkömmlichen Taktik peinlich festhaltenden Heerführer der Verbündeten nicht gewachsen waren. Herzog Karl Ferdinand von Braunschweig, der berühmteste Feldherr aus Friedrichs des Großen Schule, errang zwar anfänglich überraschende Erfolge. Er drohte in einem ruhmredigen Manifest, das Volk von Paris bald in seinen eigenen Mauern für jede Beleidigung der königlichen Famile zur Rechenschaft zu ziehen. Solche Drohungen des Feindes und der Argwohn, daß am französischen Hofe selbst eine österreichische Camarilla verrätherische Verbindungen unterhalte, hatten aber nur zur Folge, daß

sich die Schleusen wilder Empörung vollends öffneten und die aus der Tiefe hervorbrechenden Fluthen den Königsthron begruben. Bald wurde auch den deutschen Heeren fühlbar, daß der Feldzug nicht bloß ein „militärischer Spaziergang“ war, wie die preußischen Offiziere gespottet hatten. Furchtbares Unwetter, verheerende Krankheiten und Zwiespalt in der obersten Leitung nöthigten zu fluchtähnlichem Rückzug und die Franzosen benützten den ihnen wie vom Zufall geschenkten Erfolg zum Einbruch in das wehrlos preisgegebene Reich.

Die Katastrophe vom 21. Jänner 1793 gab endlich das Signal zu allgemeiner Erhebung des monarchischen Europa gegen die Henker eines guten Königs. Ein Sieg Dumouriez' bei Jemappes sicherte jedoch den französischen Waffen das Uebergewicht. Den Revolutionsheeren, die mit der Parole: „Krieg den Palästen, Frieden den Hütten“ in Deutschland eindrangen, wurde allenthalben von Parteien, die sich in begeistertem Freiheitstaumel über Vaterland und Nationalitätsgefühl hinwegsetzten, wichtiger Vorschub geleistet. General Dumouriez selbst aber, den blutigen Terrorismus der Jakobiner verabscheuend, trat mit den Alliirten in Verbindung, um den Feuerherd in Paris auszulöschen, der nicht bloß das alte Staatensystem, sondern alles Bestehende zu vernichten drohte. Der von ihm beabsichtigte Staatsstreich gelang zwar nicht, aber die schon verlorenen Niederlande kamen durch seine Mitwirkung wieder unter die Herrschaft Oesterreichs. Der glückliche Umschwung der Lage rief sofort die alte Eifersucht wach; man stritt sich über die Beute, ehe noch ein dauernder Vortheil errungen war. In jener Zeit, da sich in Folge der Schreckensherrschaft der Danton und Robespierre in der Vendee und andren Provinzen Frankreichs Aufruhr erhob, hätte es nur eines nach einheitlichem Plan durchgeführten Vorstoßes bedurft, um vor den Mauern von Paris den Frieden dictiren zu können. Dagegen wurde so lange gezaudert,

bis sich durch das von Carnot beantragte Aufgebot, das alle wehrhaften Männer zur Fahne rief, die ganze Nation zur furchtbaren kriegerischen Macht entfaltete. Als Kaiser Franz selbst nach den Niederlanden ging, erfochten zwar die Truppen unter seinen Augen einige Vortheile, allein Niederlagen der Reichstruppen und der Engländer zogen auf's Neue den Verlust von Belgien nach sich. Ueberdies war man in Berlin des Krieges müde. Zwar nicht der König, aber einzelne Minister unterhandelten schon seit längerer Zeit mit den Republikanern wegen eines Separatfriedens. Als endlich das Regiment der Robespierre und St. Just zu Fall gekommen war und sich in Frankreich eine monarchische Restauration anbahnte, wurde auch Friedrich Wilhelm überredet, daß der loyalen Ehrenpflicht, die den Krieg hervorrief, Genüge geschehen sei, und durch die Vorspiegelung, daß Oesterreich selbst nur ein vortheilhaftes Abkommen mit Frankreich suche, seinem Verbündeten gänzlich entfremdet. Zu Basel kam im April 1795 zwischen Frankreich und Preußen ein Separatfriede zu Stande, „allerdings ein dunkles Blatt in der preußisch-deutschen Geschichte, aber das natürliche und nothwendige Ergebniß der treulosen und argwöhnischen Staatskunst der europäischen Großmächte“. Das ganze linke Rheinufer wurde dadurch der Republik überlassen, eine Entschädigung Preußens durch deutsche Reichsterritorien auf der rechten Rheinseite garantirt. Nachdem das Beispiel einmal gegeben war, ließen sich auch fast alle übrigen Reichsstände mit den vorher so geringschätzig behandelten „Advokaten und Barbieren“, die in Frankreich jetzt am Ruder standen, in geheime Unterhandlungen ein. Der Krieg ermattete, denn auch die französische Macht war durch die furchtbaren Anstrengungen der letzten Jahre erschöpft, — da brachten die Siege Bonaparte's in Italien blitzschnelle Entscheidung. Napoleon Bonaparte, der sich erst vor zwei Jahren als Artillerieoffizier bei der Belagerung von Toulon

zum Erstenmal ausgezeichnet hatte, war im März 1796 an die Spitze der in kläglichem Zustand befindlichen französischen Armee in Italien getreten. Er schuf, ein geborner Feldherr, aus Marodeurs eine kriegstüchtige Armee und eilte mit ihr, Dank seiner unvergleichlichen Kriegskunst, von Sieg zu Sieg. Seine an Wunder gemahnenden Erfolge zwangen alle italienischen Staaten zur Annahme demüthigender Bedingungen. Auch die österreichische Armee unter Wormser schlug er auf's Haupt, stürmte die „unüberwindliche" Festung Mantua und drang in die Kronlande ein. Auch Erzherzog Karl, der in Deutschland ruhmvoll gekämpft hatte, konnte diesem Elan nicht Widerstand leisten. Auf österreichischem Boden, zu Leoben, wurden Präliminarien eröffnet, zu Campo Formio im Oktober 1797 der Friede unterzeichnet. Er brachte für Oesterreich zwar den Verlust der belgischen Provinz, aber reiche Entschädigung durch venetianisches Gebiet, das die Monarchie auf's Glücklichste arrondirte. Ueberdies willigte Frankreich in einem geheimen Artikel in die Annectirung Baierns bis zum Inn, dem der Rest bald nachrollen mußte. Man sieht, auch Oesterreich folgte auf der Bahn, die Preußen mit dem Baseler Frieden beschritten hatte, und auch die übrigen deutschen Reichsstände hatten nicht das Recht, über die Immoralität der Politik jener Großmächte Klage zu führen. Der gemeinsamen Gefahr sich auf Schleichwegen zu entziehen, Truppen- und Steuerleistung auf's Dürftigste zu beschränken, unter gewinnsichernden Bedingungen die Gunst des Siegers zu erlangen, das schien die Summe aller Staatsklugheit zu sein. Der Kaiser ging in der Lossagung von den Interessen des Reichs voran. Wenn sein Land trotz der erlittenen Niederlagen durch den Friedensschluß an Macht und Einheit gewann, so hatte das Reich die Kosten zu zahlen, die Rheinlande fielen an Frankreich. Deutschland wurde von jetzt an als die große Entschädigungsmasse angesehen, auf welche so-

gar Dynastien, die mit Deutschland in gar keinem Zusammenhang standen, Anweisungen erhielten.

Aber alle Verluste und alle Schmach wurden für den Augenblick durch den Gedanken zurückgedrängt, daß endlich wieder die Drangsal des Kriegs von den Völkern genommen sei. Einsichtsvollere Politiker konnten sich freilich nicht verhehlen, daß der Friede nur eine Waffenruhe auf unbestimmte Dauer bedeute. Eine Reichsdeputation sollte zu Rastatt über die neue Ordnung in Deutschland in Berathung treten, aber dieser Congreß war nur eine Verhöhnung der deutschen Ohnmacht, da die Vertreter des Reichs nur Ja sagen durften und konnten. Er erlitt jähen Abbruch durch den Wiederausbruch des Kriegs, wozu England, durch seine natürliche Lage fast unangreifbar, unablässig drängte. Auch ließ die Umwandlung ganz Italiens bis zur österreichischen Grenze in Republiken das Wiener Cabinet befürchten, daß auch die Bevölkerung der neu gewonnenen Lande in Kurzem entweder freiwillig oder gezwungen auf das Gaukelspiel der republikanischen Freiheit eingehen werde. Im Bunde mit England und Rußland erklärte daher Kaiser Franz 1799 den Krieg an Frankreich.

Solange die Verbündeten einmüthig zusammenwirkten, zerstob vor ihnen die Macht des Feindes, aber wieder erneute sich das alte Intriguenspiel. Nicht bloß suchte der österreichische Minister Thugut die raschen Erfolge der Russen unter Suwarow zu hemmen, sondern der geniale Führer der Oesterreicher selbst, Erzherzog Karl, sah die Frucht aller Siege durch die vom Mißtrauen des Hofes beeinflußten Dictate des Hofkriegsraths vereitelt. Als Napoleon, jetzt schon der allmächtige Dictator Frankreichs, die Expedition gegen Aegypten aufgab und sich in Italien an die Spitze seiner bedrängten Landsleute stellte, änderte sich rasch die Lage der kämpfenden Parteien. Die Siege Bonaparte's bei Marengo und Moreau's bei Hohenlinden machten alles bisherige Glück der Alliirten

zu nichte. Der Sieger von Marengo dictirte 1800 den Frieden zu Luneville, der die Abtretung des ganzen linken Rheinufers nicht mehr in geheimen Artikeln aussprach, sondern offen proclamirte. Das Prinzip der Säcularisirung der geistlichen Fürstenthümer und der Mediatisirung der schwächeren Reichsstände wurde nun völlig durchgeführt. Mit der „Beendigung des Friedenswerkes", namentlich mit der Frage der Entschädigung jener Fürsten, die durch die Abtretung deutschen Gebiets an Frankreich zu Verlust gekommen waren, wurde der Reichstag zu Regensburg betraut. Aber nicht nach der Norm von Verlust und Ersatz, sondern lediglich nach Convenienzrücksichten der gebietenden französischen Politik wurde das ganze Reich völlig zertheilt und umgestaltet. Das lag schon jetzt klar zu Tage, daß die föderative Ordnung, welche bisher die mannigfaltigen Gebiete, freilich locker genug, noch zusammengehalten hatte, in Zukunft nicht mehr zu behaupten sei. Oesterreich war nach Osten zurückgeschoben, Preußen im Norden vergrößert, der Süden und Westen Deutschlands in neue Staatengruppen formirt, deren Lage und Interesse sie mit Frankreich eng verknüpfte. Aus dem „Reich" war das Leben geschwunden, die Versammlung zu Regensburg und das Reichskammergericht zu Wetzlar konnten noch eine Zeit lang ihre Existenz fristen, aber mit Sicherheit ließ sich voraussetzen, daß dieses sieche kümmerliche Dasein bald erlöschen müsse.

In den unmittelbar dem Kaiser untergebenen Landen verlangte die öffentliche Meinung dringend Abstellung des heillosen Schlendrians in militärischer und bürgerlicher Administration, der den Staat an den Rand des Abgrunds gebracht hatte. Im Heerwesen begann auch Erzherzog Karl durchgreifende Reformen anzuordnen, mußte aber bald einsehen, daß der Kaiser selbst nur ein Regiment der Mittelmäßigkeit dulden wolle, und zog sich verstimmt vom öffentlichen Leben zurück. Franz entbehrte, obwohl es ihm nicht

an natürlichen Anlagen fehlte, einer tieferen Regentenbildung. Seine unermüdliche Thätigkeit verdiente Anerkennung, aber der Arbeitseifer richtete sich allzu sehr auf die mechanischen Dienste seines fürstlichen Berufs; weitsichtiger politischer Blick, große Anschauung menschlicher Dinge waren ihm nicht eigen. Noch gründlicher, wie unter Leopold II., wurde unter dem Nachfolger, dem Vorkämpfer des starrsten Conservatismus, mit den „revolutionären" Reformen Josefs aufgeräumt und dem unter dem Einfluß der großen Umwälzung im Westen nach Entwicklung freiheitlicher Institutionen drängenden Zeitgeist durch polizeiliche Bevormundung entgegengearbeitet. Dessenungeachtet erfreute sich der „gute Kaiser Franz" in Oesterreich großer Popularität, sein schlichtes, joviales Wesen gewann ihm die Herzen. Er führte in seiner Hofburg eine fast bürgerlich einfache Haushaltung, war aber bei aller Sparsamkeit freigebig und wohlthätig. Wie Kaiser Josef mischte er sich gern in das Treiben des Volks und bediente sich dabei zur Freude der „kleinen Leute" des unverfälschten Wiener Dialects. Zahllose Anekdoten, die von seiner praktischen und heitren Lebensanschauung Zeugniß gaben, lebten im Volksmund.

Die Entdeckung einer Verschwörung gegen „Consul" Bonaparte bot erwünschten Anlaß zum längst vorbereiteten Staatsstreich. Die Republik wurde gesprengt und ein mit unbeschränkter Machtvollkommenheit ausgestattetes Soldatenkaiserthum aufgerichtet. Zur Salbung und Krönung Napoleons in der Kathedrale Notre Dame ließ sich sogar Papst Pius VI. über die Alpen entbieten. Das neue Kaiserthum war demnach aus der gleichen Quelle genährt, wie das mittelalterliche römisch-germanische Kaiserthum. Da die Würde eines Oberhaupts des deutschen Reichs nur noch ein Name ohne Sinn, sah Franz, um neben dem neugeschaffenen Cäsarenthron nicht in Schatten zu treten, in Schöpfung eines

österreichischen Erbkaiserthums den natürlichsten Ausweg. In einer Proclamation vom 14. August 1804 erklärte er, zur Herstellung vollkommener Rangesgleichheit mit Frankreich und Rußland künftig in Rücksicht der österreichischen Staaten den Kaisertitel zu führen.

Franz hatte zwar nach der letzten Verschwörung nicht gesäumt, einen Glückwunsch wegen Erhaltung eines Lebens, „das ganz Europa so kostbar sei", nach Paris zu entsenden, aber dieses scheinbar so herzliche Freundschaftsverhältniß zwischen dem ersten Repräsentanten des Legitimitätsprinzips und dem Advokatensohn von Ajaccio war nur die Hülle, welche eine unausfüllbare Kluft verbarg. Mit einer eroberungslustigen, bisher unbesiegten Macht revolutionären Ursprungs konnte nicht dauernder Friede bestehen. Im August 1805 trat Kaiser Franz wieder einem russisch-englischen Bündniß bei. Da Baiern, dessen unternehmender Minister Montgelas von engstem Anschluß an den mächtigen Regenerator Europa's Schutz gegen die Annectirungsgelüste Oesterreichs und Machtzuwachs erwartete, offen auf Frankreichs Seite trat, überschritten österreichische Truppen den Inn und besetzten das Land. Allein bald zeigte sich, daß einem so ungeheuren Werk, wie es die geplante Zertrümmerung des Bonapartismus gewesen wäre, die Mack und Kutusow nicht gewachsen waren; dagegen war das Wort, das Napoleon an Talleyrand schrieb: „Ich werde erst vor den Thoren Wiens still stehen", im Munde des genialen Feldherrn keine eitle Prahlerei. „Für die Unabhängigkeit des deutschen Reichs" griff er zu den Waffen und wenige Wochen später entschied sein glänzender Sieg bei Austerlitz das Schicksal Oesterreichs und Deutschlands. Der geschlagene Kaiser, den Napoleon bei einer persönlichen Zusammenkunft in übermüthigster Weise die Ueberlegenheit des Siegers empfinden ließ, gab seine Zustimmung zum Abschluß des Preßburger Friedens, der zum erstenmal

Oesterreich große Opfer kostete, für welche kein Ersatz geboten wurde. Die abgetretenen Gebiete wurden unter die deutschen Verbündeten Napoleons vertheilt, Tirol kam an Baiern, die vorderösterreichischen Lande wurden von Württemberg, der Breisgau von Baden einverleibt. Diesen und andren gesinnungstüchtigen Mittel- und Kleinstaaten wurde die volle Souveränetät zugesprochen, sie brauchten dafür nur das Nessuskleid schimpflicher Abhängigkeit von Bonaparte einzutauschen. Durch eine am 17. Juli 1806 zu Paris unterzeichnete Acte sagten sich vier Kurfürsten und zwölf Fürsten, da „die deutsche Reichsverfassung keine Bürgschaft für den inneren und äußeren Frieden zu bieten vermöge", vom Reiche los und schlossen mit Napoleon „als Rheinische Bundesstaaten", die, wie es in der Urkunde zu lesen, von „jeder fremden Macht" unabhängig sein sollten, in Wahrheit aber dem „Protector" Napoleon alle Rechte eines Oberhaupts zugestehen mußten, einen Bund. Die Politik des westphälischen Friedens hatte ihre letzte Aufgabe erfüllt. Am 1. August 1806 gelangte die offizielle Mittheilung an den Reichstag zu Regensburg, zehn Tage später übergab der kaiserliche Gesandte eine kühle Erklärung, daß Franz das Band, das ihn bisher mit dem deutschen Reich verbunden, als gelöst ansehe und die Kaiserkrone niederlege. Nur noch wenige Gesandte waren bei diesem Begräbniß des heiligen römischen Reichs anwesend, würdelos ging ein in seinen Anfängen so großartiges geschichtliches Dasein zu Ende.

Interregnum bis zur Wiederherstellung des deutschen Kaiserreichs.

1806—1871.

Das römische Kaiserthum deutscher Nation war erloschen. Die Stiftung des Rheinbunds war nicht die Ursache, sondern nur die letzte bedeutende Erscheinung des unabwendbaren Verfalls. So fruchtlos Trauer über das Ereigniß gewesen wäre, ist es doch für die Zeitverhältnisse bezeichnend, daß weder im Norden, noch im Süden eine Klage um die alte Reichsverfassung laut wurde. Ihre Grundlage und Lebensbedingung, das Bewußtsein, ja selbst das dunkle Gefühl der Zusammengehörigkeit war aus den Herzen verschwunden. Die glänzenden Waffenthaten des französischen Kriegsherrn, unter dessen Fahnen die Rheinbundstruppen kämpften, verblendeten die süddeutschen Fürsten, manche Errungenschaften der Revolution ihre Völker. Sogar die Erinnerung an ein deutsches Reich schien im Augenblick seines Sturzes erloschen. Preußen, das zu spät erkannte, wohin die Baseler Abmachungen führen mußten, erlag 1806 dem Versuch, durch eigene Kraft dem Uebermächtigen zu widerstehen, und hatte in den nächsten

Jahren mit seiner Neuorganisation vollauf zu thun. In diesen Reformen aber keimte auch die Kraft zum Wiederaufbau des deutschen Reichs. „Kein Engländer und kein Franzose,“ so hatte einst der große Kurfürst Friedrich Wilhelm seinem Volke zugerufen, „soll über uns Deutsche gebieten, meinen Kindern will ich Degen und Pistolen in die Wiege geben, daß sie die fremden Nationen aus Deutschland helfen abhalten.“ In diesem Geiste wurde von Stein und Gneisenau die Erziehung des Preußenvolks geleitet, und dieser Geist, der nicht bloß von Berufssoldaten, wie sie unter Napoleons Führung excellirten, sondern vom ganzen Volke Opfermuth und kriegerische Tüchtigkeit verlangte, machte wieder das Verlangen nach nationaler Unabhängigkeit auflodern. Am feurigsten in Preußens großer Königin Luise, die vor keinem Opfer zurückscheute, wo es des Vaterlands Macht und Ehre galt. Auch im Süden hatte man inzwischen die bittere Erfahrung gemacht, daß große Raubvögel zwar mächtige Fittiche, aber auch scharfe Krallen haben. Die Fürsten erkannten, daß sie unter Napoleons Protektorat sich nur noch wenig von den Präfekten des engeren Frankreich unterschieden, und die Völker mußten zornig mit ansehen, wie Tausende von Landeskindern für den Ehrgeiz eines Fremden geopfert wurden. Das Bewußtsein unerträglicher Bedrückung ließ 1813 auch die Sachsen und Baiern und Schwaben in den Schaaren York's und Blücher's ihre natürlichen Bundesgenossen wieder erkennen, und an ihrer Seite fechtend wuschen sie den Makel der Verwelschung von ihren Waffen.

Als im nächsten Jahre die deutschen Fahnen den Siegesflug über den Rhein bis in's Herz von Frankreich richteten, gab sich das Volk freudig der Zuversicht hin, daß die Fürsten, vom mächtigen Wehen des Zeitgeistes erfaßt, eine festere Einigung des gemeinsamen Vaterlands anstreben würden. Die mannigfaltigsten Pläne wurden dargelegt, wie die Ge-

fahren der Vielherrschaft abzuwenden seien, ohne alterworbene historische Rechte umzustoßen. Viele entschieden sich für den Föderativstaat, bei weitem die Mehrheit aber vereinigte sich im Ruf: Kaiser und Reich! Was für todt gegolten hatte, war nur im Schlummer gelegen; was noch wenige Jahre zuvor den Einen ein Aergerniß, den Andern eine Thorheit schien, war plötzlich die allgemeine Losung für die Patrioten. Wiederherstellung des Kaiserthums sei, so hofften die Arndt und Görres, gleichbedeutend mit Auferstehen des deutschen Volks in alter Größe.

Nur in jener gehobenen Stimmung, in welche man durch die dramatische Entwicklung des Befreiungskampfes versetzt war, in jener patriotischen Begeisterung, die auch den Nüchternen zum Träumer wandelte, konnte man übersehen, wie wenig die thatsächlichen Verhältnisse dazu angethan waren, daß der ideale Volkswille zur That wurde. Der klaffende Dualismus, die Rivalität zwischen Oesterreich und Preußen war ja durch die gemeinsam geschlagenen Schlachten nicht aus der Welt geschafft. Schon diese Klippe genügte, um jene Hoffnungen scheitern zu machen. Die Mehrheit des deutschen Volks würde sich, wenn es damals zur Wahl gekommen wäre, unzweifelhaft für Oesterreich entschieden haben. Wenn auch der Glanz der Krone Karls V. in den letzten Jahrhunderten verblichen war, so war doch die Tradition so mächtig, daß nicht bloß der ganze Süden die Wiederaufrichtung des Kaiserthrones durch die Habsburger wünschte und erwartete, sondern auch in vielen Ortschaften Mittel- und Norddeutschlands das Geburtsfest Franz' II. wieder festlich begangen wurde, weil man seine Wahl als vollendete Thatsache betrachtete. Allein auch andere Stimmen wurden laut, die mit Recht darauf hinwiesen, daß ein Staat, der noch vor wenigen Jahren einen Friedrich den Großen zum Regenten gehabt hatte, der auch am großen Nationalwerk der Befreiung den Löwenantheil

beanspruchen durfte, nicht mehr in eine zweite Rangstufe in Deutschland eingewiesen werden konnte.

Um diesen Kampf der Meinungen und Wünsche bezüglich der Wiederbesetzung des kaiserlichen Throns schienen sich aber die Lenker der Geschicke Europa's, die sich 1815 zum Wiener Congreß vereinigt hatten, am wenigsten zu kümmern. Nur die kleineren Fürsten, die davon Schutz für ihre eigene Herrschaft erwarteten, griffen endlich den Plan auf. Czar Alexander schenkte ihren Vorstellungen Gehör und regte die Frage bei den Cabineten Oesterreichs und Preußens an. Preußen sprach sich aber entschieden gegen jede Art von Unterordnung aus, und Oesterreich zeigte um so weniger Lust, die deutsche Kaiserkrone wieder zu übernehmen, da Metternich, der allmächtige Leiter der österreichischen Politik, von einer engeren Verbindung mit den deutschen, namentlich den Rheinbundstaaten gefährlichen Einfluß auf die österreichischen Kronländer befürchtete. Die öffentliche Meinung beachtete auf dem Congreß Niemand, und die Veröffentlichung der Bundesakte von 1816, die nur das loseste Band um die Glieder des alten Reichs knüpfte, machte alle patriotischen Hoffnungen zu nichte.

Rasch verflog die nationale Begeisterung. Die preußische Regierung gab, indem sie ganz in Metternichisches Fahrwasser einlenkte, selbst zu erkennen, daß sie die deutschnationale Sache als verloren aufgebe. Allenthalben geschah Alles, um Beschäftigung des Volks mit vaterländischen Fragen zu verhindern, seine Theilnahme an politischem Leben zu unterdrücken. St. Pierre's ewiger Friede schien gekommen, aber mit ihm kein goldenes Zeitalter. Jetzt galt als höchste Weisheit, sich nur um Gewinn und Verlust an äußerem Wohlstand zu bekümmern, das Brot als Hauptsache, das politische Wort als gefährlichen Artikel zu betrachten. Die Modeliteratur spiegelt getreu die Zeitstimmung. Es ist begreiflich, daß die Kaiseridee

von einer Generation, die für Clauren schwärmte, nicht erfaßt, geschweige denn in's Leben gerufen werden konnte.

Auf solche Windstille mußten Stürme folgen. Die Bewegung der Dreißiger Jahre war jedoch von jener nach den Befreiungskriegen aufgetauchten gründlich verschieden. Unter der Einwirkung der Julirevolution in Paris 1830 hielten in Deutschland nur noch Wenige am Gedanken einer nationalen Einigung unter einem Reichsoberhaupt fest. Die meisten „Sprecher des Volks" waren mehr oder minder offene Bewunderer jener chimärischen Freiheit und Gleichheit der Neufranken von 1793, man schwärmte für Völkerlenz und Völkerverbrüderung, für eine Republik der „Vereinigten Staaten Europa's". Der läppische Frankfurter Putsch beweist, wie wenig jene Politiker, die den Baum fällen wollten, um die Früchte abzupflücken, auf die nächstliegenden Gebote der Klugheit achteten, — beweist, daß positive Resultate von den verschwommenen Bestrebungen der Hambacher Wallfahrer nie zu erwarten waren.

Das Jahr 1840 blieb nicht ohne wohlthätige Einwirkung auf die Entwicklung des nationalen Gedankens. Als nämlich Minister Thiers dem Rheingelüste Frankreichs offen Ausdruck gab und ein Krieg mit dem westlichen Nachbar drohend in Aussicht stand, regte sich in Preußen das deutsche Gewissen, und auch in Süddeutschland wurde der Aufschwung des Nationalgefühls von den Regierungen begünstigt. Sogar der Bundestag zu Frankfurt that einige Schritte, um wenigstens für die Wehrverfassung eine einheitliche Form zu finden. Sobald aber die äußere Gefahr verschwunden war, hatten auch diese Aeußerungen guten Willens ein Ende, und das Ministerium Eichhorn in Berlin, wie das Ministerium Abel in München erschraken vor den Gefahren eines Wegs, auf welchen einst die streng bestraften Demokraten hingewiesen hatten.

Doch die Sehnsucht nach einer innigeren Gemeinschaft der deutschen Stämme wollte trotz alledem nicht erlöschen.

Das Vereinswesen, das in Deutschland eine Ausbildung erhielt, wie bei keinem andren Volke, und sich trotz aller Störungen und Hindernisse fortpflanzte, hütete treu den Einheitsgedanken, so daß dieser, als die durch ganz Europa eilende Bewegung des Jahres 1848 auch Deutschland erfaßte, mit einer Kraft auftrat, die nach der Stagnation der Vorjahre geradezu wunderbar erscheint.

In rasch wechselndem Wellenschlag tauchten seit den Märztagen, die alle politischen Kräfte zu fieberhafter Anspannung aufregten, die mannigfaltigsten Systeme und Theorien auf, alle eine nationale Wiedergeburt Deutschlands bezweckend.

In Folge des Drucks der Reaction waren ausgedehnte Volkskreise auf den Abweg radikaler Selbstüberhebung gerathen. Als daher das deutsche Volk zur Wahl eines in Frankfurt tagenden Parlaments schritt, wurde von Vielen schon dem Wahlakt eine oppositionelle Bedeutung beigemessen, man wollte deßhalb den Vertrauensmännern eine souveräne Macht eingeräumt wissen, die ihnen von den regierenden Gewalten nicht ruhig überlassen werden konnte. Nur volles Einverständniß von Fürsten und Volk konnte dem nationalen Verfassungswerk eine befriedigende Lösung sichern, — statt dessen sah man hier und dort in jedem Zugeständniß einen Verlust und glaubte nur durch Schwächung des Andern die eigene Kraft zu stärken.

Schon in der Vorberathung der Delegirten, die der Bundesversammlung beigegeben waren, trat wieder die Kaiseridee zu Tage. Der von ihnen ausgearbeitete Entwurf, im Wesentlichen ein Werk Dahlmann's, stellte das Postulat „Erbliches Reichsoberhaupt" an die Spitze. Schon in diesem engeren Ausschuß waren aber Meinungsdifferenzen zu Tage getreten. Als nun vollends die weit auseinander weichenden Parteiinteressen im Parlament selbst zahlreichere und heftigere

Vertreter fanden, war an eine friedliche und allseitig befriedigende Lösung der Frage nicht mehr zu denken.

In der mit ziemlich bedeutender Stimmenmehrheit vollzogenen Wahl des Erzherzogs Johann von Oesterreich zum „Reichsverweser" darf man wohl noch eine Kundgebung alter Sympathien für das durch die Tradition mit der Kaiserkrone in engste Verbindung gesetzte Erzhaus erblicken. Gerade der Kaiserstaat wollte aber am wenigsten von der Freundschaft der „revolutionären" Versammlung wissen. Die Hinrichtung des Abgesandten des Nationalconvents, Robert Blum, ließ keinen Zweifel übrig, daß die Constituante auf Unterstützung aus Wien nicht zu hoffen habe. Obwohl nun auch die preußische Regierung kaum minder schroff jede Einmischung der Frankfurter Gewalten ablehnte, wies doch eine weniger durch Zahl, als geistige Bedeutung ihrer Anhänger einflußreiche Partei fort und fort auf den deutschen Beruf Preußens hin und forderte Uebertragung der Centralgewalt an diesen Staat. Als die preußische Regierung wenigstens einen Schritt zur Annäherung machte und Geneigtheit zu erkennen gab, für die Anerkennung des zu wählenden Oberhaupts einzutreten, erstarkte jene Fraktion so überraschend, daß Professor Welker's Antrag, die erbliche Kaiserwürde dem König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., zu übertragen, in der Sitzung vom 28. März 1849 mit Stimmenmehrheit angenommen wurde.

Wie weit man aber noch von Einigung und Einheit entfernt war, beweist schon die Thatsache, daß sich fast die Hälfte der Wähler, fast alle Süddeutschen der Wahl enthalten hatten. Nichts desto weniger wurde die Kaiserbotschaft im größeren Theil der deutschen Lande lebhaft begrüßt, und den Abgeordneten des Parlaments, die dem Erben der Königskrone Friedrichs des Großen die Kaiserkrone der Ottonen anboten, folgten die aufrichtigen Friedenswünsche Aller, die den Wiederaufbau des deutschen Reichs ersehnten.

Diese Wünsche fanden aber keinen Wiederhall im Königsschloß zu Berlin. Bunsen, der vertraute Rathgeber Friedrich Wilhelms IV., suchte zwar mit begeisterten Worten dem Könige darzulegen, daß die Krone angenommen werden müsse, daß durch die Macht populärer Sympathien die Eifersucht Oesterreichs, der Widerwille der Mittelstaaten und die Opposition der clerikalen Partei zu überwinden seien, aber Friedrich Wilhelm antwortete: „Die Krone, die ein Hohenzoller nehmen dürfte, wenn die Umstände es möglich machen könnten, ist keine, die eine, wenn auch mit fürstlicher Zustimmung eingesetzte, aber in die revolutionäre Saat geschossene Versammlung macht, sondern eine, die den Stempel Gottes trägt, die den, dem sie aufgesetzt wird, nach der heiligen Oelung von Gottes Gnaden macht.“ In diesen Worten sprach sich schon deutlich aus, welche Antwort der unbeugsame Anhänger des Legitimitätsprincips den Frankfurter Abgeordneten geben mußte.

Die Zerfahrenheit in der Paulskirche zu Frankfurt nach Bekanntwerden der ablehnenden Antwort des preußischen Monarchen beweist, daß auf Willensäußerungen und Wahlergebnisse einer inmitten allgemeiner Verwirrung berufenen und aus so grell contrastirenden Elementen zusammengesetzten Volksvertretung mit Recht kein großes Gewicht gelegt worden war. Mit der Auflösung des Parlaments war auch die Kaiseridee wieder zu Grabe gelegt. Man gewöhnte sich mehr und mehr an den trostlosen Gedanken, eine festere Einigung des gesammten Deutschland sei überhaupt nicht möglich, vielleicht nicht einmal wünschenswerth. Gerade den wenigen Politikern aber, die an der Einheitsidee festhielten und für die Misère des Bundestags offene Augen hatten, galt die Kaiseridee mehr als ein Aergerniß, denn als ein anzustrebendes Ziel.

Da wurde das Ungeahnte Ereigniß! Es erschien der schon von Hans Sachs und Moscherosch ersehnte Staatsmann, der durch seine Willenskraft die Schlaffheit des Volksgeistes

und der staatlichen Formen überwand. Seit 1813 hatten Deutschlands Politiker vergeblich versucht, den Dualismus zu versöhnen, der jede festere bundesstaatliche Einigung verhinderte; immer deutlicher zeigte sich, daß dieß frommer Wunsch bleiben werde. In einem Zeitraum von fünfzig Jahren hatte das Metternich'sche Oesterreich Nichts gethan, um seine deutsche Stellung zu befestigen und die deutschen Gesammtinteressen zu fördern. In dieser Unterlassung lag unzweifelhaft eine Cession auf die deutsche Führung. Dagegen ergriff Preußen, seit Bismarck das Steuerruder leitete, mit Energie die Einigungsmission. Eine friedliche Lösung war jedoch der deutschen Frage nicht beschieden: es kam zum Zweikampf zwischen den beiden Hauptmächten, um welche sich die Mittel- und Kleinstaaten schaarten. Als 1866 die eisernen Würfel fielen, trat zu Tage, daß Oesterreichs Entwicklung nicht gleichen Schritt gehalten mit der des jugendlich kräftigeren Nebenbuhlers. Damit war die Frage der Führerschaft erledigt, die Hohenzollern haben sie ruhmvoll erstritten, und kein deutscher Patriot konnte sich der Consequenz dieser Thatsache länger verschließen. Nachdem der geniale Leiter der preußischen Politik die Schöpfung eines Bundesstaats, der in Wahrheit diesen Namen verdiente, für den deutschen Norden durchgesetzt hatte, war der Beitritt der süddeutschen Mittelstaaten, die vorläufig durch eine willkürlich angenommene Schranke, die „Mainlinie", von jenem festen Staatskörper getrennt waren, nur noch eine Frage der Zeit.

Er wurde beschleunigt durch den Versuch des eifersüchtigen Nachbars, die deutsche Entwicklung zu stören. Was nach den Erfahrungen der letzten fünfzig Jahre kaum für möglich gelten konnte, geschah: die deutschen Fürsten zeigten sich im Jahre 1870 als Träger der nationalen Idee. So ward nun doch erfüllt, was durch die Weigerung Friedrich Wilhelms IV. für immer aufgegeben schien, die Kaiserwürde kam

an's Hohenzollernhaus. Die Thatsache muß überraschen, wenn man in Rücksicht zieht, daß vorher gerade die Vertheidiger der preußischen Hegemonie jede Anknüpfung an die deutsche Kaiserzeit zurückwiesen, und darauf hindeuteten, daß die staatliche Entwicklung Frankreichs und Englands gerade deßhalb die deutsche überflügelte, weil ihre Kraft auf ein starkes Königthum, nicht auf ein über die natürlichen Grenzen hinausschweifendes Kaiserthum gerichtet war. Nicht eine romantische Laune aber rief die Namen „Kaiser und Reich" wach, sondern unter den gegebenen Verhältnissen war das Kaiserthum die einzig mögliche Form der Centralisirung. Wie einst unter Otto I., war durch gemeinsam vollführte Kriegsthaten die Idee der Einheit neu gestärkt. Nichts desto weniger aber hat sich der Sonderungstrieb nicht mit einem Zauberschlag verflüchtigt, weil er im deutschen Volkscharakter wurzelt. Auch jetzt noch fühlt sich der Preuße als Preuße, der Baier als Baier, der Hesse als Hesse, — auch jetzt ist für die Bürger der einzelnen Staaten Erhaltung und Bedeutung der Dynastien eine Herzenssorge. Die neue Reichsverfassung gewährt Schonung dieser Interessen und schafft dennoch einen Bund, dessen feste Gliederung ihn dem Auslande als einen durch Einheit starken Staat erscheinen läßt. Als Krönung des Einigungswerks bot sich von selbst das Kaiserthum.

Dem Aufruf König Ludwigs II. von Baiern Folge leistend boten die deutschen Fürsten Wilhelm „dem Siegreichen", der sich durch Zurückeroberung der geraubten Reichslande Elsaß und Lothringen schon als Augustus, als „Mehrer" des Reichs glorreich bewährt hatte, die erbliche Kaiserwürde an, und ein neuer Bund, der den Namen deutsches Reich führt, trat in's Leben. Mit Nachdruck betonte der Erwählte, er gedenke nimmer an mittelalterliche Tradition anzuknüpfen, er übernehme die Krone „nicht im Sinn der Machtansprüche, für deren Verwirklichung in den ruhmvollsten Zeiten unsrer Geschichte die

Macht Deutschlands zum Schaden seiner inneren Entwicklung eingesetzt wurde, sondern mit dem festen Vorsatz, — so weit Gott Gnade giebt, — als deutscher Fürst der treue Schirmherr aller Rechte zu sein und das Schwert Deutschlands zum Schutze derselben zu führen."

Am 18. Jänner 1871, während noch die deutschen Truppen die feindliche Hauptstadt umklammert hielten, vollzog sich in der Spiegelgallerie des Königsschlosses zu Versailles ein großer weltgeschichtlicher Akt, die feierliche Proclamation des deutschen Kaiserreichs. Zum Erstenmal nahm Wilhelm I. die begeisterte Huldigung seiner Kriegsgenossen entgegen und über seinem ehrwürdigen, greisen Haupt flatterten stolz die lorbeergeschmückten Fahnen der wieder vereinigten deutschen Stämme.

Prospect.

Frauen-Bibliothek.

Ein Cyclus von Werken über Kunst und Wissenschaft

für

Frauen und Jungfrauen.

I. Serie:

Geschichte der bildenden Künste
von **Otto von Leixner.**

Geschichte der deutschen Dichtung
von **Richard Weitbrecht.**

Die deutschen Kaiser von **K. Th. Heigel.**

Preis pro Band elegant in Leinwand gebunden 6 ℳ —
(Jeder Band ist einzeln käuflich.)

Das Ideal, welches dem unterzeichneten Verleger bei der Begründung dieser Bibliothek vorschwebte, war es, Bildungsbücher herzustellen, deren ästhetisch gebildete Form sie zugleich zu einer anregenden und im edlen Sinne unterhaltenden Lektüre macht, sein Ideal war es, den Frauen und Mädchen Deutschlands Bücher zu bieten, welche nicht nur der Mode wegen gekauft, sondern gelesen, nicht nur einmal gelesen und dann bei Seite gelegt werden, sondern als Freund der Familie ein liebes bleibendes Eigenthum werden, das allmählig sich zum geistigen Besitze gestaltet.

Die Frau soll Antheil nehmen an dem Geistesleben des Mannes, soll ihm eine Gefährtin sein in allen Lagen des Lebens; das ist aber nur möglich, wenn ihre Bildung von den Schlacken der Oberflächlichkeit, von der Verehrung der schönen Phrase befreit wird, dabei aber zugleich das Gemüth des Weibes nicht unterdrückt, seine Unbefangenheit nicht geschädigt wird. Im Streben nach diesem hohen Ziel werden diese Bücher, deren jedes einzelne für sich abgeschlossen ist, ein zusammengehöriges Ganzes bilden.

An die oben genannten, bereits erschienenen, werden sich jedes Jahr einige neue Bände reihen; zunächst sind in Aussicht genommen und theilweise schon begonnen:

Die Kunst des Vortrags
von Emil Palleske;

Länder- und Völkerkunde
von Friedr. Ratzel (in mehreren Bänden);

Beispielsammlung zur Geschichte der deutschen Dichtung von Richard Weitbrecht.

Die Namen der Autoren, welche dieselben übernommen haben und auf die Absichten des Verlegers voll und ganz eingegangen sind, haben beim deutschen Volke einen guten Klang und bürgen für den gediegenen Inhalt und das auf's Ideale gerichtete Streben unserer Bibliothek, die beitragen möge zur Förderung der wahren Bildung der deutschen Frau und der heranwachsenden weiblichen Jugend.

Stuttgart.

J. Engelhorn.
Verlagshandlung.

Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart.

Die Tonkunst.

Einführung in die Aesthetik der Musik

von

Dr. Heinrich Adolf Köstlin.

Preis brosch. M. 7. —, in Leinwand geb. M. 8. —

Es wurde wohl immer viel über Musik geschrieben, aber es fehlte bis jetzt an einem Buche, welches den Musiktreibenden und den Musikhörenden über das specifische Wesen seiner Lieblingskunst orientirte und in deren Elemente wirklich einführte.

Daher glauben wir insbesondere Lehrern und Schülern der Musik mit obigem, diese Lücke ausfüllenden Buche einen erheblichen Dienst zu erweisen, und geben uns der Hoffnung hin, daß es bald in Conservatorien und Lehrerseminarien zu Hause sein wird.

Die populäre, unbeschadet der wissenschaftlichen Gründlichkeit klare und erwärmende Darstellung, verbunden mit der schönen Ausstattung dürften das Buch zum willkommenen Festgeschenk stempeln für Alle, welche mit warmer Begeisterung für die Tonkunst das Bedürfniß eines besseren Verständnisses verbinden.

Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart.

Das Hauswesen

nach seinem ganzen Umfange dargestellt in Briefen an eine Freundin mit Beigabe eines

vollständigen Kochbuchs

von

Marie Susanne Kübler.

Achte verbesserte Auflage, mit Holzschnitten.

637 Seiten.

Preis: Gut in Leinwand gebunden 5 Mark 50 Pf.

Inhalt:

Arbeit. — Ordnung. — Behandlung der Dienstboten. — Reinlichkeit. — Sparsamkeit. — Haushaltungsgeld. — Haushaltungsbuch. — Küche und Speisekammer. — Kenntniß und Einkauf der Nahrungsmittel. — Kochkunst. — Küchenrezepte. — Speisezettel. — Anordnung der Tafel. — Serviren und Transchiren. — Küche, Herd und Geschirr. — Waschküche. — Möbel. — Kleider. — Keller. — Brennmaterialien. — Geflügelhof. — Gemüse- und Blumengarten. — Kinder- und Krankenpflege. — Gesundheitslehre.

Johannes Scherr sagt von diesem Buche: „Tausenden und wieder Tausenden von jungen Mädchen, jungen Frauen und jungen Müttern ist die Verfasserin dadurch eine Lehrerin und Führerin, geradezu eine Wohlthäterin geworden und gar mancher junge Ehemann hatte, ohne es zu wissen, vollauf Ursache, der „Marie Susanne Kübler" dankbar zu sein."

J.-Theophane [illegible] 50

143

Kruis

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heigel, Karl Theodor <<von>>

Die deutschen Kaiser

Stuttgart 1880

Germ.g. 186 k
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11608839-2